3 1761 06235697 7

Max Nordau

Die Krankheit des Jahrhunderts







Die Krankheit des Jahrhunderts

Im Verlage von B. Elischer Nachfolger in Leipzig erschienen ferner von

Max Nordau:

Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit. 61. Tausend. Mit dem Porträt des Verfassers. Geh. M. 4,—, eleg. geb. M. 5.—.

Paradoxe. 27. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Von Kunst und Künstlern. Beiträge zur Kunstgeschichte. Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

Paris unter der dritten Republik. 4. Auflage. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien. 3. verbesserte Auflage. 2 Bände. Geh. M. 12.—, eleg. geb. M. 15.—.

Der Krieg der Millionen. Schauspiel in 5 Aufzügen. 2. Auflage. Geh. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.50.

Max Nordaus Porträt auf chinesischem Kupferdruckpapier. Folio. M. 2.—. Für Käufer von mindestens zwei obiger Schriften gratis.

Die

Krankheit des Jahrhunderts

Roman

von

Max Nordau

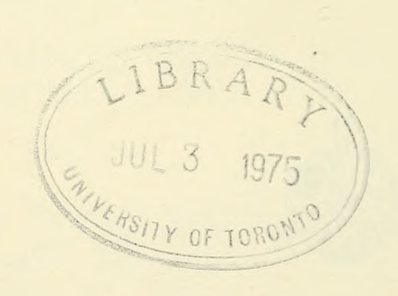
7. und 8. Tausend



Leipzig
Verlag von B. Elischer Nachfolger

PT
2440
N8K7

Alle Rechte vorbehalten.



Erstes Buch.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis.
Goethe.

I.

Berg und Wald.

„So, Kinder. Nun genug gefaulenzt. Diese Neige auf dein Wohl, tiefsinniger Eynhardt, der du Hartnäckigkeit und Weisheit vereinigst wie vor dir nur noch Bileams Esel. Mögen dir die Atome leicht werden! Und nun auf die Beine."

Die Gläser mit dem hellen Affenthaler klangen lustig zusammen, die Wirtin strich lächelnd die Zeche ein und mit Tumult erhob sich die Gesellschaft von der Bretterbank, die sich polternd überschlug. Den runden Tisch bewahrte vor demselben Schicksal nur seine Bauart, bei welcher weise darauf Bedacht genommen war, daß sein Gleichgewicht wahrscheinlich häufig starken Erschütterungen ausgesetzt sein werde.

Die ungestüme Gruppe bestand aus fünf oder sechs Jünglingen, die an ihrer Mütze mit farbigem Bande, an den Schmissen in den blühenden Gesichtern und der freien, ein bischen prahlerischen Haltung auf den ersten Blick als Studenten kenntlich waren. Sie hingen die abgelegten Ränzlein und Taschen über, traten unter dem offenen Holzschuppen neben dem Wirtshause hervor auf die Landstraße hinaus und scharten sich um den Sprecher von vorhin. Es war ein langer hübscher Bursche mit blonder Mähne, lachenden blauen Augen und einem keimenden Schnurrbart auf der frischen Oberlippe.

„Du bleibst also dabei, Eynhardt, daß du nicht weiter strömen willst?" fragte er mit einer Aussprache, die den Rheinländer verriet.

„Ich bleibe dabei," antwortete der Angesprochene.

„Ein Grunzen diesem Bärenhäuter, aber mehr Leidwesen als Unwillen!" befahl der Lange, zu den Übrigen gewandt.

Sie grunzten dreimal, kräftig, tief, in reinem Einklang, während der Rheinländer ernsthaft den Takt dazu schlug. Ein ungebildetes Ohr hätte aus den Tönen die von jenem geforderte Gefühlsschattierung vielleicht nicht leicht herausgehört, er aber schien befriedigt.

„Nun, wie du willst. Zwang ist nicht. Freiheit bleibt das höchste Lebensgut, auch die Freiheit, Dummheiten zu machen."

„Er weiß hier herum vielleicht eine Höhle und thut eine Einsiedlerbude auf," fiel einer aus der Gruppe ein.

„Oder er hat ein Stelldichein mit dem Ding-an-sich und da würden wir stören," meinte ein Anderer.

Sie lachten und der Rheinländer hob wieder an: „So wurzle denn, während wir weiter wandern. Aber vor allen Dingen bleibe dir selbst getreu. Vergiß nicht, daß diese ganze Welt nur Schein ist, folglich auch die braunen Schwarzwald-Mädel. Und nun gehab dich wohl und denke manchmal an uns Scheinmenschen, die dir immer einen Schein von Freundschaft bewahren werden."

Der Angesprochene drückte ihm und den Anderen der Reihe nach die Hand, sie umarmten ihn, schwenkten die Mützen, riefen „Hurrah!" und nahmen dann den Weg rüstig unter die Füße. Der empfindsame Teil des Abschieds mit Liedern und weichmütigen Redensarten war eben schon vorher erledigt worden, als man im Wirtshaus Rast gehalten hatte, und jetzt gingen sie leichtblütig auseinander, in der glücklichen Lebensfülle und Zukunftsfreudigkeit ihrer Jugend ohne Sinn für die geheimnisvolle Melancholie, die in jeder Trennung auf unabsehbare Zeit und vielleicht auf immer liegt. Kaum hatten sie dem Zurückbleibenden den Rücken gewandt, als sie das Lied „Im schwarzen Walfisch zu Askalon" anstimmten, die Schwermut der ersten wie die Lustigkeit der zweiten Hälfte der Weise im Vortrag übertreibend. So verschwanden sie rasch hinter einer Biegung der Straße, während ihr Gesang noch eine Weile aus wachsender Entfernung schwächer und schwächer hertönte.

Dieser kleine Auftritt, der sich an einem August-Nachmittage des Jahres 1869 abspielte, hatte zum Schauplatz die Landstraße von Hausach nach Triberg, gerade an der Stelle, wo sich ein Seitenweg zu dem tief im Thale liegenden Städtchen Hornberg hinabsenkt. Die handelnden Personen waren neugebackene Heidelberger Doktoren verschiedener Fakultäten, die sich zu einer Ferienwanderung durch den südlichen Schwarzwald zusammengethan

hatten, um sich im Tannenduft von den Schrecken der vor zwei Tagen überstandenen Prüfungen zu erholen. Bis Offenburg wurden sie von der Eisenbahn prosaisch wie Weinreisende gefuhrwerkt. Von da schritten sie wie die kanadischen Waldläufer aus und gelangten am ersten Tage bis Haßlach, vier Meilen weit wie der Vogel fliegt. Nach einem Rasttag brachen sie mit dem ersten Hahnenschrei auf und kamen vor den heißen Tagesstunden das liebliche Kinzigthal entlang über Hausach nach Hornberg. Über der Thür eines Straßenwirtshauses winkte ein Zeiger aus langgelockten Hobelspänen verführerisch und die jungen Leute machten einen langen Halt. Das Rundbild war da besonders schön. Die Straße lief auf einem Absatz der Berge etwa in ihrer halben Höhe hin; auf der einen Seite stiegen die dichtbewaldeten Gipfel noch einige hundert Fuß hoch steil an, auf der andern fielen die Abhänge bis ins breite Thal ab, wo die Gutach bald über Geröll dahin polternd, bald über flachen Wiesengrund sacht wie Öl fließend ihr Wesen trieb. Unten lag das Städtchen Hornberg mit seinen paar gekrümmten Gassen und Gäßchen und dem stattlichen Hauptplatze, den eine alte Kirche, mehrere Gasthöfe und ansehnlich aussehende Häuser mit Kaufläden einrahmten. Man konnte in jeden Hofraum, ja fast durch die Schornsteine auf jeden Feuerplatz hinabsehen und unter Anderem auch das Prudeln und Plätschern einiger Jungen in einer Schwimmschule beobachten, deren sich der gesittete Ort rühmte. Jenseit des Thales ragte ein hoher, schroffer Berg auf, an dessen bebuschter Flanke ein weißer Pfad in Zickzacklinien emporkletterte. Seinen Gipfel nahm ein großes, vielfenstriges Haus ein, das tausend Fuß hoch lotrecht über der Tiefe hing. Seine weißgetünchte Wand trat grell aus dem kräftig grünen Tannenhintergrunde hervor und mußte aus meilenweiter Entfernung den Blick auf sich ziehen. Eine weithin sichtbare Inschrift in schwarzen Riesenbuchstaben bezeichnete das so kühn und malerisch hingebaute Haus als das „Schloß-Hotel“ und woher es diesen Namen hatte, das lehrte ein Blick auf eine altersgraue oben launenhaft ausgeschartete runde Turmruine, die sich unmittelbar hinter dem Hotel emporreckte und diesem als Rückenstütze zu dienen schien. Jenseit des frei dastehenden Berges, der sich mit seiner weichen Umrißlinie von Baumwuchs am blauen Himmel abzeichnete, rollten bis an den Rand des Gesichtskreises die abwechselnd mäßig ein-

gesattelten und aufgerundeten bewaldeten Kämme gleichlaufender Höhenzüge, die gerade von Norden nach Süden strichen und wie ein hohlgehendes Meer mit majestätischen Wellenbergen und Wellenthälern dazwischen aussahen. Hinter der ersten Linie erschien eine zweite, eine dritte, eine vierte, so weit man sehen konnte, jede um eine Farbenstufe heller aufgetönt, die ganze Tonleiter vom tiefsten Grün durch Blau und Violett bis zum duftigsten Blaßgrau durchlaufend und von kräftigster Stofflichkeit im Vordergrund sich in allmählicher Lösung bis zu wolkenhaft zarter Verschwommenheit verflüchtigend.

Angesichts dieses Bildes hatte Eynhardt erklärt, nicht weiter gehen zu wollen. Die Anderen waren entschlossen, noch denselben Tag bis Triberg zu wandern und überhaupt nicht umzukehren, ehe sie im Bodensee ein Bad genommen. Da alles Zureden unvermögend war, Eynhardts Sinn zu ändern, so trennte man sich schließlich und die Abziehenden marschierten auf Triberg los, der Zurückgelassene aber stieg nach Hornberg hinab, um auf der andern Seite wieder zum Schloßhotel emporzuklimmen.

Wilhelm Eynhardt war ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren, schlank und schmal an Wuchs, mit einem auffallend schönen Gesichte. Die Augen waren nicht groß, aber mandelförmig geschnitten, tief dunkel, von samtartigem Glanze und mit leicht verschleiertem, so zu sagen nach innen gekehrtem Blick. Die fein gezeichneten schmalen Augenbrauen hoben durch ihre Rabenschwärze prächtig das reine Weiß der Stirne hervor, die eine Fülle natürlicher schwarzer Locken krönte. Die rosig angehauchten Wangen und die frischen Lippen hatten noch den pfirsich- oder kirschenartigen Anhauch der ersten Jugend und würden kaum sein Alter haben erraten lassen, wenn sie nicht ein dunkelbrauner, seidenweicher Bart, den nie ein Scheermesser berührt, mit seinen etwas dünnen Ringeln beschattet hätte. Es war ein durchaus ungewöhnlicher Typus, im Profil an Antinous, von vorn gesehen an den heiligen Sebastian des Guido Reni im Capitolinischen Museum erinnernd, ein Antlitz von edelster Menschlichkeit, ohne einen einzigen gemeinen Zug, der an einen Rest unüberwundener Tierheit denken lassen konnte. Die stille Miene trug einen Ausdruck von Schwärmerei oder richtiger Weltabgewandtheit, etwas wie einen Abglanz der entsagenden Weisheit und leidenschaftlosen Friedlichkeit, die im Lande der

Reben und Lotosblumen gedeiht. Wer ihn sah, fühlte sich mächtig angezogen, empfand aber halb unbewußt eine leise Besorgnis, ob diese reine, schöne Menschenerscheinung für den Kampf ums Dasein nicht zu unkräftig organisiert sei. Auf der Universität hatte er von den Kameraden wegen seiner weichen, unmännlichen Physiognomie, der fehlenden Strammheit in seiner Haltung und weil er weder rauchte noch trank, den Spitznamen Wilhelmine erhalten. Dieser gutmütige Spott schloß ein richtiges Urteil, zwar nicht über sein Wesen, aber doch über sein Äußeres in sich. —

Als Wilhelm in den Hof des Schloßhotels eingetreten war, blieb er einen Augenblick lang stehen, um Atem zu schöpfen. Rechts lag das stattliche neue Haus, dessen weißgetünchte Wand mit den vielen hellblinkenden Fenstern ihn von der Landstraße drüben heraufgelockt hatte, links der runde Turm, an den sich ruinenhaftes Gemäuer von einiger Ausdehnung schloß; in seinem Schatten ein luftiger, ringsum offener Lattenbau, mit Gaisblatt ganz übersponnen, in welchem auf einem etwas erhöhten Bretterboden einige einfache Tische und Bänke standen. Da saßen bei Wein und Bier mehrere Leute, wohl Gäste des Hotels, und musterten den Ankömmling neugierig. Der stämmige Wirt, nach dörfischer Art gekleidet, tauchte eben aus dem offenen Keller im Turme auf, kam auf ihn zu und wünschte ihm die Tageszeit. Er sah ihn aus einem wildbärtigen, sonnverbrannten Gesichte mit gutmütigen blauen Augen an, die sich mit einem prüfenden Blicke auf die Mütze und das Ränzlein des jungen Mannes raschen Bescheid über ihn holten, und wartete, daß Wilhelm ihm etwas sage.

„Kann ich ein Zimmer nach dem Thale hinaus haben?" fragte dieser.

„Augenblicklich nicht," antwortete der Wirt, die Kehllaute alemannisch hervorrasselnd; „es ist blos eine Stube hier heraus frei und auch die im obersten Stock. Aber morgen oder übermorgen ist starke Abreise und dann kann ich dienen."

Wilhelms Antlitz umschattete ein Ausdruck der Enttäuschung, aber nur einen Augenblick lang. Dann sagte er: „Gut, ich bleibe."

„Gepäck?" fragte der derbe Wirt in seiner kurz angebundenen Art.

„Liegt in Haslach. Ich lasse es morgen nachkommen.“

„Bertha,“ rief der Wirt gewaltig, daß der Widerhall im Berge laut wurde und die Trinker im Gaisblatt-Kiosk lächelten. Sie waren wohl an die ungeleckte Hinterwäldler-Art des Mannes gewöhnt. Ein dralles, rotwangiges Mädchen erschien in der Eingangsthür, zu der ein paar Steinstufen emporführten. „Nummer 47!“ befahl der Wirt und wandte sich zu anderen Geschäften ab. Bertha führte den neuen Gast drei Treppen hoch über eine Holzstiege ohne Teppiche und einen langen gedielten Gang nach einer einfenstrigen Stube, die hell und sauber war, aber kaum mehr als die allernötigste Einrichtung enthielt.

Das Mädchen machte ihn mit den Hauseinrichtungen bekannt, brachte Wasser und ließ ihn allein. Er hängte den Ranzen an den Wandnagel, öffnete das mit einem urväterlichen eisernen Drehriegel verschlossene kleine Fenster und prüfte die Aussicht. Unter sich hatte er den Platz, auf dem er vorhin gestanden, links den Turm und über das verfallene Gemäuer hinweg konnte er in den verwahrlosten alten Schloßhof sehen, der voll Schuttes und wilden Pflanzenwerks lag, ein Bild der Öde und Verwüstung.

„Das habe ich gut getroffen,“ dachte Wilhelm, denn er liebte die Einsamkeit und versprach sich genußvolle Stunden vom Aufenthalt in der Ruine, in Gesellschaft frei wuchernden Unkrautes, huschender Kerfe und lärmender Waldvögel.

Er nahm sich kaum Zeit, sein Gesicht im Waschwasser zu erfrischen und die derben Wanderschuhe mit leichten zu vertauschen, und eilte hinunter, um mit dem Schloßhofe Bekanntschaft zu machen. Er mußte erst suchen, ehe er in der vielfach geborstenen Umfassungs-Mauer eine Bresche fand, durch die er hineinschlüpfen konnte. Er fand sich in einem ziemlich weiten rechteckigen Raume, dessen wunderlich zerwühlter Boden eine Folge von Getrümmer, Erdhügeln, Mulden und tiefen Löchern zeigte. Angeflogener Wald bedeckte ihn zum größten Teil, meist verfitztes, sich gegenseitig erstickendes Unterholz und Buschwerk, doch auch einzelne ragende Tannen, halbverkümmerte Eichen und kräftige Buchen, die hauptsächlich an der West- und Südmauer dicht standen. Da und dort erhoben sich im Gebüsch kahlere Haufen verwitterter Hausteine und zerbröckelten Kalkmörtels, in deren Fugen langhalmige Gräser und allerlei gelbe, weiße und

rote Blumen siedelten. Kletternd, stolpernd und gleitend arbeitete er sich durch die Wildnis, die er der Länge und Breite nach durchmessen wollte, um ein Ruheplätzchen für häufigeren Aufenthalt zu entdecken, als er plötzlich an eine jähe Senkung gelangte, deren Anblick ihm ein Vorhang von Gesträuch verborgen hatte, und unversehens den Boden unter den Füßen schwinden fühlte. Er faßte instinktiv in die Zweige, um sich festzuhalten, zerstach sich die Hände an den Dornen, brach einige schwache Gerten ab und rollte in Begleitung von Schollen, entwurzelten Sträuchern und Steinen eine Steile hinab, wenigstens zwei Klafter tief auf einen kleinen Rasenplatz, der sich unten ausbreitete.

Neben ihm wurde ein kleiner Schrei ausgestoßen, eine weibliche Gestalt sprang auf und rief mit ängstlicher Stimme: „Haben Sie sich wehgethan?"

Wilhelm raffte sich auf, so schnell er konnte, strich sich die Erde von den Kleidern und sagte, indem er sich nach der Mütze bückte: „Danke, es ist nichts. Eine kleine Ungeschicklichkeit. Aber ich habe Sie erschreckt?" fügte er hinzu.

„Ein Bischen, doch das ist schon wieder vorbei."

Jetzt sahen sich die Beiden erst an und die Dame lachte hell auf, während Wilhelm sehr rot wurde. Sie verstummte gleich wieder, errötete ebenfalls und schlug die Augen nieder. Sie war ein Mädchen in der ersten Jugendblüte, von ungemein zarter und zierlicher Gestalt, mit einem feinen Gesichtchen, das durch zwei Grübchen in den Wangen einen lieblich schalkhaften Ausdruck gewann, welchem muntere braune Augen nicht widersprachen. Unter der Sammthaut der vollen, warm getönten Wangen kreiste sichtlich reiches, urgesundes Blut, das die schöngeschnittenen Lippen verführerisch schwellte. Die freie Stirn begrenzte üppiges gewelltes Haar von goldglänzendem Braun, das nach der Mode der Zeit rückwärts in lange Locken gerollt niederströmte. Sie hatte als einzigen Schmuck einen mattgoldenen Reif im Haar und trug ein einfaches Kleid von lichtem kleingeblümtem Stoffe, dessen hochsitzender Gürtel die jungfräuliche Büste knapp absetzte. Die Erziehung gewann wieder ihre Rechte über die Natürlichkeit, mit der sie sich für den Jüngling, der so plötzlich zu ihr herabgeschmettert gekommen war, teilnahmsvoll gezeigt, und sie war sichtlich verwirrt, sich so formlos in einem Gespräche mit einem fremden Herrn zu finden.

Wilhelm verstand und teilte ihre Verlegenheit und um aus derselben herauszukommen, verneigte er sich vor dem anmutigen Mädchen und sagte: „Da wir doch zweifellos Hausgenossen sind, so gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Wilhelm Eynhardt. Ich bin aus Berlin und seit einer Stunde Bewohner des Schloßhotels."

„Aus Berlin?" rief das Mädchen lebhaft, ohne sich ihrerseits zu nennen, „da sind wir Landsleute. Das finde ich nett. Und wo wohnen Sie denn in Berlin, wenn man fragen darf?"

„Dorotheenstraße, gnädiges Fräulein."

„Natürlich!" erwiderte sie und ein heiteres Lächeln vertiefte die Schatten ihrer Wangengrübchen.

„Wieso natürlich?" fragte Wilhelm etwas verwundert.

„Nun, das ist doch unser Lateinisches Viertel und als Student, — denn das sind Sie doch?"

„Ja und nein, mein gnädiges Fräulein. Im deutschen Sinne bin ich es eigentlich nicht mehr, da ich bereits Doktor bin. Aber ich finde den englischen Sprachgebrauch schöner und wahrer, der das Wort Student da anwendet, wo wir anspruchsvoll Gelehrter sagen würden. Gelehrte sind wir nie, immer nur Lernende. Im englischen Sinne bin ich also Student und hoffe es mein Lebelang zu bleiben."

„Ach, Sie sprechen englisch?" gab sie rasch zurück, von dieser Rede das Äußerlichste festhaltend. „Das ist reizend. Ich liebe nämlich das Englische ungemein und bin sehr daran gewöhnt, da ich einen großen Teil meiner Jugend in England verbracht habe. Man sagt sogar, daß ich im Deutschen einen kleinen englischen Accent habe. Finden Sie das auch?"

„Mein Ohr ist dazu wohl nicht geübt genug," sagte Wilhelm wie zur Entschuldigung.

„Meine Freundinnen," plauderte sie jetzt englisch weiter, „sprechen fast Alle französisch, aber ich finde englisch doch weit vornehmer. Bei einem Deutschen ist Geläufigkeit im Englischen immer ein Beweis distinguierter Erziehung. Nicht wahr?"

„Doch nicht immer," gab Wilhelm deutsch zurück, „es kann auch einfach beweisen, daß man als Handwerksbursche in Amerika gefochten hat."

Das schöne Mädchen rümpfte über die unfeine Bemerkung ein wenig das bewegliche Näschen, Wilhelm aber fuhr fort: „Mit

Ihrer Erlaubnis, mein gnädiges Fräulein, will ich doch lieber bei der Muttersprache bleiben. Mit einer Landsmännin ohne Not in einer fremden Sprache zu verkehren würde mir wie eine Gedankenmaskerade vorkommen und mir Unbehagen bereiten."

„Eine kleine Maskerade finde ich ganz amüsant," erwiderte sie, „doch wie Sie wollen. An Gelegenheit zum Englischsprechen fehlt es hier übrigens nicht. Die Gäste im Schloßhotel sind größtenteils Engländer. Sie haben es vielleicht schon bemerkt. Aber es ist nicht die richtige Sorte. Es sind vulgäre Cityleute, die sogar die H's fallen lassen, aber auf dem Kontinent die Lords spielen. Mir macht man natürlich keinen Snob für einen Gentleman vor, das kenne ich zu genau."

Wilhelm lächelte über die selbstbewußte Wichtigkeit, mit der sie das sagte. Sein Auge vertiefte sich bewundernd in die Fülle ihres schönen Haars und in die zarten Umrisse des schlanken Halses und der zu den feinen Armansätzen schön abfallenden Schultern, während sie, die ihre volle Sicherheit wieder erlangt hatte, sich auf den Platz niederließ, den sie vor der Störung eingenommen.

Es war ein Stück Steingesims, das ein sehr dicker Moos- überzug in einen schwellenden Sitz verwandelte. Überhängendes Gebüsch hüllte diesen in Heimlichkeit und Schatten, vor ihm lag eine kleine Ecke des Schloßhofes als ein ganz ebener Rasengrund und gerade gegenüber klaffte in der Mauer eine weite Lücke, in der eine abwechselungsvolle Berglandschaft wie ein von Künstlerhand gemaltes, gut komponiertes, von seinem Rahmen begrenztes Bild erschien. Das Mädchen hatte in einem aufgeschlagen daliegenden Album diesen Durchblick nachzuzeichnen gesucht.

„Sie haben den Vorwurf für Ihre Skizze mit feinem Sinn für Naturschönheit gewählt, gnädiges Fräulein," bemerkte Wilhelm, „darf man einen Blick auf das Blatt werfen?"

„O," sagte sie etwas verwirrt, „der Wille ist gut, aber ich kann so wenig," und nur zögernd reichte sie ihm das Album hin. Er nahm dieses und den Bleistift, sah abwechselnd in die Berge hinaus und auf das Blatt hinab und begann, ohne auch nur um Erlaubnis zu bitten, nachzubessern, zuerst blos da und dort einen Bleistifthieb führend, eine Linie verstärkend, einen Umriß erleichternd und freier schwingend, dann kam ihm in der Arbeit der Eifer, er setzte sich ohne Umstände auf die Moos-

bank, griff nun auch zum Radiergummi, wischte, löschte, zog Striche, legte Schatten auf, gab dem Vordergrunde Kraft, dem Hintergrunde Luftigkeit und zauberte eine wirklich hübsche stimmungsvolle Skizze aufs Papier.

Das Mädchen hatte ihm bewundernd zugesehen und sagte nun, als er ihr das Album wieder gab: „Sie sind ja ein großer Künstler,“ und ohne ihn, der bescheiden ablehnen wollte, zu Worte kommen zu lassen, fuhr sie fort: „Dafür hätte ich Sie übrigens Ihrem Aussehen nach auch eher gehalten als für einen Studenten. Sie sehen nämlich gar nicht aus wie ein Student, und nicht einmal wie ein Deutscher. Ich bin in Londoner Gesellschaften öfters einem indischen Prinzen begegnet, mit dem haben Sie eine gewisse Ähnlichkeit, die mir gleich aufgefallen ist.“

Wilhelm lächelte. „Gnädiges Fräulein, Ihre Wahrnehmungen haben einen Kern von Wahrheit, wenn Sie sie auch liebenswürdig übertreiben. Ein großer Künstler bin ich nicht, noch nicht einmal ein kleiner, aber ich habe allerdings viel gezeichnet und selbst gemalt und gedachte ursprünglich mich ganz der Künstlerlaufbahn zu widmen. Und wenn ich auch mit indischen Prinzen nicht das Geringste gemein habe, sondern ein guter Deutscher von plebeischster Abstammung bin, so könnte es doch sein, daß ich einen Tropfen indischen Blutes in den Adern habe.“

„Also doch?“ rief sie neugierig.

„Ja. Meine Mutter war nämlich eine Deutschrussin aus Moskau und deren Vater, ein eingewanderter Thüringer, hatte ein Mädchen geheiratet, das von Moskauer Zigeunern abgestammt sein soll. Durch diese Großmutter, die ich übrigens nicht gekannt habe, stände ich also mit Indien in entfernter genealogischer Beziehung, freilich blos mit indischen Parias. Aber Sie, gnädiges Fräulein, sehen mit Ihren schönen dunkeln Augen und Brauen auch nicht deutsch aus.“

Sie nahm ihm das etwas vertrauliche Kompliment gar nicht übel, sondern erwiderte lebhaft: „Das hat auch seinen guten Grund. Wie Sie indisches, so habe ich französisches Blut in den Adern. Meines Vaters Mama war aus der Kolonie, eine geborene du Vinache.“

So plauderten sie wie alte Bekannte und der Inhalt ihres Gesprächs, der es mit sich brachte, daß sie einander ansehen und sich gegenseitig mit der Persönlichkeit des Andern beschäftigen

mußten, näherte ihre Geister einander wie die Moosbank ihre Körper. Jung und schön wie sie waren, fanden sie aneinander das tiefe menschliche Gefallen, in dessen Wärme das kalte Gefühl des Fremdseins zauberschnell schmilzt. Zum Bewußtsein, daß noch vor einer halben Stunde keins der Beiden eine Ahnung vom Dasein des Andern gehabt, brachte sie erst das Auftauchen eines Mädchens in der Mauerbresche, das beim Anblick des so intim dasitzenden Pärchens verwundert stehen blieb.

Das Fräulein stand etwas hastig auf und ging der nun rasch Herankommenden einige Schritte entgegen. Es war ein Kammermädchen, das seiner jungen Herrin eine mitgebrachte Mantille umhängte und ihr Album, Sonnenschirm und breitrandigen Schäferhut abnahm.

„Ist es schon so spät?" fragte das Fräulein mit einer naiven Überraschung, welche Wilhelms Bescheidenheit nicht zu deuten wußte.

„Gewiß, gnädiges Fräulein," erwiderte die Zofe, indem sie mit der Hand nach den Bergen wies, deren Spitzen sich in orangefarbenes Dämmerlicht zu hüllen begannen, und sah dann abwechselnd ihr Fräulein und den fremden Herrn an, dessen Schönheit sie sogleich bemerkte.

„Sie gedenken also eine Weile hier oben zu bleiben?" wandte sich das Fräulein an Wilhelm, der ihr zögernd folgte.

„Gewiß," antwortete er schnell.

„Dann werden wir gute Bekannte werden. Meine Eltern werden Sie gleich kennen lernen. Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß mein Papa Herr Ellrich ist."

Als Wilhelm sich verneigte, ohne daß der Name auf ihn eine Wirkung hervorzubringen schien, sagte sie mit etwas geschärftem Ton und indem sie die Stimme kaum merklich hob: „Ich dachte, als Berliner würden Sie den Namen meines Vaters kennen; Geheimer Kommerzienrat Ellrich, Vize-Präsident der Seehandlung."

Name und Titel machten zwar auch jetzt keinen Eindruck auf Wilhelm, aber aus Höflichkeit brachte er ein „ah" hervor, das Fräulein Ellrich befriedigte. Sie verließen die Ruine auf einem bequemen Pfade, den Wilhelm vorher nicht gesehen hatte, und gingen zusammen bis zur Schwelle des Hotels, wo sie mit einer reizenden Kopfneigung von ihm Abschied nahm.

Träumend begab er sich auf seine Stube und während ihm sein Gedächtnis das Bild des schönen Mädchens und den hellen Klang ihrer Stimme wiederholte, dachte er, wie sehr er dem Zufall zu Danke verpflichtet sei, daß er ihn nicht nur mit ihr bekannt gemacht, sondern ihm auch über die Unbequemlichkeiten der ersten förmlichen Wechselreden glorreich hinweggeholfen habe. Denn Wilhelm kannte sich und wußte, wie geringe Begabung er zum Anknüpfen weltläufiger Beziehungen hatte und wie unwahrscheinlich es war, daß er ohne seinen Fall im Schloßhofe zu Fräulein Ellrich in Beziehung getreten wäre. —

Beim Abendessen, das nicht gemeinsam, sondern von den einzelnen Gästen zu beliebiger Zeit an gesonderten Tischen eingenommen wurde, war Wilhelm träumerisch zerstreut. Für den weiten, kahlen Speisesaal, dessen einziger Schmuck außer den Steindruck-Bildnissen des Großherzogs von Baden und seiner Gemahlin die prächtige Aussicht war, welche sich durch sechs hohe Fenster auf das Gutachthal mit dem Städtchen Hornberg und auf die gegenüberliegenden Berge öffnete, hatte er kaum einen Blick und er bekümmerte sich auch wenig um die ziemlich schweigsame Gesellschaft an den übrigen Tischen, in der wirklich das englische Element vorherrschte. Er war absichtlich etwas später heruntergekommen, in der Hoffnung, Fräulein Ellrich bereits vorzufinden. Sie war aber noch nicht da. Indeß hatte er nicht lange gewartet, als in der von einem befrackten Kellner unterthänig geöffneten Thür das schöne Mädchen erschien, begleitet von einem stattlichen Herrn, der eine umfangreiche Dame am Arme führte. Diese Herrschaften schienen in der Achtung der Dienerschaft einen bevorzugten Platz einzunehmen, denn als sie sichtbar wurden, stürzten sich ihnen der Oberkellner und sein Untergebener unter Kratzfüßen entgegen, um ihnen die Oberkleider abzunehmen und sie zu einem Tische zu geleiten.

Wilhelm, der wenig gesellschaftliche Gewandtheit besaß, war etwas verlegen. Sollte er dem Fräulein entgegeneilen? Folgte er seiner Empfindung, so that er es. Aber ihre Eltern! Im Hinblick auf diese schien ihm bescheidene Zurückhaltung geboten. Glücklicherweise fügte sich alles aufs Beste. Ellrichs gingen einen Weg, der sie an seinem Tische vorüberführte. Wilhelm erhob sich und begrüßte seine schöne Bekannte mit einer tiefen Verbeugung. Ihr flinker Blick hatte ihn schon von der

Thür aus bemerkt. Sie erwiderte lächelnd und errötend seinen Gruß und als auch ihr Papa stehen blieb und wohlwollend den Kopf neigte, da war das Eis gebrochen. Wilhelm stellte sich vor, der Geheime Kommerzienrat reichte ihm die Fingerspitzen der rechten Hand und sagte: „Wenn Sie nichts dagegen haben, so wollen wir uns an Ihren Tisch setzen.“ Die Frau Geheime Kommerzienrätin, die ihn mit kaum verhohlener Überraschung durch ein goldenes Lorgnon musterte, nahm an seiner Seite Platz, an der andern ließ sich ihr Gatte nieder und gegenüber lächelte ihm das Antlitz der Tochter.

Der Geheime Kommerzienrat war ein wohlerhaltener Fünfziger von ziemlich hohem Wuchse, in einen eleganten grauen Reiseanzug gekleidet, mit einer hellgrauseidenen Plastron-Kravatte, welche eine Brustnadel mit einer auffallend großen schwarzen Perle schmückte. Das kurzgeschorene Haupthaar war sehr gelichtet und vom Scheitel bereits gänzlich verschwunden. Im wohlgepflegten Barte, der am Kinn ausrasiert war, herrschte das Grau vor, ebenso wie in dem auf der Höhe des Oberlippenrandes gestutzten Schnurrbart. Die blaßblauen Augen blickten kühl und etwas müde, um die Mundwinkel war ein Zug von Laßheit sichtbar, sein ganzes Wesen machte jenen Eindruck von Selbstbewußtsein und Gleichgiltigkeit gegen die übrigen Menschen, den Bedientennaturen in das Wort „Vornehmheit“ zusammenzufassen pflegen. Die Frau Geheime Kommerzienrätin, fett, blühend und gelassen, schien eine gute Seele, wenn auch nicht gerade ein Feuergeist zu sein.

Die banalen Anfänge des Gesprächs rollten um die Umstände, unter welchen Wilhelm mit Fräulein Ellrich bekannt geworden war, und um die Schönheit der Gegend, an der Herr Ellrich rühmte, daß sie nicht überlaufen sei. „Ruhebedürftigen möchte ich sie eher empfehlen als die Schweiz mit ihrem Gedränge,“ meinte er. Wilhelm stimmte zu und erzählte, wie er durch den romantischen Anblick des Hauses veranlaßt worden sei, ursprüngliche Wanderpläne aufzugeben und hier vor Anker zu gehen. Auf Befragen gab er einige Auskünfte über Heidelberg und seine Reisegenossen bis Hornberg. Komplimente der Frau Ellrich über sein Zeichentalent, die er bescheiden ablehnte, führten zur Frage, weshalb er sich nicht der Kunst gewidmet habe.

„Das ist ein eigentümliches Kapitel meines innern Ent-

wickelungsganges," erwiderte Wilhelm gedankenvoll; „schon während meiner Gymnasialzeit zeichnete und malte ich eifrig und nach dem Abiturienten-Examen bezog ich die Kunstakademie. Ich habe da zwei Jahre verbracht. Aber je mehr ich mich in die Kunstgeschichte vertiefte, je aufmerksamer ich die Eigentümlichkeiten der aufeinander folgenden Kunstepochen studierte, um so klarer wurde mir, daß das einzige, was einem Kunstwerke dauernden Wert sichert, blinde Nachahmung der Natur sei. Gewisse persönliche Eigentümlichkeiten des Malers gefallen manchmal seinen Zeitgenossen. Die Mode feiert ihn, wenn er herrschenden Geschmacksrichtungen entgegenkommt. Aber das folgende Geschlecht verspottet das, was das voraufgegangene bewundert hat, und gerade was die Mitlebenden als fortschrittliche Neuerung gepriesen haben, das verwerfen die Nachgeborenen als Verirrung. Was der Künstler aus Eigenem hinzu gethan, die sogenannte persönliche Auffassung, das heißt seine willkürlichen Änderungen und Deuteleien der Natur, das stirbt ab. Ewig lebt dagegen das, was er schlicht, einfältig und ehrlich so wiedergegeben, wie er es in Wahrheit gesehen, und die spätesten Zeiten grüßen erfreut im Kunstwerk die gute alte Bekannte, die ewig unveränderte Natur."

Fräulein Ellrich hing bewundernd an seinen Lippen, während ihre Eltern friedlich schöne Forellen aßen.

„Auch ich," fuhr Wilhelm, hauptsächlich zu seinem Gegenüber gewendet, fort, „auch ich suchte, wenn ich zeichnete und malte, die Natur mit voller Wahrheit wiederzugeben. Aber ich hatte dabei die Empfindung, einen Text in einer mir unverständlichen Sprache abzuschreiben. Die Form, auch jede sogenannte Zufälligkeit derselben, schien mir der notwendige Ausdruck bestimmter innerer Verhältnisse der Dinge, die mir verborgen waren. In mir erwachte der Wunsch, hinter das Äußere der Natur zu kommen, zu wissen, weshalb sie so und nicht anders aussieht. Ich wollte die Sprache verstehen lernen, deren Worte ich sklavisch kopierte, ohne ihren Sinn zu begreifen, und so wandte ich mich den Naturwissenschaften zu."

„Nun, Ihre zwei Jahre Kunstakademie waren doch nicht verloren," bemerkte Herr Ellrich.

„Gewiß nicht, für einen Beobachter der Naturerscheinungen ist es von Wert, ein geschultes Auge zu haben, das Formen und Farben sicher und genau erfaßt."

„Ja. Und dann sind Zeichnen und Malen schöne Fertigkeiten, die einen jungen Mann gesellschaftlich fördern."

„Klavier spielen und besonders Gesang freilich noch mehr," flocht Frau Ellrich ein.

„Am meisten aber Tanzen," rief Fräulein Ellrich heiter, „Sie sind doch Tänzer?"

„Nein, gnädiges Fräulein," erwiderte Wilhelm kurz. Er war verstimmt und es trat eine Pause ein. Der Geheime Kommerzienrat unterbrach sie mit der Frage:

„Sie sind also Doktor der Naturwissenschaften?"

„Jawohl, Herr Geheimrat."

„Was ist nun Ihr besonderes Fach? Zoologie? Botanik?"

„Ich habe hauptsächlich Chemie und Physik studiert und gedenke mich fernerhin ganz der letztern zu widmen."

„Physik! Ja. Ein schönes und weites Gebiet. Da ist noch viel zu machen. Elektrizität, Galvanismus, Magnetismus, das sind neue Kräfte, wenig bekannt und in der unterseeischen Telegraphie, der Galvanoplastik und so weiter noch lange nicht genügend ausgenützt."

„Diese Seite der Frage hat mich bisher allerdings weniger beschäftigt. Ich verlangte von der Physik Aufschlüsse über die Natur der Dinge. Die hat sie mir nun freilich nicht gegeben, aber es ist doch schon etwas, zu wissen, auf wie unsicheren, schwachen und beschränkten Versuchen unsere gerühmte Kenntnis vom Wesen der Welt, von der Kraft, vom Stoffe und seinen Eigenschaften beruht. Es gewährt immerhin eine gewisse Befriedigung, zu den äußersten Vorposten zu gehören, welche die Menschheit in ihrem beständigen Vormarsch gegen das Unbekannte hin ausstellt."

Die Frau Geheime Kommerzienrätin sah ihm voll Wohlgefallen in die schwärmerischen Augen und auf die frischen Lippen und sagte: „Sie sprechen sehr schön, Herr Doktor, und es müßte ein Genuß sein, Sie vortragen zu hören."

„Sie werden doch wohl auch bald eine Professur haben?" bemerkte auch Herr Ellrich, zu dem errötenden Wilhelm gewendet.

„O nein," erwiderte dieser lebhaft; „ich strebe keine an. Mir stehen fortwährend Fausts Verse vor der Seele: „„Ich ziehe . . . meine Schüler an der Nase herum — Und sehe, daß wir nichts wissen können."" Auch ich „„bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren."" Ich bewundere und beneide die Männer,

die mit soviel Wichtigkeit und Überzeugung das unmeßbar Wenige lehren, was wir wissen oder zu wissen glauben, und ich bin ihnen innig dankbar dafür, daß sie mich in ihre Methoden und Handgeschicklichkeiten eingeweiht haben. Aber ich weiß, daß ich für meinen Teil es nie über mich brächte, vor wißbegierige junge Menschen hinzutreten und ihnen selbstbewußt zu sagen: Sie sollen nun drei Jahre lang mit mir arbeiten und mir mit allem Ernst und Fleiße folgen, um von mir in die Wissenschaft eingeführt zu werden, die Ihnen schließlich vom Innern der Erscheinungen genau so viel verraten wird wie etwa ein flüchtiger Blick auf den Einbanddeckel vom Inhalt eines dicken Buches."

„Ihre Ausführungen sind ja ganz interessant," meinte Herr Ellrich, „aber die Professur ist doch das einzige praktische Ziel, zu dem das Studium der Physik führt. Verzeihen Sie, wenn ich ganz prosaisch ausdrücke, was ich meine: Brod gibt die Physik doch blos durch ein Lehramt."

„Ich bin zum Glück in der Lage, nicht um Brod sorgen zu müssen."

„Das ist freilich etwas Anderes," sagte der Geheime Kommerzienrat sehr freundlich, während die Frau Geheimrätin einen raschen Blick auf die durchaus nicht eleganten, ja sogar deutlich abgenützt aussehenden, wenn auch peinlich reinen Kleider Wilhelms warf. „Man weiß ja, daß Idealisten ihr Äußeres vernachlässigen," schienen ihre gutmütigen Augen halb entschuldigend, halb mitleidig zu sagen.

Herr Ellrich brachte die Verpflegung im Hotel zur Sprache und man unterhielt sich eine Weile über die Markgräfler Weine, die süddeutsche Küche, das schwarzwälder Touristen-Publikum und ähnliche Dinge. Dann fragte er seine Tochter: „Nun, Loulou, hast du schon für morgen ein Programm? Sie ist nämlich unser maître de plaisir," erklärte er Wilhelm.

„Ein furchtbar schwieriges Amt!" rief Loulou. „Papa und Mama lieben die Ruhe und ich liebe die Bewegung und das soll man nun in Einklang bringen!"

Wilhelm dachte, der Gegensatz sei unschwer auszugleichen, wenn Loulou ihre Neigung der Bequemlichkeit der Eltern unterordne, aber er ließ den Gedanken nicht laut werden.

„Ich schlage für morgen Vormittag eine kleine Spazierfahrt vor. Wegen des Nachmittags beschließen wir später. Wenn vielleicht der Herr Doktor . . . .?"

Sie stockte und ihre Mutter kam ihr zu Hilfe, indem sie die Einladung ergänzte: „Es wäre recht liebenswürdig von Ihnen, sich uns anzuschließen."

„Ich fürchte nur, lästig zu fallen."

„Aber durchaus nicht," fielen Mutter und Tochter gleichzeitig ein und Herr Ellrich nickte ebenfalls aufmunternd. Wilhelm fühlte, daß es herzlich gemeint war, und seine Besorgnis vor Aufdringlichkeit überwindend, nahm er an.

Die Verhältnisse auf dem Schloßberge begünstigten den Anschluß Wilhelms an Ellrichs, das heißt an Loulou, ungemein. Man lebte in dem einsamen Hause auf der Bergkuppe eng beisammen und hatte einander fortwährend vor Augen. Spaziergänge den waldigen Westabhang hinab und herauf machte Frau Ellrich um so lieber am Arme des schönen Jünglings, als sie diese bisher meist ohne Herrenbegleitung hatte unternehmen müssen. Denn Herr Ellrich verstand seine Ferienruhe anders als die Damen. Fühlte er sich zur Bewegung aufgelegt, so ging er mit den Hunden und der Flinte des Schloßwirts auf die Jagd. Sonst legte er sich irgendwo auf seinem Plaid in's hohe Gras, rauchte seine Cigarren und las großmächtige ausländische Zeitungen wie die Times vom Anfang bis zum Ende durch. Der Nachmittag war großenteils einem Schläfchen gewidmet und blos am Abend gehörte er der Familie, mit der er nur dann auch die Tage verbrachte, wenn man zu Wagen einen längern Ausflug durch die Nachbarthäler vornahm. Frau Ellrich ihrerseits wurde in der Regel erst Mittags bei der Table d'hôte sichtbar und huldigte ebenfalls der friedlichen Sitte des Nachmittagsschläfchens. Erst in den kühleren Tagesstunden erging sie sich ein wenig in der würzigen Luft des Tannichts und was noch an Zeit übrig blieb, das nahm ein höchst ausgedehnter Briefwechsel in Anspruch, der die einzige Leidenschaft der Frau Geheimrätin zu sein schien. So war Loulou fast immer Vormittags und häufig auch Nachmittags allein und sehr zufrieden, mit Wilhelm über die Berge und durch die Wälder zu schweifen oder in der Ruine zu sitzen, wo sie ihn kennen gelernt, und endlos zu plaudern.

An Stoff fehlte es ihnen nicht. Sie hatten einander zunächst die Geschichte ihres kurzen Lebens zu erzählen. Loulou war bald fertig. Ihr Bericht hörte sich wie ein fröhliches

Vogelzwitschern an und war vom Anfang bis zum Ende die Schilderung eines heitern Frühlingstraums. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern, die sie bei aller äußerlichen Gelassenheit und scheinbaren Kühle anbeteten und ihr noch nie einen Wunsch versagt hatten. Die ersten fünfzehn Jahre ihres Lebens verbrachte sie in ihrem reizenden Neste, in dem schönen Hause der Lennéstraße, wo sie geboren war. „Wenn wir erst wieder in Berlin sind, sollen Sie sehen, wie angenehm ich wohne; ich zeige Ihnen meinen kleinen blauen Salon, meinen Wintergarten, meine Volière!" Es war ihr ein schwerer Kummer gewesen, sich von Alledem trennen zu müssen, namentlich von den Papageien und Schwarzamseln, aber es war auch der einzige Kummer, den sie bisher erlitten. Das war, als man sie zur Vollendung ihrer Erziehung nach England schickte. Sie blieb da drei Jahre lang bei einer Tante, die an einen englischen Banquier verheiratet war. Es war wunderschön und sie lernte England lieben bis zur Schwärmerei. Sie fuhr und ritt und nahm sogar an Fuchsjagden teil — wie schade, daß das in Berlin für junge Mädchen nicht Mode ist! Im Winter die Pantomimen im Drury-Lane-Theater, die Ausflüge nach St. Leonards on Sea, Hastings, Leamington, die tollen Ritte über rauchfrostversilbertes Land hinter der Meute in full cry, im Sommer während der Season die Routs, die Bälle, die Oper, der Park, dann in den Ferien mit Papa und Mama die prächtigen Reisen, einmal nach Belgien, Frankreich und an den Rhein, ein andermal nach der Schweiz und Italien, dann nach Helgoland und Norwegen — nein, so gut wird sie es nie wieder haben. Im vorigen Jahre kam sie dann nach Berlin zurück und hatte auch da schon einen recht angenehmen Winter verbracht — Subskriptionsball, einige andere Bälle, zahllose Soiréen, Opernabonnement, schöne Bekanntschaften, viel Erfolg, natürlich auch kleine Neidschaften falscher Freundinnen, aber das ließ sie sich nicht anfechten, denn „ihres Bellens lauter Schall beweist nur, daß wir reiten", führte sie mit drolliger Altklugheit an.

Wilhelm hörte der Plauderei mit gemischten Empfindungen zu. Allein wenn sie ihn etwas gar zu oberflächlich dünken wollte, so versöhnte ihn ein Blick auf die reichen seidenen Locken, die lachenden braunen Augen, die schelmischen Wangengrübchen und er bat im Geiste das schöne Mädchen gleichsam um Verzeihung, daß er

von ihren neunzehn Jahren etwas Anderes als Liebreiz und Anmut verlangte. Davon aber besaß sie genug, um am wilden Getiere des Waldes orphische Zähmungswunder zu wirken.

„Und waren Sie denn," fragte er schüchtern, als sie geendet hatte, „noch nicht ein Bischen — verliebt?"

„Ich werde mich hüten," antwortete sie mit silbernem Lachen und Wilhelm war es, als sprängen ihm eiserne Reifen vom Herzen wie dem armen Heinrich im Märchen.

„Das ist eigentlich ein Wunder bei Ihrer Lebensweise. Ein Weltkind, so viel unter Leuten, eine solche Erscheinung — an Huldigungen kann es Ihnen doch nicht fehlen."

„Das habe ich auch nicht gesagt. Angeschwärmt bin ich genug worden, aber —"

„Aber Ihr Herz hat nicht gesprochen?"

„Nein."

„Wirklich nicht?" wiederholte er mit einem Tone, der dringender war, als er selbst merkte.

Sie schüttelte das Köpfchen verneinend und schlug die Augen sinnend nieder. Allein nach kurzer Pause zuckte es wieder lustig über das rosige Gesicht und sie sagte: „Nein, keine Lüge, lieber sterben. In unsern Herrn Pastor, der mich einsegnete, war ich doch ein Bischen verliebt. Er war schlank und blaß und hatte lange Haare, noch viel längere als Sie. Und er sprach sehr schön und eindringlich. Ich war ganz träumerisch, wenn ich an ihn dachte. Aber ich lernte bald seine Frau Gemahlin kennen, die so spitz und dürr war wie eine Stricknadel, und seine Kinder, deren genaue Zahl ich mir nie merken konnte, und da kam ein tötlicher Nachtfrost über meine jungen Gefühle." Sie lachte und Wilhelm stimmte gern mit ein.

Die Reihe des Erzählens war jetzt an ihm. Er war, wenn es nach dem Geburtsorte ging, eigentlich gar kein Deutscher, sondern ein Russe; denn er hatte das Licht der Welt im heiligen Moskau erblickt. Das geschah im Jahre 1845.

„Sie sind also jetzt vierundzwanzig Jahre alt?"

„Im Mai geworden. Erschreckt Sie ein so hohes Alter, Fräulein Loulou?"

„Das ist doch gar nicht so alt, vierundzwanzig Jahre, besonders für einen Herrn," beteuerte sie mit großem Ernst.

Sein Vater, fuhr er fort, war ein Königsberger, hatte

Philologie studiert und nach dem Abgang von der Universität eine Erzieherstelle in einer vornehmen russischen Familie angenommen. Denn er war das Kind blutarmer Eltern und mußte nach dem ersten Bissen Brod greifen, der sich ihm darbot. So war er nach Rußland gekommen, wo er dann über ein Menschenalter hindurch blieb, fast zwanzig Jahre lang als Erzieher in Privathäusern, dann als Lehrer an einem Moskauer Gymnasium. In vorgerücktem Alter heiratete er da eine junge Eingeborene von deutscher Herkunft, die an der Seite des Fünfzigers ein stilles Dasein der Pflicht und später der Mutterliebe führte.

„Meine Mutter war eine merkwürdige Frau. Sie hatte dunkle Augen und Haare und einen schwärmerischen und ergebenen Zug im Gesichte, der mich schon als Kind ganz traurig machte, wenn ich sie lange ansah. Sie redete wenig und dann ein curioses Gemisch von Deutsch und Russisch. Seltsamerweise hielt sie sich in Moskau immer für eine Deutsche und sprach von den Russen wie von Fremden, aber als wir später nach Berlin zogen, entdeckte sie, daß sie eigentlich eine Russin war, sehnte sich immer nach Moskau zurück und wurde in der neuen Umgebung nie heimisch. Sie war Protestantin wie ihr Vater, hatte aber von ihrer russischen Mutter eine geheime Vorliebe für den orthodoxen Glauben geerbt und ging oft in die goldenen Kirchen des Kreml, deren braune, hagere Heiligenbilder auf sie eine mystische Wirkung übten. Sie liebte es, leise für sich Zigeunerlieder zu singen, die sie uns nicht lehren wollte, war aber sonst still und zog das Alleinsein mit uns jeder Gesellschaft und jeder Unterhaltung vor."

Als er vier Jahre alt war, bekam er ein Schwesterchen, ein ganz helles, lichthaariges und blauäugiges Geschöpf, nach des Vaters Art. Sie hieß eigentlich Luise, aber man nannte sie in der Familie blos Blondchen. Sie war die einzige Gespielin seiner Jugend, da der grämliche Vater in Moskau keine Beziehungen pflegte. Des Vaters einzige Sehnsucht war immer, nach der Heimat zurückzukehren, aber die Mutter wollte lange nicht. Erst im Jahre 1858 setzte er seinen Willen durch. Er war damals 63 Jahre alt und stellte der Gattin vor, daß er durch ein Leben angestrengter Arbeit und beständiger Abhängigkeit endlich das Recht erworben habe, wenigstens die letzten paar Jahre seines Daseins im langentbehrten Vaterlande zufrieden zu verbringen; er besitze nun genug, um mit seiner kleinen Familie

sorglos leben zu können, der Junge wachse heran und bedürfe besserer Schulung, als sie in Rußland zu haben war, überdies gelte es, ihm seine preußische Nationalität zu erhalten. Die Mutter gab nach und so kam man nach Berlin, wo der Vater in der Kochstraße dicht am Friedrich=Wilhelm=Gymnasium ein bescheidenes Haus kaufte, das jetzt Wilhelms Eigentum war.

„Uns Kindern gefiel es in Berlin sehr gut. Ich war früh zu Freiheit und Selbständigkeit erzogen worden, durfte außer der Schulzeit in den Straßen herumstreifen, soviel mir beliebte, und machte in den ersten Monaten nach allen Richtungen eifrige Forschungsreisen, von denen ich entzückt heimkam. So oft ich wieder eine schöne Gegend, ein stattliches Haus, einen General in Erz oder Marmor entdeckt hatte, nahm ich Blondchen an der Hand und zeigte ihr den Fund. Die Friedrichstadt mit ihren schnurgeraden Straßen imponierte uns sehr. Ich hatte die Vorstellung, die Häuser seien von einem Unteroffizier in Bataillonsfront zur Parade aufgestellt worden und wenn er „„Marsch““ rufen würde, so würden sie plötzlich in taktmäßigem Stechschritt ausgreifen, wie wir es auf den Exerzierplätzen die Soldaten thun sahen. Ich äußerte diesen Einfall zu meiner Schwester und so oft wir dann aus unserer Kochstraße in die Friedrichstraße einbogen, rief sie laut: „„Marsch!““ um zu sehen, ob die endlose Häuserzeile sich nicht in Bewegung setzen würde. Besser gefiel uns aber das alte Berlin, dessen Straßen mit ihren launenhaften Windungen und Schlängelungen uns mehr an die krummen Gassen in Moskau erinnerten. Namentlich die Spreearme übten auf uns eine besondere Anziehung. Blondchen meinte, sie spielten Versteckens mit Kindern, die auf der Suche nach Eindrücken durch die Straße schlenderten. Sie wurden plötzlich sichtbar, wo man sie am wenigsten vermutete: im Hofe eines Hauses am Werderschen Markte, hinter einem ganz unschuldig aussehenden Thorbogen des Hausvogtei=Platzes, an der Rückseite von Häusern, deren Vorderseite keine Wassernähe erraten ließ. So oft meine Schwester wieder den ölig und seifenschaumig aussehenden Spiegel des Flusses irgendwo an ungeahnter Stelle erblickte, war sie ganz entzückt und trug mir auf, ihre Entdeckungen genau aufzuzeichnen. Sie wollte den verschiedenen Spreeblicken, die sich an den Enden von Sackgassen, in Hofräumen oder an Hinterhäusern plötzlich aufthaten, sogar kraft des Rechts der ersten Entdeckung Namen geben.“

Er schwieg eine Weile, in Erinnerung versunken, und sagte dann: „Wenn ich bei diesen Kinder-Thorheiten so lange verweile, so ist es, weil ich ihnen die Schuld gebe, daß ich mein Blondchen nicht mehr habe. Auf einer unserer Wanderungen überraschte uns ein heftiger Platzregen, wir wurden bis auf die Haut durchnäßt, die Schwester legte sich krank, es war ein Gelenksrheumatismus und kurz, acht Tage später war das Kind auf dem Jerusalemer Kirchhof begraben. So erwarb ich Heimatsrecht in Berlin und teure Beziehungen zu dem Boden, der sich seitdem noch zweimal aufgethan hat, um Alles aufzunehmen, was ich Liebes auf Erden hatte."

Kummer um das Kind, Heimweh, eine von Natur aus schwache Gesundheit vereinigten sich, um die Mutter nach wenigen Monaten Blondchen nachzusenden. Wilhelm blieb allein mit dem schwermütigen alten Vater, den er blos einmal verließ, als er während des Freiwilligen-Jahres nach Böhmen in's Feld zog. Auch da suchte der Vater die Trennung zeitlich und räumlich zu verkürzen, indem er, der Siebenziger, dem Heere als freiwilliger Krankenpfleger folgte. Im vorigen Jahre starb er und seitdem war Wilhelm ganz allein in der Welt.

Es fehlte Loulou nicht an Herz und sie hatte so viel Empfindsamkeit, wie es sich für ein deutsches Mädchen von Erziehung schickt. Sie reichte ihm also mit unwillkürlicher Bewegung die Hand, die Wilhelm ergriff und küßte. Beide wurden dabei sehr rot und sie sah ihm seltsam in die feuchten Augen. Hätte er den Blick verstanden und wäre er von Natur unternehmender gewesen, er hätte das schöne Mädchen, dem der Busen rascher ging, an sein Herz gedrückt und geküßt. Ihre roten Lippen hätten sich in diesem Augenblicke schwerlich versagt. Die Verwirrung schwand aber rasch, da der helle Sonnenschein des Nachmittags und das zeitweise Vorübergehen von Leuten an der Schloßmauer-Bresche ihre Entwickelung zu höheren und gefährlicheren Graden nicht begünstigte. Loulou fand ihre alte Munterkeit wieder und wie gewöhnlich eine Äußerlichkeit der Erzählung aufgreifend, fragte sie:

„Sie haben also den Feldzug mitgemacht?"

„Freilich."

„So sind Sie wohl Offizier geworden?"

„Nein, Fräulein, blos Vize-Feldwebel."

„Sind Sie auch in Schlachten gewesen?"

„O ja, bei Bürkersdorf, Skalitz, Königinhof und Königgrätz."

„Das muß grauenhaft schön sein. Haben Sie auch Feinde umgebracht?"

„Hoffentlich nicht. Es braucht ja nicht jeder Soldat seinen Mann zu töten. Im Allgemeinen erfüllt er seine Pflicht genügend, wenn er sich selbst in die Lage bringt, getötet zu werden."

„Haben Sie denn keine Photographie in Uniform von sich?"

Er sah sie etwas verwundert an und sagte: „Nein. Warum?"

Ein schelmisches Lächeln, das schon seit den letzten Fragen um ihre Mundwinkel gespielt hatte, steigerte sich zu einem ausbrechenden frischen Lachen. „Ich möchte wissen, ob Sie mit Locken in den Krieg gezogen sind oder sie dem Vaterlande geopfert haben."

Wilhelm wurde gar nicht empfindlich, sondern sagte einfach: „Gnädiges Fräulein, der Anschein gibt Ihnen das Recht zu spotten . . . ."

„Ach, seien Sie nur nicht böse, lieber Doktor, ich bin so ungezogen."

„Nein nein, Sie haben ganz Recht; aber glauben Sie mir, ich trage das Haar nicht so, um aufzufallen, sondern um seltener mit dem Friseur zu thun zu haben. Wenn ich mir einbilden dürfte, daß Sie mich mit einer Tonsur weniger unausstehlich finden würden . . ."

„Um Gotteswillen, Herr Doktor! Sie denken nicht daran! Die Locken lassen Ihnen ja sehr gut."

Sie sagte das mit einer Lebhaftigkeit, die sie sofort als ungehörig empfand, und um die Verlegenheit zu verbergen, sprang sie rasch auf einen andern Gesprächsgegenstand über.

„So ganz allein zu leben — das stelle ich mir furchtbar traurig vor. Aber Sie haben doch Freunde?"

„Ja, was man so nennt. Kameradschaften vom Gymnasium, von der Akademie, von der Universität her. Aber ich halte nicht viel auf diese oberflächlichen Verhältnisse. Ich habe im Grunde blos einen Freund."

„Wer ist das?"

„Er heißt Paul Haber und ist Assistent der Ackerbau-Chemie an der landwirtschaftlichen Hochschule."

„Ein netter Mensch?"

„O ja."

„Wie alt ist er denn?"

„Etwa ein Jahr älter als ich."

„Wie sieht er aus?"

Wilhelm lächelte. „Ich glaube, er ist ein hübscher Junge. Kräftig, nicht sehr groß, mit einem starken blonden Schnurrbart, sonst glatt rasiert und mit kurzen Haaren. Nicht wie ich. Er hält viel auf elegantes Aussehen und weiß immer, welche Kravatten man trägt. Er tanzt auch gut und ist glücklich, wenn man ihn für einen Offizier in Zivil hält. Aber eine treue Seele und ein biederes Herz. Dabei klug, praktisch und mir zugethan, was ich ihm aus vollem Herzen erwidere."

„Kaum ein boshaftes Wort über einen abwesenden Freund! Das brächte keine meiner Freundinnen in Bezug auf mich fertig." Sie hätte ruhig hinzufügen können: „Und ebensowenig ich in Bezug auf eine Freundin."

„Sie machen mich auf Herrn — —"

„Haber"

„— neugierig. Sie müssen ihn bei uns einführen."

„Er wird sich darüber glücklich schätzen."

Loulou wußte jetzt Alles von Wilhelm, mit dem sie sich, wie sie sich gestand, wachend und träumend entschieden mehr beschäftigte als bisher mit irgend einem männlichen Wesen auf Erden. Nur ein Punkt war ihr noch nicht genügend aufgehellt und sie zögerte nicht, sich auch über ihn aufzuklären, als sie an einem der folgenden Tage zusammen im Walde Beeren suchten.

„Sie haben mich gefragt, ob mein Herz noch nie gesprochen hat. Ist es unschicklich, wenn ich Sie — dasselbe frage?"

„Die Frage scheint mir natürlich. Ich kann sie Ihnen ehrlich beantworten: ich habe noch nie geliebt, nicht einmal einen blassen Pastor mit langen Haaren."

„Und — hat man Sie noch nie geliebt?"

Wilhelm blickte ins Weite und sagte träumend: „Nein — und doch — einmal."

Es gab ihr einen kleinen Stich ins Herz und sie sagte: „Schnell, erzählen Sie das."

„Es ist eine wunderliche Geschichte. Sie spielt noch in Moskau."

„Da waren Sie ja aber ein Kind?"

„Ja. Und die mich liebte, war es auch; sie war vier Jahre alt."

„Ah!" sagte Loulou unwillkürlich mit einem Seufzer der Erleichterung.

„Ich saß an einem sonnigen Herbstnachmittag im Hofe unseres Hauses auf einem kleinen Schemel und war in eine Seeräubergeschichte vertieft. Ich war damals ein zehnjähriger Junge. Plötzlich fiel ein Schatten auf mein Buch. Ich blickte auf und sah ein wunderschönes kleines Kind vor mir stehen, ein langlockiges, vollwangiges Mädchen, das mich mit tiefen, brennenden Augen halb scheu, halb sehnsüchtig anstarrte und befangen die Hand an den Mund hielt. Ich lächelte sie freundlich an und lud sie ein, näher zu kommen. Da war sie mit einem Sprunge bei mir, schlang ihre Ärmchen jauchzend um meinen Hals, küßte mich, setzte sich mir auf den Schoß und sagte entschlossen: „„Jetzt sage mir nur, wie du heißt. Ich bin ein kleines Mädchen und heiße Ssonia. Ich gehe nicht mehr weg von dir. Laß mich ein bischen schlafen."" Eine alte Dienerin, die sie begleitete, trat herzu und meinte verwundert: „„Nun, junger Herr, Sie können sich rühmen. Das Kind ist sonst so wild und spröde und mit Ihnen ist sie kirre wie ein Kätzchen."" Von ihr erfuhr ich auch, daß die kleine Ssonia in der Nachbarschaft wohnte und ihre Tante in unserm Hause besuchen gekommen war. Sie war wirklich von mir nicht wegzubringen und die alte Magd mußte ihre Mutter holen, die sie nur mit Mühe überreden konnte, mit ihr nach Hause zu gehen. Sie wollte durchaus, daß ich mitging, und war trostlos, als man ihr erklärte, daß meine Mama das nicht erlaube. Am nächsten Morgen war sie in aller Frühe da und rief mir schon auf der Schwelle der Wohnstube zu: „„Ich bleibe heute den ganzen Tag bei dir, Wilhelm, den ganzen Tag!"" Ich mußte aber zur Schule und sagte ihr das. Sie wollte mitgehen und weinte und schluchzte, als man sie davon abhielt. Dann brachten ihre Leute sie heim und ich sah sie nicht wieder. Später erfuhr ich, sie sei denselben Nachmittag plötzlich an Diphtheritis erkrankt, habe in der Krankheit fortwährend nach mir gerufen und so gejammert, daß ihre Mutter zur meinigen gekommen sei, um sie zu bitten, daß sie mich hinüber schicke. Meine Mutter sagte mir nichts davon, weil sie Angst hatte, ich könnte die Krankheit erben. Ssonia starb am zweiten Tage und mein Name war

ihr letztes Wort. Ich weinte sehr, als mir diese Geschichte erzählt wurde, und ich habe seitdem meine kleine Ssonia nie vergessen."

„Eine seltsame Geschichte," sagte Loulou leise. „Ein so kleines Mädchen und sich so plötzlich in Sie zu verlieben. Ja," fuhr sie stockend fort, „wenn sie groß gewesen wäre . . ."

Sie konnte nicht weiter reden, denn Wilhelm, der neben ihr ging, blieb stehen, sah sie mit weitoffenen, weltfernen Augen an und breitete plötzlich die Arme nach ihr aus. Sie stieß einen leisen Schrei aus und sank an seine Brust. „Loulou!" „Wilhelm!" war Alles, was man hörte. Das war so jäh, so unbewußt geschehen, daß beide aus einem Traume zu erwachen glaubten, als Loulou sich eine Minute später von seinen brennenden Lippen und pressenden Armen losrang und Wilhelm verwirrt, seiner Sinne kaum mächtig, vor ihr stand. Sie wandten sich schweigend heimwärts. Sie zitterte am ganzen Leibe und wagte nicht, seinen Arm zu berühren, er machte sich im Innern Vorwürfe und war doch über alle Begriffe selig. Kurz ehe sie auf den Gipfel des Schloßberges gelangten, raffte er seinen ganzen Mut zusammen und fragte beklommen:

„Können Sie mir verzeihen, Loulou? Ich liebe Sie gar zu sehr."

„Ich liebe Sie ja auch, Wilhelm," antwortete sie und reichte ihm die Hand und wenn ihr nicht die Nähe des Hotels mehr Selbstbeherrschung gegeben hätte als ihm, so wäre sie gleich wieder im Sturme an sein gewaltig klopfendes Herz gerissen worden.

„Darf ich mit deiner Mama sprechen, meine einzige Loulou?" flüsterte er ihr ins errötende kleine Ohr.

„Nicht hier, Wilhelm," erwiderte sie rasch, „nicht hier. Du kennst meine Eltern nicht genug. Warte, bis wir in Berlin sind."

„Ich muß wohl gehorchen," seufzte er und verabschiedete sich mit einem überaus vielsagenden Blicke von ihr, da sie vor dem Hotel angekommen waren.

An diesem Abend begab sich eine Reihe fremdartiger Erscheinungen, die Wilhelm bei seinen naturwissenschaftlichen Studien bisher noch nie beobachtet hatte. Sein Abendessen konnte er kaum anrühren und was Herr und Frau Ellrich sprachen, das klang

gegen alle Gesetze der Akustik wie aus weiter Entfernung und bedurfte mehrerer Minuten, ehe es an sein Ohr schlug, obwohl er doch dicht neben den Sprechenden saß. Die Kellner und Hotelgäste schienen etwas Besonderes zu haben und schwammen wie in einer rosenfarbenen Dämmerung. Am Himmel glänzten reichlich dreimal so viel Sterne wie sonst. Als sich Ellrichs zurückgezogen hatten, streifte er noch bis lange nach Mitternacht allein im Tannenwalde herum und hörte unbekannte Vögel singen, unterschied geheimnisvoll zauberische Harmonien im Rauschen des Gezweiges und glaubte wahrzunehmen, daß er dahinschwebte, ohne mit den Sohlen den Boden zu berühren. Er ging erst bei grauendem Morgen zu Bette, nachdem er noch sein übervolles Herz durch folgenden Brief an seinen Freund Haber in Berlin erleichtert hatte:

„Mein Paul, mein Herzenspaul, ich bin glücklich, wie ich nie gedacht hätte, glücklich sein zu können. Ich liebe ein wunderschönes, unsagbar süßes braunes Mädchen und ich glaube wirklich, sie liebt mich auch. Verlange nicht, daß ich sie dir schildere. Das kann kein Wort und kein Pinsel. Du wirst sie sehen und anbeten. O Paul, ich möchte jauchzen und springen oder weinen wie ein Kind. Es ist zu thöricht und doch so unsagbar herrlich. Ich begreife gar nicht, wie die stumpfen Leute hier im Hause so gleichgiltig schlafen können, unter einem Dache mit ihr. Wärst du doch hier! Ich kann mein Glück allein kaum tragen. Dies in Eile und meiner selbst nicht mächtig. Ewig dein Wilhelm."

Vier Tage später brachte ihm die Post diese Antwort von seinem Freunde:

„Deiner selbst nicht mächtig — das stimmt, mein liebster Wilhelm. Schwerebrett, du gehst aber schneidig ins Zeug! Nun, was lange dauert, wird gut, und ich habe immer gedacht: wenn du erst mal Feuer fängst, so giebt es einen Kapitalbrand. Siehst du wohl: alle deine Entsagungs-Philosophie, alle deine Verachtung des Scheins und des Äußerlichen hat dir nichts geholfen. Dein braunes süßes Mädchen ist doch auch ein Schein und ein Äußerliches und du hast dich dennoch grundhaft in sie verliebt, wozu ich dir von Herzen Glück wünsche. Namentlich wenn sie dich wieder liebt, was ich nicht bezweifle, da ich mich längst in dich verliebt hätte, wenn ich ein süßes braunes Mädchen wäre, du unanständig schöner Mensch du. Aber an einem erkenne ich

dich wieder. Kein Sterbenswörtchen von dem, was einen Philister wie mich doch am meisten interessieren muß: von den bürgerlichen Verhältnissen der Angebeteten. Ihren Namen will ich wissen! Ihre Sippschaft! Ihre Herkunft! Für dich hat das natürlich keine Bedeutung. Name ist Rauch und Schall . . . Nun, laß dir deine Liebe nicht zu nahe gehen, behalte Schlaf und Appetit und ein Eckchen in deinem gefährlich vollen Herzen für deinen treuen Paul."

Wilhelm lächelte, als er diese Zeilen in der kräftigen, prosaisch gleichmäßigen Handschrift seines Freundes las, und beeilte sich, ihm die gewünschte Auskunft zu geben. Sein Glück war mittlerweile ein unausgesetztes und wachsendes und nichts trübte es als der Gedanke an die nahegerückte Trennung. Die beiden unschuldigen jungen Menschenkinder konnten ihre Liebe so wenig verbergen wie die Sonne ihr Leuchten. Sie waren immer beisammen, ihre Blicke immer in einander gesenkt, ihre Hände möglichst oft verschlungen. Alle Leute im Hotel merkten es und hatten ihre Freude daran, so natürlich schien es ihnen, daß dieses schöne Paar durch Liebe verknüpft war. Auch das derbe Zimmermädchen, die rotwangige Bertha, erkannte mit ihren schlauen Bauerndirnen-Augen, was vorging, und suchte Wilhelm gefällig zu sein, indem sie ihm bei Begegnungen auf der Treppe zuflüsterte, wo er das gnädige Fräulein treffen könne, eine Aufdringlichkeit, die er dem gutmütigen Mädchen gar nicht übel nahm. Blos Herr Ellrich sah natürlich nichts. In seinen großen ausländischen Zeitungen, in den blauen Ringeln seiner feinen Zigarren, in den Pulverwölkchen seiner Jagdflinte fand er nichts, was ihn über das holde Allerweltsgeheimnis der beiden jungen Leute aufklären konnte.

Frau Ellrich freilich wußte besser Bescheid. Trotz ihres ausgedehnten Briefwechsels und ihrer immer länger werdenden Nachmittagsschläfchen blieb ihr genug Aufmerksamkeit für das, was um sie vorging, um sich alsbald über die Lage klar zu werden. Sie wartete auf ein Geständnis Loulous und als dieses der Ungeduld ihres Mutterherzens nicht rasch genug kam, führte sie es durch eine liebevolle Frage herbei. Stürmische Umarmungen des Mädchens, einige Thränen, sehr viele Küsse, und das volle Einvernehmen zwischen Mutter und Tochter war hergestellt. Die Frau Geheimrätin, der Wilhelm ausnehmend gefiel, hatte keine

besonderen Einwendungen, sie wollte aber keine Verantwortlichkeiten allein tragen, da sie gewisse Gedanken ihres Gemahls über die Verheiratung seines einzigen Kindes kannte, und machte ihm nach wenigen Tagen vorsichtige Mitteilungen. Der Herr Geheime Kommerzienrat nahm dieselben nicht schlecht auf, wollte aber als praktischer Weltmann den Gefühlen der jungen Leute Gelegenheit geben, die Prüfungen der Trennung zu bestehen, und hielt auch sonst Überstürzung für unnütz. Die schon früher beschlossene Abreise nach Ostende wurde also um etwa zehn Tage beschleunigt. Beim Abendessen gab er seine Entschließungen bekannt, indem er hinzufügte; „Ihr habt nun drei Wochen lang mir zu Liebe geruht. Jetzt will ich mich ebenso lange euch zu Liebe amüsieren."

Wilhelm machte ein bitterlich betrübtes Gesicht, da ihn Niemand einlud, nach dem Mode-Seebad mitzukommen, und Loulou auch nicht besonders zu leiden schien. In der That, im Grunde ihres Wesens wenig sentimental, empfand sie die Abreise vom Schloßhotel durchaus nicht als gleichbedeutend mit dem Weltuntergang und Ostende mit seinen Bällen und Konzerten, seinem Casino und bunten Gesellschaftstreiben hatte nichts Abschreckendes für sie. Sie fand noch denselben Abend Gelegenheit, Wilhelm zu trösten, versprach ihm, immer an ihn zu denken und ihm sehr oft zu schreiben, und meinte, sie könne über die Trennung nicht ernstlich traurig sein, da sie sich zu sehr auf das Wiedersehen in Berlin freue.

Der folgende Vormittag war frommen Wallfahrten nach dem Schloßhof, dem Walde, den Nachbarthälern gewidmet, nach allen Punkten, wo sie vierzehn Tage lang glücklich gewesen waren. Der Himmel war blau, der Tannenwald still, die Luft würzig und die schönen Linien der Berge entwickelten sich verblassend bis in die fernsten Tiefen des Gesichtskreises. Wilhelm nahm das geruhige, liebliche Bild voll in sich auf und fühlte, wie sich ein Stück seines geheimsten Herzenslebens in diese harmonische Natur verwob und wie diese hinwiederum in sein innerstes Ich eindrang und für jetzt und später unlösbar mit seinen süßesten Empfindungen verwuchs. Seine Liebe und diese Berge und Thäler und Loulou und das Rauschen und Duften des Tannichts waren für immer eins und die pantheistische Andacht, die er bei diesem wechselseitigen Ineinanderfließen seiner Seele und der Allseele der Natur empfand, steigerte sich zu fast unaussprechlicher Rührung,

als er zu Loulou mit bebender Stimme sagte: „Es ist alles so wundervoll, die Berge und der Wald und die Sommerzeit und unsere Liebe. Und in ein paar Augenblicken ist es doch vorbei. Werden wir wieder so glücklich sein? Werden wir je wieder hier stehen, dieselben Menschen in derselben Natur?"

Sie sagte nichts, doch erlaubte sie ihm, sich die Antwort auf den ihm entgegenschwellenden frischen Lippen zu holen.

Die Abfahrt nach der Bahnstation Offenburg fand Nachmittag statt. Loulou hatte feuchte Augen, die Frau Geheimrätin lächelte Wilhelm mütterlich zu und Herr Ellrich reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen in Berlin Ende September!" Als der Wagen jenseit des Gutachthales auf der Landstraße verschwand, schien es Wilhelm, als wären alle Lichter am Himmel erloschen und die Welt ganz leer.

Er blieb noch einige Tage im Schloßhotel und pflegte die Erinnerungen an das Zusammensein mit Loulou, indem er stundenlang an ihren Lieblingsplätzen weilte und träumte. In diese weiche Stimmung fiel ein neuer Brief von Paul Haber, der ihm schrieb:

„Liebster Wilhelm!

Deine Zeilen vom 13. haben mir eine solche Überraschung verursacht, daß ich mein Gleichgewicht erst nach Tagen wiedererlangte. Fräulein Loulou Ellrich! Die einzige Tochter des Geheimen Kommerzienrats Ellrich! Mensch, das schreibst du so leichthin? Weißt du denn nicht, daß Fräulein Ellrich eine der ersten Partien von Berlin ist? Daß dir der kleine Gott der Liebe ein Geschenk von zwei Millionen Thaler zu machen im Begriffe steht? Du hast den Vogel abgeschossen und ich bin glücklich, daß der Zufall einmal einen ausbündigen Kerl wie dich an der Hand genommen hat. In der Hoffnung, daß du auch als Millionär mir derselbe bleiben wirst, bin ich dein herzlichst gratulierender

Paul."

Wilhelm war peinlich betroffen. Ein Glück, daß der Brief nicht früher gekommen war. Er hätte vielleicht sein Benehmen genug beeinflußt, um seine Beziehungen zu Loulou zu gefährden. Jetzt, da Ellrichs abgereist waren, konnte er für den Augenblick keinen Schaden anrichten.

2.

Eitelkeit der Eitelkeiten.

Eine festesfrohe Gesellschaft füllte die Ellrichschen Salons. In der Flucht hoher Räume, welche den Gästen geöffnet war, konnte man sich in einem Herrenschlosse wähnen, denn nichts erinnerte da an die Beschränktheit eines bürgerlichen Daseins in einem Berliner Stadthause.

Die Empfangsräume des Geheimen Kommerzienrates nahmen das erste Stockwerk des weitläufigen Hauses in der Lennéstraße ein. Über eine teppichbelegte Treppe mit Topfpflanzen und Kandelabern an den Absätzen gelangte man in den hallenartig weiten Vorsaal, aus dem man durch zwei Flügelthüren in den großen vierfenstrigen Mittelsaal trat, dessen mächtige Spiegel in breiten Goldrahmen den monumentalen Marmorkamin mit Bronzegarnitur und chinesischen Bronzevasen die vielfarbigen Glasblumen der beiden venezianischen Kronleuchter, das Deckengemälde, Apollo auf dem Sonnenwagen, von den Horen umtanzt, darstellend, die an die Wände gereihten niedlichen Stühlchen mit rotem Seidensitz und vergoldetem Gestell, die Thuja- und Palmendickichte in den Ecken und die zahllosen Wachskerzen der goldbronzenen Wandleuchter hundertfältig in endloser Perspektive wiederholten. Rechts führte eine spiegelbekleidete Flügelthür in einen nicht zum Tanzen bestimmten kleinen Salon mit dickem Moosteppich auf dem Estrich, alten Gobelins an allen Wänden und vor den Thüren, bunten eingelegten Tischen, Ebenholz-Tischchen mit Elephantenrüsseln als Beinen und Seiden-, Sammt- und Gobelin-Sitzmöbeln von jeder denkbaren Form. Eine Glasthür, von einer Portière halb verhüllt, gestattete einen Blick in einen anstoßenden mattbeleuchteten Wintergarten voll phantastischer Pflanzen in Beeten,

Gebüschen und Töpfen. Links vom Mittelsaale lag der Speisesaal, die weißlackierten Wände durch schmale Goldleisten gefeldert, mit einer Anzahl heiterer Gemälde, welche die verschiedenen Weingattungen in Frauengestalten mit entsprechenden Symbol-Beigaben verkörperten, die beiden Schmalseiten von einem mächtigen weißen Porzellanofen und einem in demselben Stil wie dieser aufgebauten Büffet eingenommen. Von da gelangte man in ein orientalisches Rauchzimmer mit Smyrnateppichen, niedrigen Divans, Perlmutter-Schemeln und einer Stalaktit-Decke, von der buntverglaste Ampeln herabhingen. Hier waren für ältere Herren, welche gleichzeitig mehreren Lastern fröhnen wollten, neben Rauchtischchen mit geöffneten Zigarrenkistchen einige Spieltische aufgestellt.

Die Einrichtung all dieser Räume war reich ohne Überladung und geschmackvoll ohne Gesuchtheit, Eigenschaften, die man damals in Deutschland selbst in Fürstenpalästen nicht oft antraf. Ein feines Gefühl würde blos den Mangel an Stileinheit in den verschiedenen Räumen unangenehm empfunden haben. Dieser Mangel gab den letzteren eher den Charakter eines Gewerbe-Museums als der harmonischen Wohnung gebildeter Söhne einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Landes. An der kleinen Unvollkommenheit war aber Herr Ellrich unschuldig. Er hatte nichts selbst gewählt und angegeben. Es war alles aus Paris bezogen und von einem Pariser Tapezierer angeordnet und einer der großen Augenblicke im Leben des Herrn Geheimen Kommerzienrats war es, als ihm Graf Benedetti, der französische Botschafter, ein Jahr vorher bei seinem ersten Ballfeste zu Ehren der aus England heimgekehrten Tochter das Kompliment machte: „Man würde sich in einem geschichtlichen Hotel des Faubourg St. Germain glauben, c'est tout à fait parisien, Monsieur, tout à fait parisien.“

Man beging an diesem Abend bei Ellrich's die Sylvester-Feier. Das deutsche Bürgertum, auch das sehr reiche, erzieht sich erst allmählich zu feineren gesellschaftlichen Formen und übt die Kunst der höheren Geselligkeit noch unsicher. Es findet in der einheimischen Kultur keine feste ununterbrochene Überlieferung, die ihm die vornehme Lebensführung regeln könnte, es ist also auf das nicht immer hinreichend entwickelte eigene Feingefühl oder auf die manchmal ungeschickte Nachahmung mangelhaft beobachteter

ausländischer oder aristokratischer Lebensart angewiesen. Herrn Ellrich, der Prunk und Aufwand liebte, fehlte die Empfindung dafür, daß der Anbruch eines neuen Jahres intim gefeiert werden will, im Familien- oder engern Freundeskreise, und er hatte zum Sylvesterabend die ganze vornehme Bekanntschaft geladen, die bei ihm verkehrte.

Im dreifenstrigen Salon saß neben dem Kamin die Frau Geheimrätin in einem bordeauxroten Seidenkleide, Straußfedern im Haar und von Brillanten förmlich überrieselt, jedoch gar nicht götzenhaft, sondern freundlich und gutmütig wie immer. Um sie gruppierten sich in den Fauteuils die bejahrteren Damen, die nach ihrem eigenen Urteil das Tanzalter überschritten hatten. Unter ihnen waren die Gattinen der höheren Offiziere und Beamten an den einfacheren und teilweise einem geübten Auge etwas verblichen erscheinenden Toiletten kenntlich, während die Damen der hohen Finanz durch die unerbittliche Modernität ihrer Roben und den Reichtum ihres Schmuckes auffielen. Jene ersetzten durch steife Würde und hochmütiges Rangbewußtsein, was ihnen an Marktwert besitzenden Zeichen gesellschaftlicher Größe abging, diese dagegen hielten sich durch ihre Diamanten, Perlen, Seide und Spitzen für genügend klassifiziert, um sich ohne Besorgnis vor Unterschätzung allseitiger Leutseligkeit, ja Familiarität zu befleißigen. Unter den Herren hatten natürlich die Militärs Wind und Sonne für sich. Die paar Kettchen mit Orden kleinen Formats an den Frackklappen der Zivilisten wurden durch den Glanz der dicken Stabsoffizier-, ja Generals-Epaulettes und der Orden und Denkmünzen in Lebensgröße auf den farbigen Waffenröcken hoffnungslos verdunkelt.

Herr Ellrich bewegte sich als liebenswürdiger Hausherr von einer Gruppe zur andern, unablässig, doch ohne Übereilung; die blaßblauen Augen blickten kühl und etwas müde wie immer und nahmen nicht Teil an dem banalen Lächeln, das so oberflächlich über die Lippen hinhuschte, daß es nicht einmal den gewohnten Zug von Gleichgiltigkeit um sie ganz auszulöschen vermochte. Seine läßig von den Mundwinkeln fallende Rede wurde nicht temperamentvoller, auch wenn er sie an den Finanzminister und andere anwesende Exzellenzen richtete, und obwohl nichts an ihm protzig war, konnte man doch merken, daß ihn das instinktiv gewordene Bewußtsein seiner Millionen nie und vor Niemand verließ. Dieses hatte sich in eine organische Ehr-

erbietigkeit vor ihm selbst umgesetzt, die seinem Rücken wie seiner Stimme unterthänige Biegungen unmöglich machte. Die Gesellschaft plauderte behaglich und sprach fleißig den köstlichen Erfrischungen zu, welche die Lakaien in korrekter drabfarbener Livree ohne Unterbrechung herumreichten.

Der Tanzsaal bot ein lebhafteres Bild. Mädchen und junge Frauen in meist lichten Toiletten flogen am Arm oder fast in den Armen eleganter Herren, von denen reichlich die Hälfte Offiziere waren, über das spiegelglatte Estrich hin, getragen und umwirbelt von den jauchzenden Fluten Offenbachscher Tanzmusik, die eine kleine, aber ausgezeichnete Kapelle auf einer rotverhangenen niedrigen Bühne neben der Speisesaalthür mit bacchantischem Feuer vortrug. Es war aufregend und sinnberückend, den Reihen der in wildem Walzergalopp dahinrasenden Paare in ihren strudelnden Verschlingungen zu folgen, und vor dem schönheittrunkenen Blick entrollte sich etwas wie ein Traumgesicht aus dem Paradiese Mohameds, wenn er in den mächtigen Spiegeln die schlanken Gestalten der Tänzerinnen mit den blitzenden blauen und schwarzen Augen, den brennenden Wangen, den feuchten leicht geöffneten Lippen, den fliegenden Busen hundertfach wiederholt heranschweben, davonhuschen, in immer neuen perspektivischen Verwandlungen erscheinen sah, ein Anblick, reizend und wundervoll wie das Spiel mückenartig in einem Sonnenstrahl schwärmender Elfen.

Der Eifer und die Unermüdlichkeit der Tanzenden waren unvergleichlich. Außer den Pausen konnte keine Dame eine Minute lang auf einem der vergoldeten Stühlchen sitzen, ohne von einem kräftigen Arm sofort wieder in die Brandung des Tanzes hineingeholt zu werden. Mit dem ruhigeren Genusse des Zusehens begnügten sich blos einige meist ältere Herren in den Fensternischen und an der Thür des Nebensalons, unter ihnen jedoch auch Wilhelm Eynhardt, der mit dem Rücken an eine Fensterbrüstung gelehnt allein dastand, von den strömenden Draperien der roten Seidenvorhänge so wirkungsvoll eingerahmt, daß man bei jedem Andern als bei Wilhelm an absichtliches Schaustehen hätte denken können. Seine Locken waren unter der Schere gefallen und die dunkle Haarfülle nur noch groß gewellt, sonst hatte sich seit Hornberg nichts an ihm verändert. Seine schwarzen Augen ruhten sinnend auf dem wechselreichen Bilde vor ihm, in seinem Antlitz, das eine

leichte Schwermut umschleierte, trat jetzt mehr die Ähnlichkeit mit dem jungen christlichen Glaubensschwärmer als mit dem schönen antiken Jüngling hervor und der Rausch des Festes hatte sich noch so wenig seines Hirns bemächtigen können, daß er nicht einmal mit den Fußspitzen, dem Kopfe oder irgend einem Muskel noch so leise den Takt zur satanischen Musik des Pariser Verführers schlug.

Zum erstenmal in seinem Leben war Wilhelm in einer glänzenden Gesellschaft, bei einem Feste vornehmer Weltleute, zum erstenmal in seinem Leben trug er einen Frack. Das hätte freilich bei seinem Anblicke Niemand erraten können, denn an ihm war nichts Linkisches, keine Spur von der Beklommenheit und Ungeschicklichkeit, mit der die meisten Menschen in ungewohnter Tracht und neuer Menschenumgebung zu kämpfen haben. Er zeigte sich in der Salonkleidung mit der natürlichen Sicherheit und Selbstverständlichkeit eines auf dem Parket ergrauten Diplomaten. Das Geheimnis dieser Haltung war einfach seine äußerste Gleichgiltigkeit gegen seine Erscheinung und Wirkung auf die Anderen. Nie kam ihm der Gedanke: „Wie sehe ich aus? Stimmt auch Alles? Kann ich mich nicht vorteilhafter zurecht zupfen?“ und darum war er im Frack so zwanglos wie in der burschikosen Studentenjoppe. Er hatte eben die Eleganz, die ein normal entwickelter Mensch im Alter der Blüte immer hat, wenn er die Gliedmaßen den unbewußten Bewegungs-Impulsen überläßt und ihr freies Spiel nicht durch ängstliches Hinsehen und Bessernwollen verwirrt und hemmt.

Auch die Menschen machten ihn nicht befangen, trotz Epaulettes und Orden und schneeflockendicht wirbelnden Titeln. Was ihn, den namenlosen jungen Menschen, davor bewahrte, sich selbst verkleinert zu sehen inmitten dieser Gesellschaft, in der fast jeder Einzelne einen hohen Rang oder einen großen Reichtum verkörperte, das war ein zusammengesetztes Gefühl, das einer kurzen Erklärung bedarf. Einmal wirkten die Eindrücke der Knabenjahre bei ihm nach, welche er in der Fremde, unter einem Volke verbracht hatte, das er vom Vater her gewohnt war, als ein untergeordnetes zu betrachten. In Moskau hatte er oft hochgestellte Persönlichkeiten mit noch dickeren Epaulettes und noch mehr Ordenskreuzen als hier gesehen, aber bei ihrem Anblick sich immer gedacht: das sind doch nur barbarische Russen und ich bin ohne Goldlitzen an den

Nähten doch ein Deutscher. Von dieser Zeit her war bei ihm die Gedankenverbindung zwischen Uniformpracht und äußeren Ehrenbezeigungen und zwischen der Vorstellung einer prahlerischen Barbarei, über die ein höher gesitteter Europäer lächeln dürfe, unlösbar geblieben. Ferner aber hatte er sich daran gewöhnt, in Rang und Titel nur eine Art Gelegenheits-Verkleidung zu sehen, die der Staat gewissen Personen zu zeitweiliger Benützung verleiht wie die Theater-Garderobe ihre Kostüme den Statisten, und er war mit sich ganz einig darüber, daß es nur einem einfältigen Bäuerlein auf der letzten Galerie anstehe, einen Menschen als etwas sehr Hohes mit Scheu und Bewunderung anzusehen, weil er auf der Bühne in Purpur und Goldflitter gekleidet einherstolziert.

Wilhelm machte nicht den Eindruck von Jemand, der sich unterhält. Sein unfroher Blick folgte im Tanzgewühl einem einzigen dunkeln Köpfchen, das eine gelbe Rose schmückte. Loulou — sie war es natürlich — sah in einem crèmefarbenen Crêpeseidenkleide, unter dessen Saume die Spitzen der in blaßgelbe Atlasschuhe gefaßten Füßchen Versteckens spielend hervorguckten, reizend aus und sie schien auch ganz glücklich. Sie tanzte mit bezaubernder Leichtigkeit und Anmut und entwickelte eine Ausdauer, die berufsmäßigen Turnern und Schnellläufern Anerkennung abgenötigt hätte. Man gönnte ihr und sie gönnte sich keinen Augenblick zum Atemschöpfen und als die gefeierte Tochter des Hauses wanderte sie abwechselnd von einem Herrenarm zum andern, bemüht, von den sie huldigend umdrängenden Bewunderern möglichst wenige durch einen Korb zu verletzen. Aber Wilhelm hatte trotzdem keine Ursache zur Eifersucht, denn auch ihr blitzendes Auge suchte ihn immer und so oft sie an ihm vorübertanzte, sagte ihm ein elektrisierender Blick und ein süßes Lächeln, daß sie an den Herrn, mit dem sie eben dahinschwebte, er mochte nun den Kopf hoch tragen wie ein Sieger oder ihn zu ihr empfindsam schmachtend hinabbeugen, nicht mehr dachte als an die Musiker, die den olympischen Chahut aus „Orpheus in der Unterwelt" spielten, und daß sie in dem ganzen weiten Saal und in all seinen Spiegeln nur einen Menschen sah, den schönen Jüngling in der Fensternische zwischen den roten Seidendraperien. In den spärlichen Pausen trat sie wohl auch auf ihn zu und richtete ein rasches Wort an ihn, immer ungefähr dasselbe: „Ach, wie Dieser

oder Jener mir den Hof macht! Zum Totlachen! Ach, wie schade daß du nicht tanzest, es wäre so schön! Ach wenn du wüßtest, wie Fräulein Soundso für dich schwärmt und wie dir alle Damen böse sind, daß du dich nicht mit ihnen beschäftigst." Und Wilhelm dankte immer nur mit einem stillen Lächeln, drückte ihr, wenn es sich machen ließ, verstohlen die Fingerspitzen und blieb in seiner Fensternische.

Außer Loulou gab es im Saale noch Jemand, dessen Blicke fortwährend zu Wilhelm zurückkehrten. Das war sein Freund Paul Haber, der, von ihm eingeführt, mit einer Einladung beehrt worden war. Paul sah stolz und feierlich aus. Sein kurzes Haar war von der Stirn bis in den Nacken ideal gescheitelt und geglättet, sein dichter blonder Schnurrbart welterobernd aufgezwirbelt, im Knopfloch trug er, da er nichts Anderes hatte, das Bändchen der 1866er Kriegs-Denkmünze und wenn ihm die Spiegel sein Bild vorhielten, so konnte er sich mit einiger Selbstzufriedenheit sagen, daß er thatsächlich eine noch etwas offiziermäßigere Erscheinung war als die anwesenden wirklichen Offiziere in Uniform, selbst die von der Garde nicht ausgenommen.

Paul hing seit dem 1866er Feldzuge, den sie in derselben Kompagnie durchgemacht hatten, in treuer Freundschaft an Wilhelm und an diesem Abend steigerten seine Hochachtung vor dem offenbaren Besitzer des Herzens einer der reichsten Erbinnen von Berlin und seine Dankbarkeit für die Einführung in diesem glanzvollen Hause seine Gefühle für den Kameraden bis zu weichseliger Zärtlichkeit. Trotzdem er viel mit sich und seinen Tänzerinnen beschäftigt war, behielt er noch genug Aufmerksamkeit für Wilhelm übrig, um zu sehen, daß er allein in seiner Fensternische stand, kühl inmitten des hohen Nerven-Wärmegrades der Festgesellschaft und schwermütig in das Gewühl jungblühender, von einem glücklichen Lächeln aufgehellter Gesichter blickend. Diese Stimmung, diese Vereinsamung gingen ihm nahe und er hielt es für seine Pflicht, dem Freunde Gesellschaft zu leisten. Nicht ohne Selbstüberwindung ließ er einen Tanz ausfallen und trat zu Wilhelm hin.

„Wie jammerschade, daß du nicht tanzt."

„Genau dasselbe hat mir auch Fräulein Ellrich gesagt," erwiderte Wilhelm leise lächelnd.

„Und sie hat tausendmal Recht. Da stehst du nun wie ein Dürsten-

der am Rande eines köstlich sprudelnden Quells und kannst nicht trinken. Der reine Tantalus."

„Dein Bild stimmt nicht. Was ich da sehe, macht mir nicht den Eindruck eines köstlich sprudelnden Quells und mich dürstet nicht."

Paul sah ihn überrascht an. „Du bist doch auch ein Mensch von Fleisch und Blut und die vielen entzückenden Mädchen müssen dir doch eine Augenweide sein."

„Du weißt, daß mich hier nur ein Mädchen beschäftigt und dieses sehe ich sonst unter günstigeren Umständen."

„Kann ich mir nicht denken. Sie trägt doch nicht immer eine so reizende Toilette und ihre Augen können unmöglich so bezaubernd glänzen, wenn Musik und Tanz und Kerzenglanz sie nicht erregen. Aber freilich — sie so am Arme Anderer zu sehen — das ist es ja weßhalb ich meine, es sei schade, daß du nicht tanzt."

„Das ist es nicht. Ich sehe das schöne Mädchen sonst in höheren Geistes-Verrichtungen und es thut mir weh, sie auf eine tiefere Lebensstufe hinabsteigen zu sehen."

„Nun, da hört doch Verschiedenes auf. Ich war bisher immer so einfältig, zu glauben, daß gerade im Salon sich höheres Menschentum entfaltet und daß edle Geselligkeit die Blüte der Gesittung ist."

„Das sind Ansichten, welche schlaue Weltkinder verbreiten, um ihr seichtes Treiben in den eigenen Augen und in den Augen Anderer zu beschönigen. Was die Herrschaften hier zusammenführt, das sind die untergeordneten Triebe, wie du gleich erkennen kannst, wenn du dir von den anspruchsvoll zeremoniösen Formen nicht imponieren läßt, sondern das Wesen ergründest, das sich hinter ihnen verbirgt. Du nennst das höheres Menschentum. Mir scheint es niedrigeres und niedrigstes Menschentum. Siehst du, ich finde, daß der Kulturmensch durch diese Art von Salongeselligkeit an die Zustände der Wilden, ja sogar der Tiere anknüpft."

„Bravo, Wilhelm, immer zu, das wird erbaulich."

„Spotte nur, ich glaube trotzdem, daß das richtig ist. Versuche doch, zu erraten, was im Gehirn all der Leute da in diesem Augenblicke vorgeht. Ihre höhere Geistesthätigkeit, gerade die, welche sie zu Menschen macht, ruht. Sie denken nicht, sie empfinden blos. Die alten Herren freuen sich mit den Zigarren, dem Eis, der Aussicht auf das Souper. Die jungen Herren holen sich in der Berührung der schönen Mädchen angenehme Er-

regungen. Die Damen suchen bei ihren Tänzern und Hofmachern Wünsche und Gefühle zu entzünden. Also Eitelkeit, Selbstsucht, Sinneslust, Befriedigung des Gaumens, des Magens, kurz der gröberen Organe. All das ist nicht nur den Wilden, sondern auch den Tieren zugänglich. Auch sie sind durch die Nähe eines schmackhaften Mahles lustig gestimmt, auch sie gefallen sich im spielenden Durcheinander, im Necken und Werben beider Geschlechter. Salonmenschen machen mir den Eindruck von Versuchstieren, denen man das Großhirn abgetragen hat und die blos mit den vegetativen Zentren weiterwirtschaften. Ich halte die Entwickelung unseres Großhirns für eine zu stolze Errungenschaft hunderttausendjähriger Geistesarbeit der Menschheit, als daß es mir nicht peinlich sein sollte, es außer Thätigkeit gesetzt zu sehen."

„Ich höre dir so gern zu, daß ich dich nicht unterbreche, auch wenn du gewelltes Blech redest. Wie kann man es denn so griesgrämig ansehen, wenn gerade hochgebildete Menschen nach schwerer Geistesarbeit sich in formschöner Unterhaltung einige Stunden lang erholen wollen? Mich entzückt diese harmlose Heiterkeit, in der man alle Tagessorgen vergißt. Hier löst man sich aus der Gebundenheit des Berufs und zufälligen Schicksals. Hier bin ich armer Teufel in freier Menschlichkeit der Genosse des Ministers und hole mir in denselben schönen Augen dieselben Anregungen wie er."

„Die harmlose Heiterkeit, von der du sprichst, ist gerade das Kennzeichen des vegetativen Lebens der Wilden und Tiere. Heiterkeit ist der natürliche Zustand der niedrigen Lebewesen, wenn sie satt sind und keine Lebensgefahr spüren. Die älteste Bildhauerei stellt die Menschen immer mit einem blödsinnigen Lächeln dar. Sieh dir mal die Aegineten an. Auch bei befriedigtem Magen und in ungetrübter Sicherheit ernst und sinnend zu sein ist das Vorrecht des entwickelten Menschen, der im Leben neben der Leibesbefriedigung noch andere Sorgen und Bedürfnisse kennt."

„Ich verstehe dich endlich. Dein Kunstideal ist der Pensieroso. Um von dir als entwickelter Mensch anerkannt zu werden, muß man den urkundlichen Nachweis liefern, daß man das Problem des Dinges an sich keinen Augenblick lang aus den Augen verliert."

„Du drückst es scherzhaft aus, aber so meine ich es wirklich. Ich vergesse nicht, wie viel Tierheit in uns noch zurückgeblieben

ist. Die will selbstverständlich ihre Befriedigung haben. Aber ich liebe es nicht, gerade bei der Fütterung des Tieres Zuschauer zu sein. Sich nach schwerer Geistesarbeit erholen heißt in deinem Sinne wieder auf einige Stunden zur Tierheit hinabsteigen, nachdem man tagüber Mensch gewesen. Nun, ich sehe lieber den mühseligen Aufstieg zum Menschentum als das bequeme Zurücktauchen in die Tierheit mit an. Wenn ich von dir eine Statue haben wollte, so möchte ich dich doch eher als Pensieroso wie kauend oder trinkend oder mit der einfältigen Lächelmaske eines gedankenlosen und zufriedenen Aegineten."

„Gut. Schaffen wir also die Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Essens, Trinkens, Tanzens und ähnlicher Verrichtungen als Reste der Barbarei oder der ursprünglichen Tierheit ab und führen wir die allgemeine Philosophier-Pflicht ein. Eine Berliner Bankier-Soiree sub specie aeternitatis anzusehen — das bist ganz du. Darauf mußt du ein Patent nehmen."

„Burschikositäten, Freund, sind keine Argumente. Mir ist es sehr ernst mit dem, was ich sage, und mich überkommt eine sehr wirkliche Wehmut, wenn ich Loulou und die Anderen da wie die sorglosen Tierchen herumspielen sehe."

„Des Spaßes halber will ich nun mal auch ernst reden und dir einen anderen Anblick der Sache zeigen. Ist es nicht in hohem Grade anregend für einen strebenden jungen Menschen ohne Stellung, sich auf demselben Parket mit Männern zu bewegen, welche die sichtbaren Zeichen der Anerkennung ihres Königs und der Achtung ihrer Mitbürger tragen? Ist es nicht Gewinn, sie nahe zu sehen, sie sprechen zu hören, von ihnen vielleicht bemerkt zu werden? Kann das Beispiel ihres Ansehens nicht zu Anstrengungen spornen, um auch einmal so weit zu gelangen? Kann die Bekanntschaft mit ihnen nicht förderlich sein?"

Wilhelm schüttelte den Kopf. „Nein, die ausgezeichneten Männer, die da nebenan schwatzen oder Karten spielen, bewundere ich lieber in den lebendigen Werken ihres Geistes. Hier regen sie mich nicht an, weil sie gerade hier all ihre Eigenart abgelegt haben, das, was sie zu bedeutenden Menschen macht. Für mich ist es eine Verkleinerung großer Gestalten, wenn ich sehen soll, daß diese Staatsmänner, Heerführer, Volksvertreter ganz so banal lächeln, plaudern und spielen wie Weißbierphilister, nachdem sie die Bude gesperrt haben."

Paul fand nicht gleich eine Antwort und sie zu suchen blieb ihm keine Zeit, denn die Musik verstummte, der Tanz endete und es entstand eine große Bewegung, in der das Gespräch nicht fortgesetzt werden konnte. Aus dem Salon und dem Rauchzimmer kamen die Herrschaften in den Tanzsaal und mischten sich unter das junge Volk. Paul pürschte sich geschickt durch die Gruppen schlüpfend an ein frisches, hübsches, übrigens unbedeutend aussehendes Fräulein heran, das er überhaupt besonders auszuzeichnen schien und mit dem er bereits wiederholt getanzt hatte. Wilhelm suchte Loulou, fand aber statt ihrer ihre Mama, die freundlich das Wort an ihn richtete. Der Ausspruch war nicht glänzend, aber so gut gemeint! „Unterhalten Sie sich auch recht, Eynhardt?" fragte die Geheimrätin mit einem wohlwollenden, fast zärtlichen Blick auf sein schwermüthiges Gesicht. Wilhelm, der sie um keinen Preis hätte betrüben wollen, neigte sich statt aller Antwort auf ihre mollige Hand hinab und küßte sie. Der Notwendigkeit, sich deutlicher auszudrücken, enthob ihn eine plötzlich eintretende Stille. In allen vier Thüren des Saales erschienen gleichzeitig Diener mit einer großen Silberplatte voll flacher Champagnerkelche in der einen und einer Sektflasche in der andern Hand. Loulou, die vor dem Kamin stand und mehreren gleichzeitig verbindlich auf sie losredenden jungen Herren zerstreute Antworten gab, folgte unverwandten Blickes dem Gange des Minutenzeigers auf dem Zifferblatte der Standuhr. Auf einen kaum merklichen Wink ihrer kleinen Hand trat ein Diener auf sie zu. Rasch faßte sie das Glas, in welchem der perlende Wein aufschäumte, in diesem Augenblicke stand der Zeiger genau in der Mitte der Zwölf, und laut jauchzend wie ein Kind rief sie: „Prosit Neujahr! Prosit Neujahr!" Jeder Gast bemächtigte sich eines Glases, jeder rief jubelnd: „Prosit Neujahr!" und stieß klingend mit dem Nachbar an. Loulou eilte zuerst auf den Vater zu, um ihm zuzutrinken. Nachdem er ihr einen freundlichen Kuß auf die gerötete Wange gedrückt und sie mit mäßig aufwallender Vaterfreude angeblickt hatte, wandte sie sich zur Mutter, die sie in die Arme schloß und auf beide Wangen küßte. Der Dritte, mit dem sie anstieß, war Wilhelm, der neben der Mutter stand. Ein Wort auszutauschen war jetzt nicht Zeit, aber ihr Blick fuhr in den seinigen, daß beide aufblitzten. Ihre braunen Augen hatten seinen schwarzen deutlich gesagt: „Auf daß es ein Jahr des Glücks für uns werde!"

und die schwarzen Augen hatten die braunen im Fluge verstanden und ihnen gedankt.

Minutenlang dauerte der fröhliche Tumult, das Gewirr der lauten Stimmen, das Klirren der Gläser, das Kommen und Gehen der Diener mit den goldhalsigen Sektflaschen, dann schien plötzlich eine unsichtbare Hand fügend und reihend in die allgemeine Unordnung einzugreifen, die zufälligen Gruppen aufzulösen, da Gestalten hervorzuziehen, dort Gestalten zurückzustellen, nach festem Gesetze ohne Zögern und Schwanken zielbewußte Verschiebungen auszuführen und schließlich einen Zug zu entwickeln, der in sicherer Ordnung den Speisesaal betrat. Die unsichtbare Geisterhand, die da gewaltet, war die der hochheiligen Etikette, das Gesetz, das so überraschend schnell und bestimmt Klarheit in die Verwirrung gebracht und Jedem gebieterisch seinen Platz angewiesen hatte, war das des Vortritts. Paul und Wilhelm, diesen beiden Salonfremdlingen, war das kleine Schauspiel neu. Über Wilhelms Antlitz flog ein Lächeln, die Miene Pauls nahm einen Ausdruck von Ehrfurcht an. Was er sah, machte unverkennbaren Eindruck auf ihn. Er bewunderte.

Jeder Zwang hörte übrigens in dem Augenblicke auf, da man bei Tische Platz genommen hatte. Der Duft der Blumen auf den mit reichen Silberaufsätzen geschmückten Tafeln wetteiferte mit dem vordringlicheren Parfüm der Damen und konnte ihn nicht besiegen. Im Glanze der Wachskerzen funkelten die kristallenen Gläser, die Edelsteine des Schmuckes und die triumphierenden Frauen-Augen. Die Diener walteten eifrig des Mundschenkamtes und der ritterliche Rheinwein, der vornehme Burgunder, der elegante Bordeaux und der leichtfertige Champagner, deren gemalte Verkörperungen an den weißen Wänden siegreich auf die angeregten Gäste niederblickten, entführten mit vereinter Flugkraft die Geister aus der grauen Wirklichkeit in die außerirdischen Gegenden der rosenfarbenen Träume.

Das Mahl dauerte sehr lange, dann lichtete sich die Gesellschaft ein wenig, die älteren Gäste, die vor Mitternacht hauptsächlich geplaudert, gespielt und geraucht hatten, entfernten sich unauffällig, wenn sie keine Tochter zu hüten hatten, das junge Volk aber kehrte in den Tanzsaal zurück, die Musiker, an denen die Sektflasche auch nicht vorübergegangen war, fiedelten von Neuem, als hätten sie den Teufel im Leibe, und es begann ein

stundenlanger Kotillon, auf dessen eigenartige und überraschende Figuren der ihn leitende Gardehusaren-Leutnant sichtlich so stolz war wie auf eine Reihe gewonnener Schlachten. Loulou, die ganz in der Ballfreude aufzugehen schien, hatte vergebens Wilhelm gebeten, wenigstens am Kotillon teilzunehmen, wo man doch gar nicht zu tanzen brauche, und ihm versichert, er werde der meist-dekorierte Herr in der Gesellschaft sein und mehr Orden, Bänder und Sträuße erhalten als alle Gardeleutnants zusammengenommen; selbst die Aussicht auf einen solchen Triumph vermochte nicht seinen Ehrgeiz anzustacheln und zum erstenmal in dieser Nacht wandte sich das schöne aufgeregte Mädchen mit schmollendem Ausdruck von ihm ab und sah er sie mit Blicken an, in denen nicht blos Betrübnis, sondern auch schon ein leiser Vorwurf zu lesen war. Paul dagegen war selig. Er hielt sich mehr als je an das hübsche, unbedeutende Fräulein, mit dem er vorhin so viel getanzt hatte, und seine gute, dem Neid unzugängliche Seele empfand auch nicht die geringste Eifersucht, als seine Tänzerin in den langen Pausen des Kotillons immer wieder auf seinen Freund, der so einsam dastehe und sich gar nicht ein Bischen amüsieren wolle, zu sprechen kam. Paul wurde genügend dekoriert, er überraschte eine genügende Anzahl von Blicken aus Mädchenaugen, die mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, er brachte eine genügende Menge kleiner und großer Komplimente an, für die ihm mit süßem Lächeln, ja sogar mit kleinen Seufzern gedankt wurde, er hatte so sehr die Empfindung, mit allen Fibern seines Wesens zu leben und seine Zeit unvergleichlich gut zu verwenden, daß er noch viele Stunden lang in solchem Zuge hätte bleiben mögen und ganz überrascht war, als gegen vier Uhr Morgens der Aufbruch der Eltern dem Feste der unermüdlichen Jugend ein Ende bereitete.

Als Wilhelm von Loulou Abschied nahm, schmollte sie gar nicht mehr. Neben ihr stand der Triumphator des Kotillons, der Husaren-Leutnant, ganz bedeckt mit den kleinen Abzeichen weiblicher Ballgunst, aber das hinderte sie nicht, jenem mit zärtlicher Betonung zu sagen: „Auf sehr bald, nicht wahr?“ und Wilhelm drückte ihr ebenfalls mit Wärme die kleine heiße Hand.

Im hallenartigen Vorsaale hatten Wilhelm und Paul den dastehenden Dienern die Kopfsteuer zu entrichten, welche, in England und Frankreich unbekannt, die deutsche Gastfreundschaft ent-

ehrt, und eine Minute später befanden sie sich in der sternhellen Nacht. Eisig wehte es aus dem Tiergarten herüber, dessen Dunkel vom unbestimmten weißen Widerschein der schneebeladenen Baumkronen und des verschneiten Rasens schwach aufgehellt war. Wilhelm hüllte sich fröstelnd in seinen Pelzmantel, Paul dagegen schien die Kälte gar nicht zu spüren, er war noch zu heiß von der Erregung des Festes. In seinen Ohren klangen die Tanzweisen so deutlich nach, daß er zu ihren Tönen über die glattgetretene Schneedecke des Bürgersteiges hätte hintanzen können, und vor seinen Augen flimmerten die Lichter und Spiegel des Ballsaals und schwebten die schmiegsamen Gestalten der feurigen Tänzerinnen mit solcher Leibhaftigkeit, daß sie die Öde der schweigenden, spärlich beleuchteten Königgrätzer Straße wie mit einem lockenden Spuk belebten. Er genoß in der Erinnerung noch einmal den ganzen Abend und die Fülle seines Herzens machte sich in dem Ausrufe Luft: „Wilhelm, diese Sylvesternacht werde ich dir nie vergessen!"

Wilhelm sah ihn erstaunt und etwas gereizt an. „Ich begreife einfach deine Empfindung nicht. Wie kann der Anblick solcher Eitelkeiten in einem denkenden Menschen ein anderes Gefühl erregen als Mitleid."

„Ich bin durch die Härte deines Urteils nicht gekränkt, denn wenn du mich nicht verstehst, so verstehe doch ich dich. Du weißt, ich bin auch kein frivoler Mensch und habe den Ernst des Lebens früh kennen gelernt. Aber gerade darum würdige ich den Wert des Eintritts in die reichste und beste Gesellschaft von Berlin. Jetzt habe ich die Gelegenheit. Sie zu benützen soll meine Sache sein."

„Paul, du betrübst mich. So spricht ein Streber."

„Streber! Was nennst du Streber? Wenn du einen Menschen meinst, der sein Licht nicht unter den Scheffel stellen will, so sage ich dir: Ja, ich bin so einer. Aber ich halte das für durchaus ehrenhaft. Ich will ja nicht durch Schwindel vorwärts kommen, sondern durch pflichttreue Arbeit. Was nützt mir alle Tüchtigkeit, so lange sie niemand bemerkt? Wenn ich jedoch den richtigen Leuten die Überzeugung beibringen kann: dieser Haber hat etwas los! — so thue ich wohl nichts Unrechtes."

„Ich hätte dich für stolzer gehalten."

„Liebster Wilhelm, sprich mir nicht von Stolz. Das ist

gut für dich. Wenn mir mein Vater ein Miethaus in der Kochstraße hinterlassen hätte, so würde ich mich auch den Henker um alle Leute scheren und meiner Wege gehen, wie es mir beliebte. Und umgekehrt, wenn du der mittellose Sohn eines mit neun Kindern gesegneten havelländischen Gutspächters wärst, so sage ich es dir auf den Kopf zu: du würdest auch der Gunst einflußreicher Leute eine gewisse Wichtigkeit beimessen und ihnen zu gefallen suchen. Dir würde das freilich leichter werden als mir," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, indem er ihm einen zärtlichen Klaps auf die Schulter gab.

„Du solltest mir meines Vaters Haus nicht vorwerfen, denn du weißt, wie ich lebe."

Paul wollte ihn unterbrechen.

„Laß mich ausreden. Ein Mensch von deiner Tüchtigkeit kann sich heutzutage den Luxus der Unabhängigkeit und Manneswürde gestatten, auch wenn er eins von neun Kindern eines unbemittelten Gutspächters ist. Man ist ebenso reich, wenn man wenig Bedürfnisse, wie wenn man viel Geld hat."

„Jawohl; ich kenne ja deine Philosophie der Entsagung. Das ist Temperamentssache. Ich bin nicht für den Schmachtriemen vor der dampfenden Schüssel. Die Welt ist voll guter Dinge und ich habe den nötigen Appetit für sie. Warum soll ich nicht zulangen?"

„Und so willst du dir dein Schicksal ertanzen?"

„Warum nicht? Tanzen ist ein sittliches Mittel zu einem sittlichen Zweck. Es hat seine Verrichtung im gesellschaftlichen Haushalte. Wie soll denn ein netter, aber armer Mensch ohne diese wohlthätige Einrichtung zur Bekanntschaft mit einem reichen Mädchen kommen? Etwa auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Zeitungs-Inserats?"

„Also daran hast du inmitten des poetischen Festes gedacht?"

„Natürlich. Du bist versorgt. Nimm mir's nicht übel, wenn ich deinem Beispiel folgen möchte."

Wilhelm fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß. Er litt unter der flachen Gesinnung seines Freundes. „Paul! Ein Mitgiftjäger!"

„Du hast gut reden. Dir ist das Glück zugeflogen, ohne daß du einen Finger zu rühren brauchtest. Andere müssen sich mühen. Mitgiftjäger! Das Wort ist von hysterischen Frauen-

zimmern erfunden, denen blödsinnige Liebesromane den Kopf verrückt gemacht haben. Diese thörichten Geschöpfe wollen in ihrer kindischen Eitelkeit blos um ihrer schönen Augen willen geheiratet werden. Ich möchte so eine Sensitive mal fragen, ob sie wohl einen Mann blos um seiner schönen Augen willen heiraten würde. Mir soll man nicht mit solchem Unsinn kommen. Ein armer Mensch, vorausgesetzt, daß er tüchtig ist, schuldet es sich geradezu, nach der Hand eines bemittelten Mädchens zu streben. Er braucht sich nichts vorzuwerfen, denn er giebt soviel, wie er empfängt. Was will man auf der Welt? Glück. Das ist mein Lebensziel, wie es das Lebensziel des reichen Mädchens ist. Sie hat Geld und zum Glück fehlt ihr Liebe, ich habe Liebe und zum Glück fehlt mir Geld. Wir tauschen einfach aus, was wir haben. Das ist die schönste wechselseitige Ergänzung zweier Unvollständigkeiten."

„Es ist noch hübsch, daß du dem reichen Mädchen Liebe bieten willst. Das muß aber eine klug geleitete Liebe sein, eine Liebe mit gebundener Marschroute, eine Liebe, die sich beileibe nicht zu einem armen Mädchen verlaufen darf."

„Paperlapap! Jede Liebe eines nicht geradezu irrsinnigen Menschen hat gebundene Marschroute. Würdest du dich in eine Königstochter verlieben? Hoffentlich nicht. Na also. Du kannst also deine Liebe verhindern, sich zu einer Prinzessin zu verlaufen. Warum soll ich meine Liebe nicht verhindern können, sich zu einem armen Mädchen zu verlaufen?"

„Das Ideal wäre allerdings, daß der Rang der Prinzessin ebensowenig ein Hindernis der Liebe wäre wie die Armut der Arbeiterin."

„Das Ideal ist nicht von dieser Welt. Ich schwöre dir, Wilhelm, wenn ich reich oder blos unabhängig wäre wie du, ich würde nicht auf Mitgift sehen. Aber ich bin ein armer Teufel. Hätte ich das Unglück, mich in ein Mädchen ohne Geld zu verlieben, ich würde das Gefühl sofort unterdrücken. Denn ich würde mir sagen: besser kurze Zeit ein poetisches Liebesleid erdulden, als die Geliebte und mich zugleich zu lebenslänglicher, womöglich durch Kindersegen verschärfter Not zu verurteilen, in deren prosaischem Schlamme die Liebe doch unrettbar erstickt."

Während Paul mit Eifer und Geläufigkeit so argumentierte, dachte er fortwährend an Fräulein Malvine Märker, das hübsche,

aber unbedeutende Mädchen, mit dem er so viel getanzt hatte, und seine Rechte griff kosend nach ihren Bändern und Kotillonorden, die ihm unter der Weste auf dem Herzen ruhten. Er bemerkte nicht, daß Wilhelms Miene schmerzlich verzogen war, und ahnte noch weniger, daß seine Rede in einer Herzenswunde Wilhelms plump herumfingerte.

Sie waren beim Brandenburger Thor angelangt und schritten über den Pariser Platz. Unter den Linden umfing sie lärmendes Leben. Die Straße war noch voll johlender Banden, die sich singend und schreiend herumtummelten, in launenhaftem Wechsel von weinseliger Brüderlichkeit und krakehlsüchtiger Roheit jetzt einander anrempelten und jetzt sich Prosit Neujahr zuriefen, hier einem zornigen Philister den Hut antrieben, dort einen von einer Sylvesterfeier schwer beladen heimwärts torkelnden Biedermann in der Runde umarmten und hoch leben ließen, vor den Schutzleuten, den militärischen Griff nachäffend, den Spazierstock anfaßten, an die Nachtwächter hochtrabende Ansprachen hielten und sonstigen geschmacklosen Ulk verübten. Nach der Stille der Königgrätzer-Straße war dieser trunkene Übermut des tobenden Pöbels doppelt unangenehm und die beiden Freunde beeilten sich, in die Schadowstraße einzubiegen, um sich vor dem wüsten Treiben zu flüchten. An Wilhelms Hausthore nahmen sie von einander Abschied, worauf Paul umkehrte und Offenbachsche Weisen trällernd die Friedrichstraße hinauf nach seiner Wohnung, nahe am Weidendamme ging.

Wilhelm war müde, aber zu erregt, um einzuschlafen. Er lebte in Gedanken noch einmal die letzten Monate durch und versenkte sich, wie so oft seit einiger Zeit, in ein qualvolles Grübeln über sein Verhältnis zu Loulou.

Nach ihrer Abreise von Hornberg hatte sie acht Tage lang nicht geschrieben. Dann kam ein Brief von Ostende, in welchem sie Wilhelm mit Sie ansprach. Sie entschuldigte dies damit, daß es peinlich sein würde, wenn sie ihn duzte und er sie nicht, er aber dürfe es nicht, denn seine Antworten würden zweifellos von der Mutter, vielleicht auch vom Vater gelesen werden und sich vor ihnen zu duzen gehe doch nicht an. Schon diese Änderung des Tones zwischen ihnen beschwerte Wilhelm das Herz, beinahe aber noch mehr der Inhalt der Briefe Loulous. Sie sprach wenig vom Meere, dessen Brandung ihr doch beständig in die

Seele tönen und ihre Gedanken orchestral begleiten mußte, und selten von der Wonnezeit in den Bergen des Schwarzwaldes, deren Erinnerung ihn selbst ganz erfüllte, wohl aber sehr viel von den Promenaden, den Konzerten, den Kasinobällen, ihren eigenen reizenden Bade- und Gesellschaftstoiletten und denen der extravaganten Pariserinnen, von denen immer eine die andere durch verblüffende Unglaublichkeiten in Farbe und Schnitt der Kleider, in Haltung und Benehmen zu übertrumpfen suche, besonders aber von den schönen Bekanntschaften mit vornehmen Leuten beider Welten und ihren persönlichen Erfolgen. Sie versäumte übrigens fast in keinem Briefe, ihr Bedauern auszudrücken, daß er nicht mit ihnen sei und das bunte Leben mit ihr zusammen genießen könne. Oft lag in dem Briefe ein Blümchen oder ein duftendes Blatt von wildem Thymian, das seine Seichtheit doch etwas vertiefte und unter dem oberflächlichen Wortgetändel eine Unterströmung von Gefühl verriet, und einmal schickte sie ihm ihr Lichtbild, das die Widmung trug: „Ihrem teuern Wilhelm, Loulou". So gab es neben ihrem brieflichen Geplauder doch auch manches Unausgesprochene, durch sinnige Merkzeichen Angedeutete, das seine Gefühle nährte und kräftigte. Seine Antworten waren kurz und etwas gedrückt. Der Gedanke, daß sie bestimmt seien, von den prosaischen Eltern gesehen und von Loulou selbst inmitten ihrer Weltlust notwendig mit Flüchtigkeit gelesen zu werden, lähmte den Überschwang seiner Gefühle und bändigte deren Ausdruck fast bis zur Philisterhaftigkeit. Aber vielleicht gerade darum gefielen sie besonders der Geheimrätin sehr, die glücklich war, einen Briefwechsel mehr zu haben, und ihm fast eben so oft schrieb wie Loulou. Die Erquickung, die ihm die parfümierten Blättchen aus Ostende nicht brachten, fand er in der Betrachtung des lieblichen Antlitzes mit den Schelmengrübchen, das ihm den ganzen Zauber der Hornberger Tage lebendig heraufbeschwor.

Ende September kam dann die Meldung, daß man Ostende verlassen habe und noch auf vierzehn Tage zu Bekannten nach England hinübergefahren sei, und gegen Mitte Oktober brachte endlich die Post in aller Frühe ein Briefchen von Loulous Hand, das den Poststempel „Berlin" auf einheimischer Freimarke trug. Es lautete erfreulich in seiner Kürze: „Teurer Wilhelm! Heute Mittag angekommen. Ich gehe nicht zur Ruhe, ehe ich es Ihnen

geschrieben. Auf sehr, sehr bald! Nicht wahr? Wie ich mich freue! Sie doch auch? Tausend Grüße, Loulou."

Er wäre am liebsten gleich nach der Lennéstraße geeilt, aber der Brauch stellte sich zwischen ihn und sein geliebtes Mädchen und zeigte ihm kalt, daß man jetzt in der Großstadt sei und nicht im Walde, daß die Natur hier gar nichts zu sagen, sondern sich blos den gesellschaftlichen Satzungen zu unterwerfen habe. So früh er aber irgend durfte, klingelte er an der Wohnung des Geheimrats. Der erste Eintritt war für Wilhelm mit peinlichen Empfindungen verbunden, denn während sein Herz Derjenigen entgegenschlug, die ihm jetzt das Teuerste auf Erden und sein Eigen war wie er ihres, brachte ihm jede Einzelheit ins Bewußtsein, daß er hier im Grunde ein völlig Fremder war. Der schwarzgekleidete Diener, der ihm öffnete, maß ihn ohne Zuvorkommenheit und frug an der Schwelle nach seinem Begehr. Als Wilhelm nach der Frau Geheimrätin fragte, erhielt er den kurz angebundenen Bescheid, die gnädige Frau sei heute nicht sichtbar. Als er trotzdem seine Visitenkarte hervorholte und meinte: „Melden Sie mich nur an, ich bin erwartet", ließ ihn der Mann ins Vorzimmer und erst nach einigem Zögern in einen Salon ein. Wohl kehrte er gleich mit veränderter Miene wieder und bat ihn unterwürfig, ihm zu folgen, wohl war Wilhelm einige Sekunden später in einem kleinen blauen Salon, wo Loulou mit einem freudigen Ausrufe auf ihn zueilte, aber wegen der Anwesenheit des Dieners ging der erste Augenblick ohne Umarmung vorbei und als sie allein waren, fand Wilhelm nur zu einem Handkusse den Mut.

Es war eben Alles nicht so wie im Schloßhotel und auf den Waldwegen von Hornberg. Wilhelm mußte sich an Besuchsstunden halten und war dann selten mit Loulou allein. Sie fanden zwar das trauliche Du wieder, aber vor den Leuten wurde es unterdrückt. Sie umarmen, sie küssen konnte er in den Salons mit den verräterischen Spiegeln, den leisen Portièren und Teppichen, den belebten Nebenzimmern kaum. Man lud ihn häufig zu Tische, er durfte die Frau Geheimrätin und Loulou auch oft in die Oper und ins Schauspielhaus begleiten, aber all diese Gelegenheiten waren einem innigen Zusammensein, wie ihn zwei junge liebende Seelen wünschen, nicht günstig. Loulou trug stolze Toiletten, die ihr Haltung aufzwangen, die Gesellschaft war förmlich und ge-

stattete nichts Unfeines, wozu in allererster Linie Vertraulichkeit gerechnet wird, und man konnte sich nie wahr und natürlich geben wie im Walde, wo die spielenden Vögel und die unbekümmerten Eichkätzchen als gefährlich anmutiges Beispiel dienten.

Loulou war es zuerst, die sich der Unbeholfenheit Wilhelms erbarmte und auf Mittel sann, ihrem Verkehr auch in Berlin wenigstens manchmal die schöne Zwanglosigkeit des Anfangs wiederzugeben. Unter dem Vorwande, sich bei ihm im Zeichnen auszubilden, verbrachte sie mit ihm köstliche Stunden im blauen Salon und im Wintergarten, wobei ihre Hände oft Gelegenheit fanden, sich zu begegnen, und ihre Köpfe leicht einander so nahe kamen, daß sein Mund zu ihren Wangen und sogar zu ihren Lippen nur einen ganz kurzen und schnell durchmessenen Weg zurückzulegen hatte. Unter Berufung auf ihre englische Erziehung, die ihr Unabhängigkeit und Selbstvertrauen gegeben und sie von der lächerlichen Zimperlichkeit festländischer Mädchen befreit habe, nahm sie auch manchmal seinen Arm zu gemeinsamen Spaziergängen nach den Stadtteilen, die sie nicht kannte oder bis dahin blos vom Wagenfenster aus gesehen hatte, wenn sie nach dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater fuhr. Auf einer dieser Entdeckungsreisen, wie sie es nannte, war es auch, daß sie Paul zum erstenmale sah. Er begegnete ihnen in der Königstraße, als sie gerade an der Königsmauer standen und Loulou einen scheuen Blick in die greuliche Gasse warf. Er machte ein sehr erstauntes Gesicht und wollte thun, als bemerkte er das Pärchen nicht, Wilhelm winkte ihn jedoch heran und stellte ihn vor. Er durfte sie bis nach Hause begleiten und erklärte sich, als er mit seinem Freunde allein war, ohne allen Rückhalt bereit, das schöne Mädchen anzubeten, wie Wilhelm es in seinem Briefe aus Hornberg gefordert hatte. Eins begriff Paul nicht und er sagte es ihm bei dieser Gelegenheit: weshalb hatte Wilhelm noch nicht in aller Form um Loulous Hand angehalten, weshalb war er nicht offiziell verlobt mit ihr, was sollte es bedeuten, daß er diese Lebensangelegenheit verschleppte und statt wie ein Mann stark, rasch und gerade vorzugehen, thatlos unter einem Zwange seufzte, der doch in dem Augenblicke aufhören mußte, wo er der erklärte Bräutigam von Fräulein Ellrich war?

Wilhelm hatte damals seinem Freunde keine Erklärung gegeben, er aber wußte sehr wohl, was ihn zögern und den Schritt

bei Loulous Eltern von einem Tag auf den andern verschieben machte. Er war eine sinnende und beschauliche Grübelnatur und viel zu wenig ursprünglich, um sich von der Leidenschaft widerstandlos gängeln zu lassen. Er war gewohnt, seine Triebe vor den Richterstuhl seiner Vernunft zu fordern und sie mit strengen Fragen nach dem Woher, Wohin, Warum und Wozu zu ängstigen. Er war sich über sein Herzensverhältnis zu Loulou nicht genügend klar. Liebte sie ihn? Manches sprach dafür. Sie schien froh, wenn sie ihn sah, und ungeduldig, wenn er einen Tag lang fern geblieben war. Aber daß er sie nicht ganz erfüllte, mußte er daraus schließen, daß ihr das Köpfchen so viel wie je auf die gewohnten Vergnügungen stand und daß sie fähig war, ihm mit selbstvergessendem Eifer eine Stunde lang von Theatern, Konzerten und Gesellschaften, die sie ohne ihn besucht hatte, von ihrem Aussehen, ihren Toiletten und Tischnachbarn zu erzählen, ohne daß sie ein einziges Mal das Bedürfnis empfand, das leere Geplauder durch einen Blick oder einen Kuß zu unterbrechen, der ihm gesagt hätte, daß sie seine Gegenwart empfand und inmitten ihrer eiteln Erinnerungen mit dem Herzen dennoch bei ihm war. Andererseits nahm sie doch wieder zärtlichen Anteil an ihm; sie hatte ein Bild seiner beiden Stuben in der Dorotheenstraße verlangt, um zu wissen, wie die Räume aussahen, in denen er lebte und an sie dachte; sie hatte mit ihm sein Haus in der Kochstraße von außen ansehen und die Gräber seiner Lieben besuchen wollen; sie war sichtlich stolz auf ihn und hinterbrachte ihm alle schmeichelhaften Bemerkungen der Leute über sein Äußeres und seinen Geist mit fast ebensoviel Genugthuung, wie sie von ihren eigenen Erfolgen sprach. Doch all das war noch immer blos Äußerliches und er hatte nur selten die überzeugende Empfindung, daß die Flamme der Liebe ihre kühle Verständigkeit und selbstische Weltfreude gründlich löste.

Und er selbst, liebte denn er sie, wie er mußte, wenn er sich das Recht zugestehen sollte, sie fürs Leben an sich zu knüpfen? Seinem Ernst und seiner hohen Sittlichkeit schien die Ehe ein verwegenes Abenteuer voll bangenerregender Geheimnisse. Es war etwas Großes, zwei von der Natur gesondert angelegte Lebensschicksale mit eigenmächtiger Hand zu vereinigen. War es möglich, die beiden spröden Einheiten so zusammenzuschweißen, daß die Verbindung jedem Schicksalsstoße widerstand? Er gedachte

sich ganz zu geben, nichts für sich zu behalten und treu zu sein wie mit dem Leibe so mit der Seele. War er sicher, daß er das Gelübde immer halten konnte und daß er nie den frevelhaften Wunsch haben würde, es abzuschütteln? Schon jetzt war er ja im Gedanken an sie nicht immer glücklich! Gewiß, ihre Schönheit, ihre Anmut, der Liebreiz ihrer frischen, gesunden Jugend bezauberte ihn und wenn sie mit ihrer holden Stimme zu ihm sprach, schloß er gern die Augen und mußte eisern an sich halten, um ihr nicht entzückt zu Füßen zu fallen und den Kopf in ihrem Schoß zu vergraben. Aber er fürchtete in seiner Ehrlichkeit gegen sich selbst, daß eine Anziehung, welche sich an die Sinne wandte, den Besitz vielleicht nicht lange überdauern würde. Ihr innerstes Wesen aber war ihm betrübend unerquicklich. Nie ein Wort der Erhebung! Nie ein weiter und allgemeiner Gedanke! Immer ein kleinliches Haften an Unwesentlichstem, ein Aufgehen in Aeußerlichstem! Oft dachte er, das sei Erziehungsfehler, eine notwendige Folge ihres Lebens inmitten schwungloser Menschen der flachsten Praxis, und es werde möglich sein, ihren Sinn zu vertiefen und zu erweitern. Wenn er doch mit ihr auf eine wüste Insel gehen, allein mit ihr in der erhabenen Einsamkeit der Natur zwischen Himmel und Weltmeer leben könnte! Wie bald würde er dann ihre Gedankenwelt bereichern und auf seinen eigenen Ton stimmen! Dann erfaßte ihn wieder die Furcht, daß sie ein solches Dasein nicht annehmen, auf Theater, Toiletten, Soiréen und Erfolg nie verzichten würde, und unter dem frischen Eindrucke des Sylvesterfestes war er ganz besonders mutlos und sagte sich: Nein. Das Leben des Scheins hält sie mit zu vielen Greifarmen. Ihr verlangt zu sehr nach Befriedigung der Eitelkeiten und ich werde ihr nie geben können, was ihr Bedürfnis und ihrem Glücke Voraussetzung ist. Pauls Betrachtungen auf dem Heimwege klangen ebenfalls in seiner Seele schmerzlich nach. Eine der reichsten Partien von Berlin! Werden die Leute nicht sagen, er habe ihrer Mitgift nachgestellt? Freilich, an der Meinung der Leute lag nichts und er ließ sich von ihr seine sittliche Freiheit, zu thun, was sein innerer Richter guthieß, nicht beeinträchtigen. Aber glaubte nicht auch Loulou selbst manchmal, daß ihre väterlichen Millionen in seinen Augen etwas zu ihrem Reize hinzufügten? Er bekannte sich, daß seine Empfindung eine Schwäche, eine kleinliche Selbstgefälligkeit war, aber die Vorstellung, daß sie eines

solchen Gedankens fähig sei, erregte seinen Zorn. Ihr Geld zog ihn nicht an! Im Gegenteil. Es war ein Hindernis zwischen ihr und ihm. Warum war sie nicht ein Moskauer Zigeunermädchen? Ebenso jung und schön und anmutig wie jetzt, aber ungebildet und darum bildungsgierig und bildungsfähig, aber bettelarm und darum anspruchslos, aber ohne Kenntnis der Welteitelkeiten und darum ohne Verlangen nach ihnen. Wie glücklich konnten sie dann beide sein!

Solche Gedanken wälzte er stundenlang im Kopfe und er schlief erst ein, als die späte Wintersonne schon durch die Vorhänge auf sein übernächtig blasses Gesicht schien. —

Der Winter verging heiter und schnell unter Zerstreuungen aller Art. Loulou hatte ihn noch nie so angenehm verbracht. Die Theatersaison war glänzend, das Wetter gestattete länger als sonst, Schlittschuh zu laufen, und die Bälle wiederholten sich im Vaterhause und bei den reichen Bekannten in rascher Folge. Noch ein= oder zweimal nahm Wilhelm an diesen Festen Teil, dann hielt er sich von ihnen fern, zum großen Erstaunen der Geheimrätin und zur Betrübnis von Loulou, die sein schönes Gesicht in Thüren oder Fensternischen der Ballsäle gern aufsuchte und froh bewegt war, wenn sein sinnendes dunkles Auge ihr durch die Irrgänge der Tanzfiguren folgte. Er sagte aber, daß ihn der Anblick gesellschaftlicher Frivolität betrübe, und sie dachte in ihrer drollig altklugen Weise: „Nun, so ist er einmal. Alle Männer haben ja irgend eine Wunderlichkeit.“ Da war Paul von einem andern Garn. Er nahm jede Einladung an und erhielt ihrer eine Menge. Immer konnte er Wilhelm von neuen vornehmen Bekanntschaften erzählen, oft auch sprach er von Fräulein Malvine Märker, die Loulous liebste Freundin zu sein schien, und keine Regung der Eifersucht machte es ihm schwer, Wilhelm wiederzusagen, daß das hübsche Mädchen sich stets eifrig nach ihm erkundigte und seine Abwesenheit von den Ellrichschen Tanzsoiréen jedesmal beklagte.

Die schöne Jahreszeit zog in's Land. Vor den Thoren der Großstadt, aus deren Häuserwüste er ausgeschlossen war, triumphierte der Frühling in den blühenden Bäumen des Tiergartens. Das Aushecken von Sommer=Reiseplänen wurde die Hauptbeschäftigung der guten Gesellschaft. Ellrichs dachten an die Schweiz, Wilhelm rühmte schüchtern die Reize des Schwarzwaldes. Er

sehnte sich nach Hornberg zurück, denn er versprach sich viel von neuem innigem Zusammensein in der vorjährigen Umgebung. Von der Heirat jedoch redete er nicht und seine förmliche Werbung hatte er auch noch nicht angebracht. Loulou fand das denn doch sonderbar und machte eines Tages der Mutter gegenüber eine leise Anspielung darauf. Die Geheimrätin aber streichelte ihr schönes Kind und küßte es auf die Stirn und sagte: „Es ist nichts als Bescheidenheit. Ich finde es sehr nett von ihm, daß er dich noch eine Saison lang dein Mädchenleben in voller Freiheit genießen ließ."

„Ich bin doch aber nicht frei."

„Ich meine vor der Welt, liebes Kind. Ihr seid beide so jung, daß ihr nichts versäumt, wenn ihr ein Jahr später die Sorgen der Ehe auf euch nehmt."

Das leuchtete Loulou ein.

3.

Von Heleden lobebaeren.

Auf den Äckern Deutschlands stand das Getreide hoch und harrte reifend dem Schnitter entgegen. Da zog plötzlich wie am blauen Sommerhimmel eine grauschwarze hagelschwangere Wetterwolke drohender Kriegsschatten im Westen herauf und erfüllte die erntefrohen Gemüter mit Bangen. Vierzehn Tage lang wurde das Volk in schmerzlicher Schwebe gehalten und wußte nicht, ob es zum Schwert oder zur Sense greifen würde. Dann schmetterte der zugleich furchtbare und erlösende Schicksalsruf durchs Land: „Die Franzosen haben den Krieg erklärt!"

Das war am 15. Juli 1870, an einem Freitag. In Berlin verbreitete sich in den späten Nachmittagsstunden die dunkle Kunde, daß der französische Botschafter in Ems den König beleidigt habe, daß dieser nach seiner Hauptstadt zurückeile und der blutige Waffengang mit dem übermütigen Nachbar am Rhein unvermeidlich sei. Bei anbrechender Nacht war die Straße Unter den Linden vom Brandenburger Thor bis zur Schloßbrücke gerüttelt voll von einer Menschenmenge, deren tiefe Erregung gewaltig verhalten war und sich nur im Blitzen der Augen, in der harten Entschlossenheit der Mienen, im Beben der Stimmen kundgab. Ohne Verabredung, denn deren bedarf es nicht, wenn in sämtlichen Häuptern derselbe Gedanke arbeitet, schmückten alle Bewohner ihre Fenster mit Fahnen und Lichtern und die Straße gewann ein festliches Ansehen, als würde schon ein Sieg gefeiert. Die Menge bot dasselbe Schauspiel, nicht eines zweifelhaften Beginns, sondern eines ruhmvollen Abschlusses. In keinem Antlitz ein Zagen, in keinem Auge eine Frage an die Zukunft, vielmehr

überall die Gewißheit des Triumphes, als hätte Jeder das letzte Blatt des Schicksalsbuches gewendet und den glorreichen Erfolg eingeschrieben und besiegelt gesehen.

Gegen neun Uhr brach am Brandenburger Thor ein Donner los und rollte gleich dem Tosen einer Brandung bis zum andern Ende der Straße: das Volk begrüßte mit einem einzigen ungeheuren Schrei den eine Viertelstunde vorher im Potsdamer Bahnhof angelangten König, dessen Wagen jetzt langsam über den Platz hinglitt. Mit diesem Zuruf aus tiefster Brust wollte es seinem Herrscher beteuern, daß es bereit sei, ihm freudige Heerfolge zu leisten bis in den Tod. Der Herrscher aber war so tief in Gedanken versunken, daß das gewaltige Jauchzen des Volkes gar nicht an seine Seele zu dringen schien. Wie Fürsten es von Kindheit an gewohnt sind, grüßte er mit der Hand und dem Haupte unaufhörlich nach rechts und links, aber es war mechanische Arbeit des Leibes und der Geist hatte keinen Anteil daran. Die Augen hatten keinen Blick für das Meer entblößter Köpfe rings um den Wagen, sondern sahen unter finsteren Brauen starr in die Ferne, als suchten sie da mit höchster Anstrengung die schattenhaften Züge eines undeutlichen Wahrspruchs zu entziffern. Empfand der König in diesem Augenblicke seine Verantwortlichkeit als eine von einem Sterblichen fast nicht zu ertragende Last? Hatte er im geheimsten Innern den Wunsch, er möchte die Schwere der Entscheidung mit Anderen, vielleicht den Vertretern des Volkes, teilen können und nicht allein die Würfel um Leben oder Tod von Hunderttausenden zu werfen haben? Wer kann es sagen! Jedenfalls verrieten die mächtigen Züge dieses Königsantlitzes nichts von solchem unruhigen Zweifel an sich selbst; es lag ein furchtbarer Ernst, aber auch eine eherne Festigkeit auf ihnen. Offenbar gab der Glaube an die Göttlichkeit seines Herrscherberufs ihm übermenschliche Seelenkraft und er nahm ohne Schwäche in dieser großen Stunde die Königspflicht auf sich, mit seiner Menschenhand in das unverständliche Geistergewebe der Menschheitgeschicke zu greifen und nach seiner begrenzten Einsicht die dunkeln Fäden auf- und umzuknüpfen, an denen das Heil und Verderben von Millionen hing.

In solchen Augenblicken wird eine ganze Bevölkerung gleichsam zu einem einzigen Wesen, das unter der Herrschaft eines einheitlichen Gedankens steht und den Befehlen eines einheitlichen Willens gehorcht. Anregungen gehen aus, man weiß nicht von

wem, und Alles folgt ihnen blindlings. Rufe werden in der Kehle von Unbekannten laut und Alles wiederholt sie wie nach Vorschrift. Wie grundähnlich trotz oberflächlicher Verschiedenheit die in denselben Verhältnissen lebenden Menschen einander sind, das wird da überraschend klar; man sieht den unbewußten Nachahmungstrieb mächtig vorwiegen und unter seiner Wirkung die Besonderheiten der Persönlichkeit verschwinden. Wilhelm und Paul saßen an diesem Abend bei Spargnapani an einem der Fenster, die nach den Linden sahen. Die engen Räume der Konditorei waren überfüllt, in der weitgeöffneten Thür, auf den zu ihr emporführenden Steinstufen preßten sich die Gäste und die Hochrufe derselben klangen mit denen der Straßenmenge zusammen. Kaum war der Wagen des Königs vorübergefahren, als plötzlich einige junge Leute mit Geschrei in das Lokal sprangen, eine Anzahl noch feuchter Druckblätter auf den nächsten Tisch warfen und wieder davon eilten. Diese Blätter waren Abzüge einer kurzen kriegerischen Adresse an den König, welche mit den Worten schloß: „Hurrah, drauf! Männer des preußischen Volkes." Niemand wußte, von wem das Schriftstück verfaßt war, wer es hatte drucken lassen, wer die Leute waren, die es verteilten, aber Alles drängte stürmisch herzu und begehrte mit den vom Ladentische weggeholten Federn den Namen darunter zu setzen. Besonders eifrige Männer stellten im Nu einige Tische mit Tintenfässern und Federn auf den Bürgersteig hinaus und riefen den Vorübergehenden zu, die Adresse zu unterzeichnen.

Paul war unter den ersten, welche diese Pflicht eines guten Bürgers erfüllten, dann reichte er die Feder seinem Freunde. Dieser legte sie sachte auf den Tisch, nahm den Arm Pauls und führte ihn aus dem Gedränge hinaus in die ruhigere Friedrichstraße.

„Bist du ein Preuße?" schnaubte Paul erregter, als man ihn je gesehen.

„Ich bin ein so guter Preuße wie du," gab Wilhelm ruhig zurück, „und werde meine Schuldigkeit thun, wie ich sie schon einmal gethan habe, aber dieses eitle Gebahren läßt mich kalt."

„Solch eine Adresse giebt der Regierung moralische Stärke zu schwerer Pflichterfüllung."

„Das ist hoffentlich nicht dein Ernst, mein guter Paul. Die Regierung thut, was sie zu thun hat, ohne sich um unsere Adressen zu kümmern. Mir widerstrebt es, meine Zustimmung

aufzudrängen, um die ich nicht gefragt werde. Ich mag nicht anscheinend freiwillig ja sagen, wo ich doch nicht das Recht hätte, nein zu sagen."

Paul schwieg betreten und Wilhelm fuhr gedankenvoll fort: „Du machtest dich auch des Selbstbetruges schuldig wie all diese Leute, die sich einbilden, sie seien noch selbständige Individuen und könnten nach freier Entschließung die Kriegserklärung billigen oder verdammen. Ich bin ehrlich gegen mich. Ich weiß und gestehe mir offen, daß ich jetzt gar nichts mehr zu sagen, nur noch zu gehorchen habe. Ich bin kein Individuum mehr, nur noch eine verschwindend untergeordnete Einzelzelle im riesigen Staatsorganismus. Eine Gewalt, auf die ich keinen Einfluß übe, hat von mir Besitz ergriffen und meinen Willen außer Wirkung gesetzt. Hast du jetzt noch ein Einzelschicksal, das du nach Willkür lenken kannst? Habe ich es? Wir werden ohnmächtig vom Gesamtschicksal unseres Volkes fortgerissen. Und wer bestimmt denn dieses? Der König glaubt vielleicht ernstlich, daß er es thut, der Kaiser Napoleon glaubt es wohl auch. Ich aber meine, daß diese beiden auf die Geschicke ihrer Völker keinen größeren Einfluß haben als wir Beide jetzt auf unser Sondergeschick. Uns gebietet der Staat, ihnen gebietet die ganze geschichtliche Entwickelung der Menschheit seit den Uranfängen. Das Werk der voraufgegangenen Geschlechter hält sie fest und zwingt sie, wie uns das Räderwerk des Staats. Die Toten zeigen ihnen streng den Weg vor, wie uns die Lebenden. Es sind da Kräfte an der Arbeit, von denen wir Alle nichts wissen, die Könige und Minister so wenig wie wir. Was diese Kräfte wollen und wohin sie streben, bleibt uns verhüllt und wir sehen nur das Nächste ohne Zusammenhang mit den eigentlichen Ursachen und letzten Wirkungen. Darum scheint es mir würdiger, ergeben das zu thun, was im Augenblicke als Pflicht erkennbar ist, als uns unbescheiden den Anschein zu geben, wir seien frei in unserm Handeln und kundig unseres Ziels."

Paul drückte ihm zum Abschied die Hand, indem er murmelte: „Theoretisch hast du ja wieder Recht, aber praktisch sehe ich doch nicht ein, daß der Tyrann in den Tuilerien durchaus mit uns Radau anfangen mußte, da er uns doch ebensogut zufrieden lassen konnte." —

Der Mobilmachungs-Befehl erschien. Wilhelm erhielt nicht

ohne einige Überraschung seine Ernennung zum Sekondleutnant und wurde zum pommerschen Regimente Nummer 61 kommandiert. Der Dienst nahm ihn in den nächsten Tagen sozusagen ohne Unterbrechung in Anspruch und ließ ihm keine freie Minute. Erst wenige Stunden vor dem Abmarsche nach der Grenze konnte er sich losmachen und nach der Lennéstraße eilen, um Abschied zu nehmen. Sein Herz klopfte laut und unregelmäßig bei dem eiligen Gange und er machte sich jetzt, da es an's Scheiden ging, Vorwürfe über seine Unentschlossenheit während der letzten Wochen. So sollte er unklare Verhältnisse zurücklassen, während er ins Feld zog! Vielleicht ist es besser so, suchte er sich zu überreden, denn falle ich, so ist sie vor der Welt frei, und kehre ich heil wieder, so kann ja dann geschehen, was bisher unterlassen wurde. Aber im Grunde seines Herzens befriedigte ihn dieser Gedankengang doch nicht und er verweilte lieber bei der Vorstellung, wie schön es wäre, wenn er jetzt das Recht hätte, eine weinende Braut vor aller Welt an's Herz zu drücken, ihr die Thränen von den Wangen zu küssen, sich von ihr zur Bahn begleiten zu lassen und sie aus der Ferne auch mit äußerlichen Banden festzuhalten. War denn aber zu alledem Liebe allein nicht genug? Nein, mußte er sich bekennen, und er ward mit schmerzlichem Erstaunen inne, daß seine Verachtung der Erscheinung, sein Drang nach dem Wesen, das, was seine Stärke war, so lange er ein einsam innerliches Leben geführt hatte, in dem Augenblicke zu einer gefährlichen Schwäche wurde, als er zum erstenmal aus sich heraustrat und ein anderes Menschenschicksal in das seinige verweben wollte. Durch das fremde Menschenleben gewannen die Weltformen und Eitelkeiten Macht über ihn und er mußte seine stolze Unabhängigkeit vor ihnen in den Staub beugen oder sich ohnmächtig bekennen und leiden. Diese Einsicht ließ eine andere aufkommen: es war wohl möglich, Versäumtes in der letzten Stunde nachzuholen. Er malte sich Alles in den Einzelheiten aus: er traf Loulou allein, umarmte sie stürmisch, fragte sie, ob sie ihm fürs Leben angehören wollte, sie sagte ja, jetzt trat die Mama ein, Loulou warf sich ihr an den Hals, er aber ergriff ihre Hand und bat in aller Form, sie möchte ihn als Schwiegersohn annehmen, da er Loulous Einwilligung schon besitze. War der Geheimrat zu Hause, so hatte man auch gleich seinen Segen; wenn nicht, so mußte man warten, bis er heimkam, und die Zeit wurde nicht lang, auch wenn es

Stunden dauerte. An der allseitigen Zustimmung zweifelte er nicht und es wäre wohl auch Alles genau so gekommen, wie er es sich dachte, wenn er mit rechtzeitigem Entschlusse kräftig den Lauf der Ereignisse bestimmt und nicht das ganze Gelingen auf einen letzten Augenblick gestellt hätte, wodurch dem Zufall zu große Gewalt auf die Entscheidung eingeräumt war.

Als er vor dem schönen Hause aus rotem Sandstein mit den bildsäulengeschmückten Loggien und dem reich bepflanzten Vorgarten ankam, hatte er eine peinliche Überraschung. Vor dem Gitterthore, das in kunstvoller Schmiedearbeit die verschlungenen Anfangsbuchstaben von Herrn Ellrichs Namen zeigte, hielten zwei Droschken erster Klasse — es war also Besuch da. Er wurde denn auch nicht in den blauen, sondern in den großen Salon neben dem Wintergarten gewiesen und fand da eine ganze Anzahl Personen in lebhaftem Gespräche begriffen. Außer Loulou und der Frau Geheimrätin waren Fräulein Malvine Märker mit ihrer Mutter und Herr von Pechlar anwesend, der Gardehusaren-Leutnant, der so unvergleichlich Kotillons zu führen wußte.

„Sie kommen auch, sich zu verabschieden!“ rief Loulou Wilhelm entgegen. Ihr Gesichtchen war betrübt und ihre Stimme bebte. Und dennoch war es Wilhelm, als empfinge er einen Sturz kalten Wassers über den Kopf. Die Unaufrichtigkeit ihres Verhältnisses, das Fremdthun vor den Anderen, besonders aber dieses unglückliche „auch“, das ihn mit dem Husaren in dieselbe Empfindung einschloß, verstimmten ihn so, daß ihm alle seine Vorsätze schwanden und er zu einem einsilbigen förmlichen Besucher herabsank.

Herr von Pechlar führte das Wort und behielt es auch nach dem Erscheinen des neuen Gastes. Er drückte und verkleinerte diesen mit der ganzen Großartigkeit seines reichverschnürten Gardehusaren-Attilas, seines Premierleutnants-Ranges, zu dem er eben befördert war, seines Adels und Monocles. Wilhelm versuchte gar nicht, sich gegen solche Überlegenheit zu wehren. Er war weitaus der bessere Mann von den beiden und wenn das Menschliche allein, die Gesichts-, Leibes- und Geistesbildung gewogen wurde, so schnellte Herr von Pechlar federleicht gegen ihn empor. Jetzt stand ja aber nicht der Mensch dem Menschen gegenüber, sondern der bürgerliche Sekondleutnant im Infanterierock gegen den adeligen Premierleutnant in der Gardehusarenuniform, und da war diesem der erste Platz nicht streitig zu machen.

Fräulein Malvine hatte in ihrem guten Herzen die dunkle Empfindung, daß sie Wilhelms Selbstgefühle zu Hilfe kommen solle, und ihre gewöhnliche Schüchternheit überwindend richtete sie das Wort an ihn:

„Es muß Ihnen wohl sehr schwer werden, sich jetzt aus Ihren Verhältnissen loszureißen."

Sie dachte dabei an seine Herzensbeziehungen zu Loulou, die ihrer Unschuld beneidenswert glücklich erschienen.

Gedrückt und zerstreut, wie er war, fand er blos die banale Antwort: „Wenn die Pflicht ruft, mein Fräulein . . ."

Während er sprach, kam ihm jedoch die Wärme ihres Tons zum Bewußtsein und er erriet, daß sie ihm eine Freundlichkeit habe erweisen wollen. Um sich dankbar zu zeigen, fuhr er fort:

„Mein Freund Haber hat die Absicht, Ihnen seine Aufwartung zu machen, ehe er Berlin verläßt. Er denkt viel an Sie und schätzt sich glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben."

Malvine streifte ihn mit einem plötzlichen Blicke ihrer blauen Augen und senkte diese gleich wieder. „Wie gut, daß ich gerade hier sein mußte, als Sie kamen," sagte sie leise, „ohne diesen Zufall hätte ich Sie gewiß nicht gesehen."

„In der That, gnädiges Fräulein," stotterte er, „der Dienst fordert jetzt so viel Zeit . . ."

„Steht Herr Haber in demselben Regiment mit Ihnen?" fuhr sie lauter fort.

„Nein, er ist bei unseren alten Garde-Füsilieren geblieben."

„Ach wie schade! Es wäre so viel schöner gewesen, ihn wieder an Ihrer Seite zu haben wie im Jahre 1866."

Wie gut unterrichtet sie ist! dachte Wilhelm verwundert.

„Ich denke jetzt oft an Uhlands guten Kameraden. Im Kriege muß es ein großer Trost sein, einen Freund um sich zu wissen."

„Man freundet sich da zum Glück rasch an."

„In dem Punkte ist unser Los wirklich besser als das der armen Reservisten," bemerkte Herr von Pechlar, jedoch nicht zu den Sprechenden, sondern zur Gruppe von Frau und Fräulein Ellrich gewandt. „Wir Berufsoffiziere ziehen als geschlossene Schar alter Freunde in Not und Tod, während jene als Unbekannte unter uns hereingeschneit kommen. Das stelle ich mir recht unbehaglich vor."

Wilhelm urteilte, daß er nichts zu erwidern habe, und es entstand eine Pause.

Loulou unterbrach sie, indem sie ihren Stuhl neben Wilhelm rückte und in ihrer leichtblütigen Art über die Eindrücke der letzten Tage mit ihm plauderte. Ach, es war alles so furchtbar plötzlich gekommen! Mitten zwischen den Reisevorbereitungen. Das hatte jetzt gute Wege. Es heiße dableiben und seine Pflicht thun. Mama sei zweite Vorsitzende eines Ausschusses zur Erfrischung der Truppen auf den Bahnhöfen, sie, Loulou, sei Mitglied und Malvine auch. Da gebe es jeden Tag Beratungen und dann das Herumfahren und Herumlaufen, um Gelder zu sammeln, Teilnehmer zu werben, Einkäufe zu machen, und schließlich die eigentliche Arbeit bei den Truppenzügen — man komme gar nicht mehr zu sich.

„Eine schwere Zeit," seufzte auch die Frau Geheimrätin, „ich muß tagtäglich Dutzende Briefe schreiben und kann die Korrespondenz gar nicht mehr bewältigen."

Herr von Pechlar bedauerte, daß seine Rechte jetzt das Schwert führen müsse, er hätte sonst gern die Feder für die gnädige Frau gehandhabt.

Wilhelm wurde die Temperatur der Unterhaltung unerträglich. Er fand nichts zu sagen und doch war ihm sein Schweigen qualvoll. Dabei machte Niemand Miene zu gehen. Kurz entschlossen erhob er sich. Herr von Pechlar folgte diesem Beispiel nicht, sondern begnügte sich, ein äußerst kühles Kopfnicken mit ihm auszutauschen. Malvine reichte ihm rasch die Hand, die er warm drückte, wobei er sie in der seinen ein wenig zittern fühlte. Die Frau Geheimrätin begleitete ihn thatsächlich bis zur Thür, sie war bewegt und sagte, während er ihr die wohlgepolsterte Hand küßte, mit mütterlicher Zärtlichkeit: „Wir erwarten recht fleißig Feldpostbriefe von Ihnen, dafür verspreche ich, Ihnen auch so oft zu schreiben wie nur irgend möglich."

Loulou ging mit Wilhelm hinaus, trotzdem die Mama ihr einen Blick zuwarf, der sie an das Unpassende ihres Thuns erinnern sollte. Sie dachte ihn im Vorzimmer zu umarmen. Aber da standen zwei Lakaien und Alles beschränkte sich auf einen langen Händedruck und einen tiefen Blick aus Wilhelms kummervollen Augen in die ihrigen, die feucht waren. Sie war die erste,

die sagte: „Leb wohl und komm gesund wieder, mein Wilhelm, ich muß in den Salon zurück.“

Ja, wenn sie mußte — und er stieg ohne umzublicken die reiche Marmortreppe hinab, mit einem bösen Gefühl von Kälte im Innern, trotzdem ihn die Mittagssonne mit glühenden Strahlen begoß, als er in die Lennéstraße hinaustrat. Er hatte die Empfindung, daß er in Berlin nichts Wesentliches zurückließ, außer den Gräbern der Seinigen.

Am Abend führte ihn einer der zahllosen Züge fort, die in kurzen Abständen auf allen Eisenbahnlinien Deutschlands nach Westen rollten. Mit ihrem Pfeifen, Räderrasseln und Kettenklirren störten sie die Stille der nächtigen Landschaft und hielten in allen Ortschaften die Bahnen entlang bei den Zurückgebliebenen das Bewußtsein wach, daß Deutschlands bestes Blut jetzt Guß auf Guß in donnerndem Strome abendwärts flutete.

Für Wilhelm begann eine Zeit mächtiger, aber schmerzlicher Eindrücke, nicht zu vergleichen mit denen, die der 1866er Feldzug in dem damals noch unreifen Jüngling zurückgelassen hatte. Der Krieg enthüllte ihm die tiefsten Grundpfeiler der Menschennatur, die gewöhnlich unter hohen Kulturschichten begraben sind, und er staunte über deren durch die Vernunft fast nicht zu versöhnende Gegensätzlichkeit. Einerseits beobachtete er die wildeste Kampfgier und Zerstörungslust, andererseits sah er täglich Züge mildester Menschlichkeit, aufopfernder Nächstenliebe und fast überirdisch heldenmütiger Pflichttreue. Nun schien es, als wäre die Urbestie im Menschen entfesselt und brüllte vor Jubel, daß sie einmal der Ketten ledig war, in welche die Gesittung sie sonst schlägt, nun wieder, als blühten die edelsten Tugenden herrlich auf, die in gewöhnlichen Verhältnissen keine Gelegenheit finden, sich zu entfalten. Das Leben galt wenig, das Gesetz des Eigentums gar nicht. Was das Auge sah, wessen der Leib bedurfte oder begehrte, danach langte die Hand und wenn sich etwas zwischen die Begierde und deren Befriedigung stellen wollte, so fuhr die Spitze des Bajonnets sogleich dagegen. Aber dieselben Menschen, die mit der Gleichgiltigkeit dumpfer Wilden das eigene Leben einsetzten und das fremde Leben vernichteten, vollführten balladenhafte Heldenthaten, um Kameraden aus Not und Gefahr zu befreien, teilten ihren letzten Bissen mit verwundeten oder gefangenen Feinden, in deren haßerfülltem Blicke sie keinen Dank

für die Brüderlichkeit lasen, und wiegten nach der Schlacht im zerstörten Bauernhause das kleine Kind in den Armen, dem sie eine Stunde vorher das Obdach über dem Kopfe zerrissen und vielleicht den Vater getötet hatten. Aufopfernde Teilnahme für die Artgenossen und Eitelkeit, die herrschen, jeden fremden Willen unter den eigenen zwingen, die eigene Überlegenheit durch Kampf und Todschlag erweisen will; höchste Selbstlosigkeit und höchste Selbstsucht, diese polaren Triebe, welche die ganze Entwickelung der Menschheit bestimmen, offenbarten sich von Stunde zu Stunde nackt vor dem sinnenden Auge Wilhelms.

Er war nicht zum Soldaten geboren und seiner Natur nach kein Kämpfer. Er stand der Welt und allen ihren Erscheinungen zu wunschlos gegenüber, als daß er sich zu jenem freudigen Wagen getrieben fühlen sollte, das nur der kennt, welcher seine Kraft im Siege über äußere Widerstände zu bethätigen liebt, und das eben den Krieger macht. Aber wenn es galt, in mühsamer Pflichterfüllung auszudauern, Entbehrungen schweigend zu erdulden und den drohendsten Gefahren gleichgiltig ins Auge zu sehen, so thaten es ihm Wenige gleich und Niemand zuvor. Dieses stille, passive Heldentum wurde von seinen Leuten und Kameraden sehr bald bemerkt und rettete sein Ansehen, das sonst schwer gefährdet gewesen wäre, weil sein Wesen vom gewohnten Typus des deutschen Soldaten so sehr verschieden war. Die derben Pommern seiner Kompagnie hatten gleich weg, daß er nicht rauchte und jede Flüssigkeit, die stärker war als Quellwasser, verabscheute. Sie sahen auch, daß er unter Schmutz, ja selbst dem unvermeidlichen Staube der Landstraße, litt und noch nach wochenlanger Gewöhnung unglücklich aussah, wenn seine Stiefel und Beinkleider die Spuren verwegener Märsche über Sturzäcker und Schlammgräben zu deutlich erkennen ließen. Sie hielten ihn für eine Art Muttersöhnchen oder für einen Zärtling und ihre instinktive Menschenkenntnis fand für ihn eine ähnliche Bezeichnung wie die, welche ihm die Kommilitonen früher angehängt hatten: sie nannten ihn das Fräulein.

Allein der Schlachttag, an welchem Wilhelm mit seiner Kompagnie zum erstenmal in die Feuerlinie rückte, zeigte, daß das Fräulein vielleicht der Unerschrockenste von Allen war. Die pfeifenden Kugeln machten anscheinend nicht mehr Eindruck auf ihn als ebensoviele summende Mücken, er ging und stand in der

gefährlichsten Zone ebenso unbekümmert wie auf einem Exerzierplatze und der einzige Augenblick, wo ihm der Mut versagte, war der, als er sich in einen Schützengraben werfen sollte, den der Regen der jüngsten Nacht in eine Pfütze verwandelt hatte. Er blieb stehen, als alle Anderen lagen, und selbst als ihn der Hauptmann anfuhr: „In Dreiteufels Namen, wollen Sie denn den Franzosen als Scheibe dienen?“ konnte er sich nur zu einem Niederhocken entschließen, das ihn ziemlich ebenso ungedeckt ließ wie früher. Und als die Kompagnie nach Stunden furchtbarer Anstrengung, während welcher sie den letzten Atem und die letzte Kraft der Nerven und Muskeln ausgegeben hatte, zur Nachtruhe hinfiel, da begann Wilhelm noch ein langes Hantieren mit Gerten und Bürsten, die er aus Mitleid mit seinem todmüden Burschen selbst kräftig spielen ließ.

Von diesem ersten Schlachttage an war seine Stellung unter den Soldaten gesichert. Wohl versagte man sich auf dem Marsch und im Biwack nicht einen harmlosen Scherz über die Ängstlichkeit, mit der er Kotlachen auswich, wohl erfand man über ihn allerlei Neckgeschichten, wie zum Beispiel daß er Nachts auf Leichenberaubung ausgehe und die gefallenen Feinde um Seife und Stiefelwichse plündere, aber in der ganzen Kompagnie liebte und achtete man das „Fräulein“.

Die Offiziere teilten diese Gefühle eigentlich nicht ganz. Ihnen war dieser Reserveleutnant nicht schneidig genug. Sie ließen seinem Mute Gerechtigkeit widerfahren, fanden aber, daß es ihm an Haltung und namentlich an Initiative fehle. Der eine vermißte an ihm die rechte Kriegsbegeisterung und meinte, es wirke erkältend, ihn der großen Zeit gegenüber innerlich so fremd bleiben zu sehen; der andere sagte, Leutnant Eynhardt gehe gegen den Feind an wie ein Nachtwandler und seine sanfte Friedlichkeit habe in solchen Augenblicken etwas Unbewußtes, das nahezu unheimlich wirke; der Hauptmann war mit ihm nicht zufrieden, weil er ihn zu gewissen Geschäften gar nicht gebrauchen konnte. So zum Beispiel war er der schlechteste Requisitionär des ganzen Regiments; wenn ein Bauernweib ihm etwas vorjammerte, so verließ er mit leeren Händen ein Haus, dessen volle Weinfässer im Keller und Schinken im Schornstein man schon auf hundert Schritte förmlich riechen konnte. Das war umso ärgerlicher, als er von seinen russischen Kinderjahren her fertig

französisch sprach, ein Vorzug, dessen sich im Bataillon Niemand auch nur annähernd in solchem Maße erfreute. Es kam darüber einmal sogar zu einem Auftritt zwischen ihm und dem Hauptmann, der ihm nach einer fruchtlosen Suche in einem noch ganz unberührten reich aussehenden Dorf in der Champagne diese zornige Standrede hielt: „Ein gutes Herz ist eine schöne Sache, aber Sie sind jetzt Offizier und nicht barmherzige Schwester. Unsere Leute haben ein Recht zu essen und wenn Sie Mitleid üben wollen, so sollten Ihnen unsere armen Kerle doch näher sein als die französischen Bauern. Verzichten Sie meinethalben auf Ihren eigenen Anteil, den Soldaten aber schaffen Sie, was nötig ist. Wenn Sie mal wieder nach Berlin kommen, dann verteilen Sie in Gottes Namen Ihr Vermögen in Almosen und kaufen sich damit einen Platz im Himmelreich."

Wilhelm mußte zugeben, daß der Hauptmann Recht habe, aber das machte ihn dennoch nicht anders. Wegnehmen, zerstören, Leid bereiten und töten war nun einmal nicht seine Sache. Darum wich er fremdem Eigentum aus und ließ Franctireurs laufen, wenn sie ihm in die Hände fielen. Vortrefflich war er dagegen im Vorposten- und Patrouillendienste, denn da hatte das Gehirn, nicht die Faust zu arbeiten, da galt es zu denken und zu dulden, nicht Blut zu vergießen. Besser als irgend ein Anderer konnte er vierundzwanzig Stunden lang bei einem Bissen Brod und einem Schluck Wasser ohne eine Minute Schlaf in beständiger Anspannung aller Sinne eine Stellung hüten oder eine Gegend abstreifen, gefährliche Wege immer zuerst selbst begehend und seine Leute erst heranwinkend, wenn er ihnen Sicherheit verbürgen konnte, all das in seiner stillen, natürlichen Weise und mit einer Miene der Selbstverständlichkeit, als machte er seinen täglichen Spaziergang Unter den Linden oder läse seine Zeitungen bei Spargnapani.

Traumschnell vergingen Wochen und Monate in der beständigen Aufregung und erschöpfenden Anstrengung aller Kräfte. Auf Vorposten wurden ohne Christbaum und mit wenig Bescherungen sehnsuchtsvolle Weihnachten gefeiert. Von Kanonendonner statt der Kirchturmfanfaren begrüßt, brach das neue Jahr an, das von den in Frankreich einmarschierten jungfreudigen Helden wohl fünfzigtausend nicht mehr unter den Lebenden traf. Der Januar kam mit strengem Froste, unter dem die Truppen im

Felde schwer litten, und brachte für Wilhelms Regiment besonders harte Marsch- und Gefechtsarbeit. Die Einundsechziger gehörten zu der Brigade des Generals von Kettler, welcher die Aufgabe erwuchs, die Divisionen Garibaldis und Pelissiers in Schach zu halten, die von Dijon her die rückwärtigen Verbindungen Werders bedrohten und unter Umständen eine Gefahr für Süddeutschland werden konnten.

Seit Mitte Januar war die Brigade unter fortwährendem Geplänkel mit dem Feinde, das sich wiederholt zu ernsten Treffen entwickelte, auf dem Marsche nach Dijon. Am 21. brachen die Truppen früh von St. Seine auf, schlugen sich in Val Suzon eine Stunde lang mit den Garibaldianern und erreichten, diese vor sich her treibend, gegen 2 Uhr die Höhen von Daix. Vor ihnen ragten die schroffen Zinken von Talant und Fontaines auf, letzte Ausläufer des in der Ferne blauenden Juragebirges, beide von alten Dörfern gekrönt, welche, an den äußersten Rand der tausend Fuß tief jäh abstürzenden Kalkwand hingebaut, mit ihrer Ringmauer und dem grauen rhomboëdrischen Turm ihrer mittelalterlichen Kirche weniger an die bescheidene Heimstätte von Bauern als an verwegen vom Gipfel ins Thal niederdrohende Raubritterhorste erinnerten. Zwischen den beiden einander antrotzenden Bergen klaffte ein enges Thal, durch welches man wie durch ein offenes Thor auf das nahe Dijon hinabsah, über dessen wimmelnde rote Dächer sich zahlreiche Türme und ein sehr hoher dünner Dachreiter einer gotischen Kirche aufreckten, der St. Benigne-Kirche, wie die deutschen Soldaten später erfahren konnten.

Da lag nun eine große, reiche Stadt vor ihnen, in der klaren Winterluft scheinbar so nahe, daß man fast glauben durfte, mit einem übermütig geschleuderten Kieselstein eines der blinkenden Fenster ihrer Vorstadthäuser einwerfen zu können. Aus den tausend Schornsteinen stieg der Rauch säulengerade in die Luft und erweckte die verführerische Vorstellung wohlgeheizter Stuben und brodelnder Töpfe auf feuerhellen Kochherden. Da gab es ohne Frage windstille Straßen, mit allem Menschenbedarfe gefüllte Läden, freundliche Cafés, Wohnungen mit Betten und Lampen und gedeckten Tischen; sie aber standen draußen auf den kahlen Hügelkämmen, wo der schneidende Nordwind sie umheulte, daß ihnen das Mark in den Knochen gefror; waren sie so müde, daß sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnten, so mußten

sie sich in den knietiefen zu Eis verhärteten Schnee fallen lassen, wo sie erstarrten, wenn sie sich nicht gegenseitig aufrüttelten; der Magen war seit vierundzwanzig Stunden fast leer und wer für den Abend noch etwas Schwarzbrot übrig hatte, galt als ein Reicher. Allein zwischen ihrer Not und dem Überflusse vor ihren Augen stand ein feindliches Heer, das die Höhen von Talant und Fontaines und die Thalklamme dazwischen stark besetzt hielt, und dieses Heer mußten sie schlagen, wenn sie sich dort unten zu den gedeckten Tischen setzen und in die schwellenden Betten legen wollten. Das war einer jener in den Kriegen unserer Zeit so seltenen Fälle, wo, wenn auch aus verschiedenen Gründen, der Feldherr wie der einzelne Soldat nach demselben klar erkannten Ziele streben und die strategische Aufgabe mit der taktischen zusammenfällt. Der General wollte Dijon nehmen, um eine Gefahr von Süddeutschland abzuwenden und den Rücken der deutschen Heere um Paris und Belfort gegen eine Drohung zu sichern, die Soldaten hatten das heiße Verlangen, nach Dijon zu gelangen, um sich zu sättigen, zu wärmen und auszuruhen.

Die deutschen Bataillone drängten immerzu nach vorn. Zu ihren Vorstößen bedurfte es fast keiner Befehle der Offiziere, welche diesmal eher zurückhalten als anfeuern mußten. Die Garibaldischen Truppen hatten alle Vorteile gewaltiger Überzahl, einer weit überlegenen Artillerie und ausgezeichneter Stellungen auf sturmfreien Höhen und sie gingen mit heiterem Mute zum Angriffe gegen die näher und näher drohenden Deutschen über. Diese warteten sie aber nicht ruhig ab, sondern warfen sich ihnen entgegen, so daß es an manchen Stellen zum Handgemenge kam und Kolben und Bajonnet blutige Arbeit verrichteten. Dann wandten sich die Franzosen zu raschem, oft fluchtartigem Rückzuge, die Deutschen sprangen Hurrah rufend nach, aber nach kurzer Jagd gebot ihnen furchtbares Feuer von Talant und Fontaines Halt, sie mußten wieder umkehren und die Franzosen schwärmten nach kurzer Rast von Neuem vor. So wogte der Kampf drei Stunden lang hin und her, die Schneefläche war ganz zerwühlt von den Kugeln und stampfenden Füßen und an vielen Orten hellrot vom stromweise vergossenen Menschenblute, allein die Entfernung zwischen den deutschen Bataillonen und dem sie gleichsam höhnisch heranwinkenden Dijon verringerte sich nicht. Da machte der rechte Flügel der Brigade eine äußerste Anstrengung, drang

gegen Plombières vor, warf die Garibaldianer mit dem Bajonnet hinaus und bemächtigte sich des Dorfes, das fast Haus um Haus gestürmt wurde. Der Anblick der die Abhänge vor Plombières hinunterlaufenden, glitschenden und rollenden Feindestruppen wirkte wie ein erregender Trunk, die ganze deutsche Linie stürzte sich auf die weichenden Gegner, die sie nicht zu Athem kommen ließ, und während droben die Geschütze donnerten und die Gewehrkugeln der französischen Reserven von den Höhen herab hagelbicht in die stürmenden Scharen schlugen, gelangten diese unaufhaltsam an den Fuß der Berge, wo sich ein Teil der Truppen erschöpft in den über die Weinberge verstreuten Winzerhäuschen festsetzte, während ein anderer die Feindesabteilungen, die er vor sich hatte, zwischen die Berge durchtrieb und ihnen in der Thalenge bis hinter die französische Verteidigungslinie folgte. Nun war es aber finstere Nacht geworden, an ein Verfolgen des errungenen Vorteils nicht zu denken, die deutschen Truppen machten Halt, wo die Dunkelheit über sie hereingebrochen war, und mußten zusehen, wie sie einige Stunden der Ruhe gewannen.

Es war eine entsetzliche Nacht. Die Kälte war so grimmig, daß von Zeit zu Zeit der steinhart gefrorene Pferdedünger mit scharfem Knalle sprang, was einige Male in kleineren Gruppen Schrecken und Verwirrung hervorrief. Holz und Stroh gab es auf den kahlen Höhen und Abhängen weit und breit nicht, Lagerfeuer konnten deshalb nicht angezündet werden. Die Kleidung der Leute war ungenügend und schadhaft und Jeder suchte sich auf die seltsamste Weise gegen die Bisse des Frostes zu schützen. Auf den Märschen und in den Kämpfen der letzten Tage hatte Jeder zusammengerafft, was ihm geeignet schien, etwas Wärme zu geben, und beim schwachen Lichte der schmalen Mondsichel und der im wolkenlosen Himmel glitzernden Sterne konnte man Gestalten in den wunderlichsten Vermummungen sehen. Da trug Einer den dickwattierten Rock einer Bäuerin über den kläglich zerrissenen Beinkleidern, dort hatte ein Anderer die Füße, deren Zehen aus den klaffenden Stiefeln hervorsahen, in riesige Holzschuhe gezwängt, die noch Raum genug ließen, um etwas Heu und Stroh hineinzustopfen. Den deutschen und französischen Leichen waren die Oberkleider abgezogen und zur Aufbesserung der eigenen Ausstaffierung benutzt worden und mehr als ein deutscher Soldat trug rote Hosen und den verschnürten Pelzrock irgend eines

phantastisch uniformierten Garibaldianers. Manche hatten bunte Tücher, andere Bett- und Pferdedecken, Fetzen von Teppichen und Fenstervorhängen, ja Einer sogar ein abgenutztes Altartuch aus irgend einer armseligen Dorfkirche um die Schultern geschlagen und wer noch im Besitz eines Taschentuches oder Stoffstreifens war, band sich ihn über die Ohren. Viele aber besaßen nichts als ihre zerrissene Uniform und diese suchten sich zu wärmen, indem sie sich, wie Hunde zusammengerollt, dicht aneinander drängten und in einander schmiegten. Mitten im zertretenen und aufgeweichten, von Blut und gelbem Lehmkot beschmutzten Schnee lagen die dunkeln Massen da, zusammengeballt und übereinander gehäuft, in unheimlicher Reglosigkeit die abenteuerlichsten Umrisse bewahrend, und wenn man nicht auf den schweren Atem hinhorchte, der aus den Haufen emporstieg, so konnte man im ersten Augenblicke nicht unterscheiden, ob sie aus lebenden Menschen oder aus Leichen bestanden, von denen mehrere Hunderte einzeln und in Gruppen umhergestreut waren, kaum stärker zusammengekrümmt und verkrampft, nur starrer als die Schläfer, die unbekümmert um ihre Nachbarschaft zwischen und neben ihnen ein Ruheplätzchen gesucht hatten.

Wenn den am dürftigsten Gekleideten in ihrer Unbeweglichkeit die Kälte unleidlich wurde, so sprangen sie auf und taumelten schweigend und halb verschlafen hin und her, über Klumpen Toter und Lebender stolpernd und den letzteren Flüche entreißend. Zahlreiche Patrouillen waren übrigens fortwährend auf den Beinen und behielten beständig Fühlung mit dem Feinde, der wiederholt geneigt schien, einen Überfall zu versuchen, sich jedoch immer wieder zurückzog, wenn ihm lebhaftes Gewehrfeuer aus der ganzen Ausdehnung der deutschen Stellungen bewies, daß man gegen Überrumpelungen auf der Hut sei.

Die leidvolle Nacht ging auch vorüber, nachdem sie höchstens einem Drittel der deutschen Truppen einige Ruhe gebracht hatte. Der grauende Morgen begann den Himmel mit fahlem Lichtscheine zu überhauchen, Hornsignale und Kommandorufe ertönten, aber es wurde den armen Soldaten sichtlich schwer, die taub gewordenen Gliedmaßen von dem Boden zu lösen, den sie nun doch ein klein wenig erwärmt hatten. Die näheren und ferneren Gipfel des Jura flammten einer nach dem andern, von der aufgehenden Sonne entzündet, rotglühend auf die Tiefen aber ver-

hüllte dicker graugelber Nebel, hinter dem die Feindesstellungen und die Stadt Dijon völlig unsichtbar waren. Bald hatten die Soldaten, deren Kleider und Haare von einer mächtigen Reifschicht starrten, die ameisenkriebelnden Glieder wieder in ihrer Gewalt, der letzte Mundvorrat wurde schweigend verzehrt und die frischesten Abteilungen, die keinen Nachtdienst gethan hatten, gingen ohne Verzug auf den Feind los, freilich in schleppendem Tritt und mit grauen, langgezogenen, vor Müdigkeit stumpfen Gesichtern. Bald knatterte vorn lebhaftes Gewehrfeuer, die Franzosen, in ihrem Morgenschlaf und wahrscheinlich in Träumen von Sieg und Ruhm überrascht, gerieten in Verwirrung und zogen sich rasch auf Dijon zurück, die Deutschen folgten stetig, wenn auch diesmal ohne Hurrahrufen, und als der Nebel sich zu lösen begann, sahen die ersten Plänkler die batteriegekrönten Berge von Talant und Fontaines ziemlich weit rückwärts, dagegen die Porte Guillaume, das alte Stadtthor von Dijon im Stil eines römischen Triumphbogens, ganz nahe vor sich. Noch eine Anstrengung und man war am Ziele. Jetzt kam in den Angriff neuer Schwung, aber die Franzosen hatten mit dem vorrückenden Tag ebenfalls Zeit gefunden, sich zu sammeln und die geringe Zahl der Angreifer zu übersehen, von den Bergen wälzten sich Kolonnen herab, welche den deutschen Abteilungen in den Rücken zu fallen drohten, aus Dijon brachen frische Truppen hervor und die Deutschen, um nicht zwischen zwei Feuer genommen zu werden, zogen sich wieder durch das Thal hinter die Berge zurück. Die Franzosen drückten kräftig nach, wurden aber von den deutschen Reserven mit so entschlossenen Gegenstößen empfangen, daß sie stutzten und langsam zurückgingen.

General von Kettler erkannte trotz dem augenblicklichen Erfolge, daß er von seiner ausgehungerten, übernächtigen, kältezitternden Brigade heute keine neuen Anstrengungen fordern könne, und führte sie etwa anderthalb Meilen weit zurück. Die Garibaldischen Truppen, die einen Sieg errungen zu haben glaubten, suchten die Abmarschierenden zu beunruhigen und es bedurfte wiederholter blutiger Zusammenstöße, um sie zum Aufgeben ihrer Verfolgungs-Absichten zu bestimmen. In die Dörfer verteilt, durch die sie zwei Tage vorher durchgekommen waren, fanden die erschöpften Deutschen zum erstenmal seit

achtundvierzig Stunden wieder Rast und Erquickung. Ziemlich ein Zehntel ihres Bestandes hatten sie in diesen beiden mörderischen Tagen auf den Vorhügeln der Côte d'or im Angesichte von Dijon gelassen.

Die Brigade war zurückgegangen, wie ein Springer vor einem Hindernis einige Schritte rückwärts thut, um zu kräftigerem Anlaufe Raum zu gewinnen. Der nächste Morgen, der des 23. Januar, fand sie wieder auf dem Marsche nach Dijon. Diesmal wurde aber ein anderer Weg eingeschlagen, auf dem man die Bergbatterien von Talant und Fontaines vermied und der Stadt vom Norden statt vom Westen her beikam. Der Straße und dem Eisenbahndamme von Langres nach Dijon folgend, drangen die deutschen Truppen unaufhaltsam vorwärts. Die Franzosen hatten auf dieser Seite keine vorgeschobenen Werke, ihre Vorposten und Schützenschwärme fielen vor den anrückenden Deutschen auf ihre Unterstützungen zurück und sie hielten nicht eher Stand, als bis die ersten Häuser des Faubourg St. Nicolas, der nordöstlichen Vorstadt von Dijon, ihnen Schutz gewährten. Die Hauptmasse der Deutschen hielt sich an den Bahndamm und wurde von den Ufern des schmalen Suzon-Baches und von den hinter demselben aufsteigenden, von Schießscharten durchbrochenen Weinbergsmauern her tagüber hart bedrängt. Gegen Abend erhielt das zweite Bataillon der Einundsechziger, bei dem Wilhelm stand, Befehl, rechts Luft zu schaffen. Über Gemüsegärten und Weinberge hinweg, durch verlassene Wohnhäuser armer Leute arbeiteten sich die vier Kompagnien plänkelnd etwa siebenhundert Schritte weit bis an den Eingang der Rue Ste. Catherine vor, einer langen, schmalen Gasse, in der erst da und dort einige vereinzelte Häuser standen. Gerade an ihrem Ende erhob sich ein großes dreistöckiges Fabrikgebäude, dessen Front sozusagen ganz in breite und hohe Fenster innerhalb eines Rahmenwerks von Stein und Eisen aufgelöst war. Jedes Fenster ließ ein Gedränge von geduckten Soldaten-Köpfen sehen, zwischen und über welchen Gewehrläufe starrten. Da das Gebäude sechzehn Fenster in jedem der drei Stockwerke hatte und an jedem Fenster wenigstens drei Reihen von vier Soldaten kauerten, so war es nicht schwer zu berechnen, daß es von mindestens sechshundert Mann besetzt sein mußte.

Als die Spitzen des deutschen Bataillons im Angesichte

dieser Festung um eine Wegecke biegend auftauchten, vollzog sich an derselben im Nu eine grauenhafte Verwandlung. Aus allen Öffnungen brüllte gleichzeitig ein einziger Donner hervor, von dem der Bau in seinen Grundpfeilern zu erzittern schien; achtundvierzig ungeheure rote Flammenzungen fuhren plötzlich lang und breit heraus, als hätten sich ebensoviele Höllenrachen oder vulkanische Schlünde aufgethan, und gleich darauf war das Gebäude von unten bis oben in eine dicke weißgraue Rauchwolke gehüllt, hinter der es vollständig unsichtbar wurde. Dann ein neuer Donner, ein neues Hervorschießen der breiten Flammen, ein neues Aufqualmen gewaltiger Rauchmassen, und so ging es Blitz auf Blitz und Krach auf Krach hinter der undurchdringlichen Mauer geballten Pulverdampfes fort, dessen Finsternis von der aufzuckenden und verschwindenden Lohe immer wieder auf Augenblicke durchglüht wurde. Von den Soldaten, die in den Feuerbereich der Fabrik getreten waren, blieb kein einziger aufrecht; so viele nachdrängten, so viele lagen im Augenblicke tot oder verwundet am Boden und das wütende Feuern nahm an Heftigkeit eher noch zu. Sollte nicht das ganze Bataillon vernichtet werden, so mußte es schleunige Deckung suchen. Laufend legte es etwa hundertfünfzig Schritte zur Rechten zurück und warf sich in eine ziemlich tief ausgehöhlte Sand- oder Lehmgrube, die da lag, der Fabrik gerade gegenüber. Während dieser kurzen Minute hatte die feuerspeiende Façade unausgesetzt gebrüllt und gehagelt und gegen sechzig Mann, die den Weg zur Sandgrube bedeckten, zeigten, mit welcher mörderischen Wirkung.

Kaum zu Atem gekommen, begannen die tapferen Pommern ein stetiges Feuern gegen die Fabrikveste, das jedoch trotz der Nähe anscheinend nur geringen Schaden that, da der Feind vollständig dem Blicke verhüllt blieb und eine große, von roten Blitzen durchzuckte Wolke das einzige Ziel der deutschen Schüsse war. Das dauerte eine Weile, bis ein Adjutant von hinten herum in weitem Bogen über das Feld dahergesprengt kam und die aufgeregte Frage des Oberbefehlshabers überbrachte, was denn vorgehe und weshalb man denn festhocke? Der Major zeigte mit dem Degen nach der Fabrik und sagte: „Da muß Artillerie ran."

„Ist jetzt hier nicht zu haben," erwiderte der Adjutant.

Der Major befahl achselzuckend der fünften Kompagnie,

das Gebäude zu stürmen. Während sie sich anschickte, die Grube zu verlassen, schwieg das deutsche Feuer und gleich verstummte auch das französische. Der Feind wollte offenbar sehen, was man draußen unternahm, und mußte zu diesem Zwecke die stehende Pulverwolke ein wenig verflattern lassen. Die Kompagnie brach aus der Deckung hervor und lief hinter der hoch voranwehenden Bataillonsfahne her wie toll auf das Fabrikthor zu, während die Zurückgebliebenen durch ein rasendes Schnellfeuer die Kameraden zu unterstützen und den Feind zu verwirren suchten. Drüben dauerte die befremdliche Stille noch vierzig oder fünfzig Sekunden, wahrscheinlich bis man sich von den Absichten der Deutschen Rechenschaft gegeben hatte. Die kleine Zeitspanne gestattete den Stürmenden, ohne Verlust bis etwa in die Mitte des Raumes zu gelangen, der sie vom Ziele trennte; Siegesrausch begann sie zu erfassen und sie stießen ein Hurrah aus, das wie Jauchzen des Triumphes klang. Da krachte es drüben so furchtbar wie noch nie bisher; es war ein anhaltendes orkanartiges Heulen, in dem kein einzelner Knall und keine Salve zu unterscheiden war; zugleich flammte das ganze Gebäude von unten bis oben in einer gar nicht mehr erlöschenden roten Glut auf und die Kugeln schlugen in so verwirrenden, so unfaßbaren Massen nieder, daß es schien, als hätte sich der Himmel aufgethan und göße einen Sintflutregen von Geschossen nieder, ein Dutzend auf jeden Geviertzoll des Bodens. Sie mußten drüben Repetiergewehre haben und selbst von diesen mehrere fertig geladen für jeden Mann und nun rissen sie ohne zu zielen und ohne Pause Ruck um Ruck am Abzug und umgaben sich mit einem Feuerzauber, der unnahbar war für Alles, was Leben in sich hatte.

Reichlich die Hälfte der ganzen Kompagnie lag in wenigen Augenblicken am Boden; auch die Fahne verschwand im Knäuel der Gefallenen. Die Überlebenden blieben eine kleine Weile wie betäubt stehen. Einzelne wandten sich unter dem scharfen Sporne des Selbsterhaltungstriebes unbewußt zur Flucht. In der großen Mehrzahl aber herrschte auch jetzt noch der preußische Schlachtinstinkt vor, der den Soldaten drängt, den gefährlichsten Stellen durch Vorwärts-, nicht Rückwärtslaufen zu entgehen, und mit neuem Hurrah stürmten sie weiter. Aber nur einige Sekunden lang. Von todesmutigen Händen erfaßt, hob die Fahne ihre glänzende Lanzenspitze von Neuem empor, um sie gleich

wieder fallend zu beugen. Drei, viermal tauchte sie so auf und verschwand wieder und jedes Aufflattern bedeutete eine neue Winkelriedthat und jedes Versinken die Vernichtung eines neuen Heldenlebens. Dann war Niemand und nichts mehr aufrecht, kein Mensch und keine Fahne, nichts als ein greulicher Haufe durcheinander geflochtener Menschenleiber, welcher tausendgliedrig zuckte und kroch und floß wie ein fabelhafter Riesenpolyp des Urmeeres und aus dem sich ersticktes, gespenstisches Röcheln und Ächzen hervorrang, bei dem sich dem Hörer die Haare sträubten. Zehn oder zwölf aus Streifschüssen blutende Leute kugelten sich ohne Helm und Gewehr mit hervorquellenden Augen und verzerrten Gesichtern in die Sandgrube hinab. Es waren einige von denen, die beim ersten Feuer Kehrt gemacht hatten. Das war Alles, was von der fünften Kompagnie übrig blieb.

In der Sandgrube herrschte Todesstille. Das Schießen hatte schon seit Minuten aufgehört. Die Soldaten sahen einander und den Berg von Menschenfleisch dort vorn im Abenddunkel an und warfen scheue Blicke nach der Handvoll Zurückgekommener, die sich erschöpft auf den Grund hingeworfen hatten. Plötzlich rief der Major: „Die Fahne!“ „Die Fahne!“ wiederholten murmelnd viele Soldaten, während andere erschrocken schwiegen und sich mit merklicher Bewegung klein machten.

„Wir müssen sie unter den Gefallenen hervorholen, Kinder,“ sagte der Major mit gedämpfter Stimme. Er ließ den Blick rechts und links schweifen und angelte sozusagen mit demselben zwanzig oder dreißig Freiwillige unter denen, die ihm zunächst standen. Die kleine Schar verließ vorsichtig die Deckung und lief geduckt auf die Leichenhügel los. Die Franzosen aber merkten trotz des tiefer gewordenen Dunkels die Bewegung, ihr Feuer begann von Neuem zu rasen und wenige Minuten später regte sich wieder nichts auf der Fläche.

Der Hauptmann und Wilhelm waren nun die einzigen übrig gebliebenen Offiziere des Bataillons. Der erstere rief: „Freiwillige vor!“ und war gleich von einem Dutzend übermenschlich tapferer Jünglinge umringt. Wilhelm war nicht unter ihnen. Er hielt sich, an seinen Säbel gelehnt, an der hartgefrorenen Lehmwand und beobachtete mit gramvollem Ausdrucke, was um ihn vorging. Der Hauptmann warf ihm einen seltsamen Blick zu, in welchem sich Hohn und Vorwurf mischten, dann zog er

die Uhr, wie um seine letzte Lebensminute genau festzustellen, und trat mit dem Rufe „Vorwärts!" ins Abendrot hinaus. Er gelangte mit seinem Häuflein nicht einmal bis zur Stelle, wo die Leichen dichter lagen. Die Fabrik spie Feuer und schmetterte Alles über den Haufen. Allmählich wurde das Schießen jedoch langsamer und ermäßigte sich zu Salven, welche durch Pausen getrennt waren. Auf eine solche nicht sehr genährte Salve antwortete ein Aufschrei. Offenbar war einer der am Boden liegenden Verwundeten noch einmal getroffen worden. Zugleich unterschied man eine Gestalt, die sich aufrichtete und gleich wieder hinsank. Wilhelm hatte, unbekümmert um die ihm um die Ohren pfeifenden Kugeln, den Kopf über den Rand der Grube erhoben und übersah das Gefechtsfeld. Plötzlich arbeitete er sich mit Händen und Knieen hinauf und entfernte sich zum Staunen der Soldaten von der Grube, ganz allein und ohne Eile oder Aufregung auf die Verwundeten zugehend. Drüben sah man ihn auch und obwohl man auf den einzelnen Mann keine Salven abgab, so krachten doch in rascher Folge einzelne Schüsse, welche bewiesen, daß ihn viele Soldaten auf's Korn nahmen. Keine der Kugeln traf ihn jedoch und er gelangte zu den ersten Gruppen der Gefallenen. Ein rascher Blick zeigte ihm nur starre Leiber und verzerrte Gesichter. Er ging suchend weiter, da tönte es fast ihm zu Füßen mit schwacher Stimme: „Hier!" und eine Hand streckte sich ihm entgegen. Mit einem Satze war er neben dem Verwundeten und erkannte in ihm den Hauptmann. „Ist es schlimm?" fragte er, während er ihn so rasch und zugleich so schonend wie möglich aufhob und auf seine Schulter lud. Der Verwundete, zum Glück mager und von mäßigem Gewichte, ächzte und stöhnte und gab fast unhörbar zurück: „Eine Kugel durch die Brust und eine in den Fuß. Diese macht rasende Schmerzen."

Der jetzt langsam Zurückgehende sah mit seiner lebendigen Last, durch das Dunkel vergrößert und undeutlich gemacht, so phantastisch aus, daß die Franzosen die Erscheinung nicht zu deuten wußten und von Neuem heftiger zu feuern begannen. Wilhelm aber erreichte unversehrt die Grube, wo ihm viele Arme entgegenfuhren und den mittlerweile ohnmächtig gewordenen Hauptmann abnahmen. Er atmete einen Augenblick auf, dann rief er hinunter: „Wenn einige Leute mitkommen wollen, so können wir noch ein paar arme Teufel holen, in denen Leben ist."

Schnell umgaben ihn fünf oder sechs Gestalten und er schickte sich an, sie in dem heftiger werdenden Kugelregen zu den Verwundeten zu führen, als er mit einem halb unterdrückten Schmerzensrufe jäh hinschlug. Eine Kugel war ihm ins rechte Bein gefahren. Seine Freiwilligen schleppten ihn in die Grube hinunter und nun dachte Niemand mehr an die Fahne und die Verstümmelten, die dort draußen unter dem grausamen Feuer der Fabrikveste lagen. Ein Adjutant — nicht mehr derselbe von früher, denn der war tot — brachte übrigens den Befehl zum Rückzuge, den die todmüden stumpfen Reste des Bataillons unter Führung eines Unteroffiziers langsam antraten.

Der Hauptmann, der nicht mit transportiert werden konnte, blieb in einem Bauernhause beim Dorfe Messigny, Wilhelm dagegen, dessen Verletzung als eine bloße Fleischwunde, ein sogenannter Haarseilschuß, erkannt wurde und den nur ein bedeutender Blutverlust gefährlich erschöpft hatte, wurde mit einigen anderen leichter Verwundeten nach Tonnerre geschafft, wo sie nach furchtbar qualvoller Wagen- und Eisenbahnfahrt am Abend des nächsten Tages ankamen.

In einem Schulhause war da ein Lazaret eingerichtet, das in mehreren Sälen gegen hundertzwanzig Betten enthielt. Wilhelm kam in ein kleineres Zimmer, das er mit einem französischen und zwei deutschen Offizieren teilte. Eine barmherzige Schwester und ein freiwillig dienender deutscher Zivilarzt versahen die Krankenpflege in diesem und dem anstoßenden, ebenfalls mit vier Verwundeten belegten Zimmer. Wilhelms Gesicht, das, blaß und abgemagert, wie es jetzt war, nichts von seiner Schönheit eingebüßt hatte, die herzbewegende Klangfarbe seiner Stimme, der Adel seines stillen, bescheidenen Wesens übten auch hier denselben Einfluß wie überall, wo er menschlich wirken konnte und seine Persönlichkeit nicht durch eine Uniform entindividualisiert wurde; seine ganze Umgebung flog ihm zu, als wäre er ein Magnet und die Anderen wären Eisenfeilspäne. Die Stubengenossen verzichteten auf ihre Zigarren, weil sie merkten, daß er nicht rauche. Der Franzose erklärte alsbald, er sei „le prussien le plus charmant,“ den er je mit Augen gesehen habe. Die Schwester, eine gute ältliche Badenserin, schloß ihn mütterlich in ihr Herz und der Arzt wich fast nicht von seiner Bettseite. Er konnte ihm soviel Aufmerksamkeit ohne Pflichtverletzung widmen, denn

unter seinen acht Fällen war kein besonders schwerer und neue Verwundete kamen nicht, weil mittlerweile Paris übergeben und Waffenstillstand geschlossen war.

In den ersten Tagen sah Wilhelms Wunde, unsauber verbunden und auf der langen Fahrt bis zum Lazarete vernachlässigt und mißhandelt, übel aus. Die auf dem Festland damals noch kaum bekannte, hier aber geübte neue englische Methode der Antisepsis wendete indeß die Gefahr des Brandes, der Wundrose und weitverbreiteter Eiterung glücklich ab, das Fieber wurde geringer und hörte ganz auf und Wilhelm konnte bald die Teilnahme der ihn umgebenden Menschen erwidern. An den Arzt schloß er sich besonders an, so daß sie nach wenigen Tagen wie alte Freunde waren und von einander Alles wußten.

Doktor Schrötter, so hieß der Arzt, war an Erscheinung wie an Wesen ein durchaus ungewöhnlicher Mensch. Mittelgroß, doch außerordentlich breitschulterig und mit großen, starken Händen und Füßen, machte er einem an den Kanon der bildenden Künste gewöhnten Auge den Eindruck, als hätte er ein Riese werden sollen und sein Längenwachstum wäre vor erreichter Vollendung gehemmt worden. Der gewaltige, edelgeformte Kopf war etwas gesenkt, als trüge er schwer an der Last seiner Gedanken. Das blonde Haupthaar, noch sehr dicht und erst an den Schläfen ein wenig ergraut, war über der hohen, steilen Stirn schopfförmig zusammengewirbelt. Der kurz gehaltene Kaiserbart ließ ein festes breites Kinn mit einem Grübchen oder richtiger einer Delle in der Mitte frei und der feine Schnurrbart zeigte etwas spöttisch gekräuselte, verschwiegen auf einander gepreßte Lippen. Eine kräftige, an der Wurzel gebogene Nase und zwischen schmalgeöffneten Lidern hervorblitzende blaue Augen, deren Blick bis zum Erdmittelpunkte zu bohren schien, vollendeten diese Physiognomie, an welcher bei erster Betrachtung abwehrende Verschlossenheit und sich selbst genügender Tiefsinn auffallen mußten. Es ist kein Vorteil für einen Menschen, einen Kopf zu haben, der wie ein Rätsel wirkt. Derartige geheimnisvolle Gesichter bereiten leicht Enttäuschungen, denn man erwartet, daß dieser Mund, wenn er sich erst anfthut, all die Offenbarungen spenden werde, welche diese Augen zu versprechen scheinen, und man möchte zugleich geärgert und belustigt auflachen, wenn man dann findet, daß das Sphinxgesicht einen alltäglichen Verstand und eine banale Rede

birgt. Bei Doktor Schrötter erfuhr man aber diese Enttäuschung nicht. Er sprach immer überraschend eigenartig und wenn sich seine Lippen wieder schlossen, so tönten im Gehirne des Hörers hundert Gedanken nach, die seine Worte zum Klingen gebracht hatten.

Seine Schicksale wichen vom Herkömmlichen eben so ab wie seine Persönlichkeit. In Breslau geboren, hatte er in Berlin studiert und dort nach vollendeten Lehrjahren zu praktizieren begonnen. Als feurigen jungen Mann von achtundzwanzig Jahren fand ihn die Achtundvierziger Revolution, in die er sich kopfüber stürzte. Er kämpfte auf den Barrikaden, nahm am Sturme auf das Zeughaus teil, wurde ein berühmter Volksredner und hatte dafür in der folgenden Reaktionszeit von der Polizei tausend Drangsale zu erleiden, denen er sich sehr bald durch Auswanderung entzog. Vollständig mittellos langte er in London an, wo er anfangs durch deutschen Sprachunterricht mühselig genug das nackte Leben fristete, bald aber das Glück hatte, als Arzt in den Dienst der ostindischen Kompagnie treten zu können. Im Frühling 1850 kam er nach Kalkutta, half da die medizinische Schule einrichten, wurde einige Jahre später nach Lahore versetzt, wo er ebenfalls eine medizinische Schule zu gründen hatte, und nach zwanzigjährigem Dienste, während dessen er die abenteuerlichsten Dinge erlebt hatte, mit ansehnlichem Ruhegehalte verabschiedet. Seine Rückkehr nach Europa fiel mit dem Ausbruche des Krieges zusammen und er beeilte sich, seine Kraft der freiwilligen Krankenpflege im Felde zur Verfügung zu stellen.

Äußerste Mäßigkeit und strenge Hygiene hatten ihn auch im menschenverzehrenden Indien kerngesund erhalten und dem strammen Fünfziger konnte kaum Jemand anmerken, daß er fast ein Menschenalter unter der entnervenden Tropensonne verlebt hatte. Die einzigen Spuren, welche diese in seinem Gesichte hinterlassen, waren höchstens seine dunkle, etwas gelbliche Hautfarbe und die Gewohnheit, die Lidspalte nicht weit zu öffnen. Aber auf sein Wesen hatte der langjährige Aufenthalt unter den Indern umso tiefer gewirkt und es für einen Europäer höchst neu und befremdlich gestaltet. Es bestand aus lauter Gegensätzen, für die man immer wieder in seinen Lebensschicksalen die Erklärung suchen mußte. Körperlich war er geradezu jung, sein Geist dagegen anscheinend uralt und von jener kühlen, hoch über

allen Erscheinungen schwebenden Friedlichkeit, die das Vorrecht kluger Greise ist, welche die Rechnung mit dem Leben abgeschlossen haben und wie kritische Zuschauer ohne Illusionen das Ende der Komödie abwarten. In seinen Augen flammte es oft genug wie Leidenschaft auf, aber sein Wort war immer ruhig und mild. Im Verkehr mit den Menschen hatte er zugleich die Bestimmtheit eines an's Befehlen gewohnten Mannes und die Güte eines Patriarchen, der in seinen gehorsamen Untergebenen zugleich seine Kinder sieht. Er war der nüchternste Zweifler und verband damit dennoch einen Mystizismus, den ein oberflächlicher Beurteiler oft geradezu Aberglauben genannt hätte. So glaubte er, daß manche Personen Gewalt über wilde Tiere haben, daß sie sich in die Luft erheben, ihr Leben auf Monate und vielleicht Jahre unterbrechen und dann wieder aufnehmen, die Gedanken Anderer lesen und ihre eigenen ohne Hilfe der Sprache über unbegrenzte Entfernungen hinweg Anderen mitteilen können. All das versicherte er selbst gesehen zu haben und wenn man ihn fragte, wie so etwas möglich sei, so antwortete er einfach: „Ich kann diese Erscheinungen ebensowenig erklären wie den Erdmagnetismus oder die Umwandlung einer Raupe in einen Falter. Unerklärlich ist im Grunde Alles, was uns umgiebt, der Unterschied ist nur, daß manche Dinge häufiger beobachtet werden und andere seltener."

Seine Philosophie, die er von den Brahminen zu haben erklärte, fesselte Wilhelm in hohem Grade, weil sie Manches klar ausdrückte, was er selbst, nur weniger deutlich, gefühlt hatte, seit er überhaupt denken konnte. „Die Welterscheinung," sagte Doktor Schrötter, „ist ein Rätsel, das wir vergebens zu lösen suchen. Wir werden von einem Strome getragen, dessen Quelle uns ebenso verhüllt ist wie seine Mündung. Es hilft nichts, daß wir angstvoll fragen: woher? wohin? Das Weiseste ist, wir legen uns ruhig auf den Rücken und lassen uns treiben, blauen Himmel über uns und unter uns das Rauschen der Wässer. Von Zeit zu Zeit kommen wir an einer duftenden Lotosblume vorbei und die mögen wir pflücken."

Und wenn Wilhelm einwandte, daß diese Weltanschauung doch zu egoistisch sei, so erwiderte Doktor Schrötter: „Egoismus ist ein Wort. Alles kommt auf die Deutung an. Jedes Lebende strebt nach Glück, das heißt nach Zufriedenheit, und alle Unzufriedenheit ist nur ein Stachel, Zufriedenheit zu suchen. Es

gehört aber zu den organischen Grundeigenschaften eines gesunden Menschen, daß er Sympathie empfindet, das heißt, daß er an seinen Mitgeschöpfen Anteil nimmt. Er kann nicht glücklich sein, wenn er Andere leiden sieht. Je höher der Mensch entwickelt ist, um so lebhafter ist dieses Gefühl und es kann so gesteigert sein, daß schon die bloße Vorstellung fremder Leiden eigene Zufriedenheit ausschließt. Der Egoismus dieser Menschen besteht nun darin, daß sie das fremde Leid aufsuchen und es zu lindern streben, wobei sie in der Bekämpfung fremder Schmerzen einfach nach dem eigenen Glücke ringen. Ein Katholik würde vom heiligen Vincenz a Paulo oder Carlo Borromeo sagen: er war ein großer Heiliger; ich würde von ihm sagen: er war ein großer Egoist. Erweisen wir all denen Liebes, die mit uns auf dem unerforschten Lebensstrome dahinschwimmen, und haben wir, ohne Gewissensbedenken als Erzegoisten unsere Freude daran."

Wilhelm wurde nicht müde, nach dem Wunderlande der aufgehenden Sonne, seinen sanften Bewohnern und deren Weisheit zu fragen, und Schrötter erzählte gern und immer im höchsten Grade spannend von seinen Erlebnissen und Erfahrungen. So vergingen ihnen friedsame Tage in dem stillen Schulhause zu Tonnerre, deren angenehmes Einerlei blos gelegentliche Besuche von Kameraden und häufige Feldpostbriefe von Paul Haber und den Ellrich'schen Damen unterbrachen. Paul ging es sehr gut. Er stand in Versailles, machte ausgezeichnete Bekanntschaften, von denen er sich im bürgerlichen Leben große Vorteile versprach, und war nur darüber wütend, daß er trotz dem Waffenstillstande keinen Urlaub bekommen konnte, um seinen Freund zu besuchen. Die Frau Geheimrätin klagte über die maßlose Steigerung, welche ihr Briefwechsel durch den Krieg erfahren, verfehlte aber nicht, ihm regelmäßig zweimal in der Woche die ausführlichsten Ratschläge zur Beschleunigung seiner Heilung angedeihen zu lassen. Loulou schrieb reizende Briefchen voll Geist und Gefühl. Seine Verwundung hatte sie furchtbar erschreckt, aber sein Heldenmut sie vor Stolz ganz selig gemacht. Hoffentlich behielt er kein steifes Bein, aber wenn auch, so lag nicht viel daran, da er ja weder tanzte noch Schlittschuh lief. Welch ein trauriger Winter in Berlin! Kein Ball, keine Soirée, nichts als Charpiezupfen und Spicken der Landkarten mit Fähnchennadeln. Die einzige Zerstreuung biete der Empfang der Verwundeten und Gefangenen auf

den Bahnhöfen. Auch die werde durch das Gekläff der Zeitungsschreiber vergällt. Geiferten sie nicht gegen die Damen, die den französischen Offizieren freundlich begegneten? Das Französisch, das man im Schweiße des Angesichts erlernt habe, müsse doch zu etwas dienen! Und sei es nicht die Rolle der Frauen, an dem überwundenen Feinde Milde zu üben und auch im Kriege die Menschlichkeit zu vertreten, während die Männer den Mut und die Kraft vertraten? Es seien reizende Menschen unter diesen Franzosen, so geistreich, höflich und ritterlich, daß man ihnen verzeihe, Besiegte zu sein. Von den Bekannten im Felde erfahre man ach! so viel Trauriges. Blos Herrn von Pechlar, er wisse wohl, der Gardehusar, sei in allen Schlachten kein Haar gekrümmt worden und er besitze schon das eiserne Kreuz erster Klasse. Hoffentlich habe doch auch Wilhelm es schon bekommen?

Bisher hatte Wilhelm diese Frage nicht bejahen können. Eines Vormittags, gegen Ende Februar, als er schon auf einen Stock gestützt im Zimmer herumhumpeln durfte, trat der Regimentsadjutant ein und sagte ihm: „Eine frohe Nachricht! Sie haben das eiserne Kreuz.“ Da Wilhelm nicht gleich antwortete, fuhr er fort: „Ihr Hauptmann hat die erste Klasse. Er ist jetzt außer Gefahr. Er ist es natürlich, der Sie vorgeschlagen hat. Im Vertrauen: es ging nicht ganz glatt, man hat es Ihnen übelgenommen, daß Sie wegen der Fahne etwas zu lau waren. Aber die Art, wie Sie den Hauptmann im Kugelregen auflasen, war schneidig. Nehmen Sie mir die Frage nicht übel, Herr Kamerad, wie kommt es doch, daß Sie für die Fahne nicht versuchten, was Sie für den Hauptmann thaten?“

„Das will ich Ihnen gern sagen. Der Hauptmann ist ein lebender Mensch und die Fahne ein bloßes Symbol. Ein Symbol scheint mir aber kein Menschenleben wert.“

Der Adjutant starrte ihn an und fragte verblüfft: „Ein Symbol?“

Wilhelm hielt sich aber nicht dabei auf, ihn durch Erläuterungen aus seinem Staunen zu reißen, sondern fuhr fort: „Ich bedaure tief, daß ich nicht gefragt wurde, ehe man mich zum eisernen Kreuze vorschlug. Ich kann es nicht annehmen.“

„Nicht annehmen? Das ist nicht Ihr Ernst.“

„Doch, Herr Kamerad. Für bloße Erfüllung meiner Bürger- und Menschenpflicht kann ich mich nicht mit einem Abzeichen be-

hängen lassen, das den Vorübergehenden auf der Straße meine Großthaten vorprahlt."

„Sie sprechen wie ein Trauerspiel, mein lieber Herr Eynhardt," sagte der Adjutant, „aber wie Sie wollen. Ihnen bleibt die Genugthuung, etwas Einziges gethan zu haben. Der Fall ist nämlich noch nicht vorgekommen, daß Jemand das eiserne Kreuz ablehnte."

Als er mit sehr kühlem Gruße gegangen war, trat Doktor Schrötter auf Wilhelm zu und bemerkte lächelnd: „Das, was der Adjutant vom Trauerspiel sagte, ist nicht ganz ohne. Die Dekoration zurückzuweisen scheint mir in der That etwas theatralisch. Sie konnten sie ja ruhig annehmen und in die Tasche stecken. Da habe ich auch eine kleine Sammlung solcher Dinger, ich trage sie blos nicht."

„Aber schulden denn die Menschen, die solche Äußerlichkeiten geringschätzen, den anderen kein Beispiel?"

„Mein Freund, wenn man jung ist, hat man den Hochmut, Andere belehren zu wollen. Wenn man älter ist, wird man bescheidener."

Diese Einwendung traf Wilhelm und er wurde verwirrt. Schrötter aber faßte ihn rasch an der Hand und sagte: „Doch das thut nichts. Im Grunde sind wir einer Meinung. Der Unterschied ist blos, daß Sie fünfundzwanzig Jahre alt sind und ich fünfzig."

Während Wilhelm schwieg und nachdachte, fuhr Schrötter fort: „Auch über das, was Sie vom Symbol sagen, wäre manches zu bemerken. Theoretisch haben Sie Recht, aber das praktische Leben gestattet Ihnen nicht, nach Ihren Anschauungen zu handeln. Denn Alles, was wir sehen und thun, ist ein Symbol und wo soll man da die Grenze ziehen? Die Fahne ist eines, aber die Schlacht selbst ist es auch. Gewiß. Hören Sie nur zu: da ringen zwei Heere um den Besitz eines Dorfes oder sogar nur eines Kirchhofes oder Hügels, mit welchem die Verteidiger thatsächlich genau so nichts anfangen können wie die Angreifer. Warum thun sie es? Weil der Besitz der Stellung ein Symbol ist, welches bedeutet, daß das eine Heer, das eine Volk tüchtiger ist als das andere und ihm deshalb seinen Willen aufnötigen darf. Und in dieser symbolischen Handlung schlagen dreißigtausend Menschen einander todt und Sie sind auch darunter.

Dabei hat man nicht einmal die Entschuldigung, daß man nach unbekannten Gesetzen gefällte weltgeschichtliche Urteile vollstreckt, wenn man in solchen symbolischen Metzeleien tötet oder sich töten läßt, denn im Gegensatze zu den treppenwitzigen, nachherweisen Geschichtsschreibern glaube ich, daß die sogenannten Entscheidungsschlachten gar nichts entscheiden, daß sie Zufälligkeiten und ohne jeden Dauereinfluß auf die Völkergeschicke sind, die von ganz anderen Ursachen bestimmt werden. Marathon hat die Griechen und Cannä die Karthager nicht vor dem Untergange bewahrt, alle Römersiege haben die Germanen nicht verhindert, die Welt zu beherrschen, als ihre Zeit gekommen war, alle Siege der Kreuzfahrer Jerusalem nicht der Christenheit erhalten, alle Siege Napoleons des Ersten Frankreich keinen Deut genützt, alle Niederlagen Italiens seine Einheit nicht einmal verzögert, alle Niederlagen Rußlands im Krimkriege seinen Entwickelungsgang nicht beeinflußt. Ich will Ihnen meinen letzten Gedanken sagen: ich bin überzeugt, daß Europa heute genau so aussehen würde, wie es aussieht, auch wenn alle angeblich entscheidenden Siege der Völker für sie Niederlagen gewesen wären und alle ihre Niederlagen Siege. Nun sehen Sie: die Schlacht ist also blos ein Symbol der augenblicklichen Volkstüchtigkeit und sogar ein ganz unnützes Symbol, weil es schon für die nächste Zukunft nichts beweist, und doch opfern Sie Ihr Leben für dieses Symbol, obwohl Sie es für ein Anderes nicht einsetzen. Wo ist da die Logik?"

„Sie haben Recht," sagte Wilhelm, „und unsere Handlungen sind in der That nicht von der Logik regiert. Aber eins weiß ich: wenn Alles Symbol ist, ein Menschenleben ist kein Symbol. Es ist, was es scheint, es bedeutet sich selbst."

„Glauben Sie?" warf Schrötter gedankenvoll ein.

„Ja, obwohl ich auch Ihre zweifelnde Frage verstehe. Ein lebender Mensch ist mir ein Geheimnis, das ich mit Scheu und Ehrfurcht betrachte. Wer kann wissen, welche Geschicke ihm bevorstehen, welche Thaten er thun, welche Wahrheiten er finden, welches Glück er Anderen bereiten wird. Darum, wenn ich ihn bedroht sehe, setze ich gern mein Leben ein, um ihn zu retten. Denn mich kenne ich und meinen Wert schätze ich gering."

Schrötter schüttelte den Kopf. „Wenn das richtig wäre, so könnte der Erwachsene allenfalls sein Leben wagen, um ein Kind zu retten, denn es kann ein Newton oder Goethe sein und

zunächst ist das Kind die Zukunft und die hat allemal den Vortritt vor Vergangenheit und Gegenwart. Aber auf einen reifen älteren Mann fände das keine Anwendung. Der ist kein Geheimnis mehr. Da weiß man immer ungefähr, was in ihm steckt. Versuchen Sie nicht, nachträgliche Vernunftgründe für eine That zu finden, die ganz aus unbewußten Trieben hervorgegangen ist. Was in Ihnen wirkte, das war die Sympathie, das natürliche Mitgefühl mit dem Nebengeschöpfe. Und das ist das richtige."

Wilhelm sah ihn dankbar an, während Schrötter ihm liebevoll die Hand drückte.

4.

Es hat nicht sollen sein.

Aus wolkenlosem Blau flammte die Sonne auf Berlin nieder, das ganze Leben der Stadt drängte sich wieder mit sinnverwirrendem Getöse und Gewühl Unter den Linden zusammen; aber das Brausen, das an diesem strahlenden Sonnabende, dem 16. Juni 1871, aus der zahllosen Menschenmenge aufstieg, hatte einen andern Toncharakter wie elf Monate vorher. Auch wer nur aus der Ferne mit geschlossenen Augen darauf hinhorchte, konnte unterscheiden, daß darin eine freudige Erregung bebte, daß es sich aus dem Lachen von Kindern und Mädchen, aus dem muntern Plaudern von Männern, aus Jubelrufen und Scherzreden und fröhlich ungeduldigem Schwatzen, bestimmt, die gespannten Nerven während schleichender Stunden der Erwartung zu entlasten, zusammensetzte. Was an jenem Julifreitage des verflossenen Jahres die Hunderttausende gewünscht und gehofft hatten, das war jetzt glorreich erfüllt und Berlin, zur Hauptstadt des in neuer Herrlichkeit aufgerichteten Reichs erhöht, feierte die Heimkehr der Krieger, die auf Arndt's grollende Frage nach dem Vaterlande des Deutschen endlich die Antwort gefunden und dem kühnen und starken Hohenzollernkönig die zu einem Museumschaustück entwürdigt gewesene alte Kaiserkrone Karls des Großen aufs Haupt gesetzt hatten.

In einer der Tribünen unmittelbar am Brandenburger Thore saßen nebeneinander Wilhelm und Doktor Schrötter. Ersterer hatte auf jedes der kleinen Vorrechte verzichtet, die ihm als Reserveoffizier zustanden, und beispielsweise weder seinen Platz unter den im Kriege Verwundeten gefordert, noch auch nur seine Uniform angelegt. Hätte er seiner eigenen Neigung gehorcht, so

wäre er nicht einmal gekommen, um den Einzug mitanzusehen, denn er hatte geringe Freude an lärmenden Volkskundgebungen, bei denen sich in Züge edler Regungen immer auch viel Einfältiges und Gemeines mischt, in welchen Ladenschwengel und Näherinnen hauptsächlich eine bequeme Gelegenheit zu niedrigen Annäherungen sehen, wo ein Schwarm kaltblütiger Krämer mit Bildern, Flugblättern und Schaumünzen von abstoßender Häßlichkeit und Albernheit auf die Geldbörse der freigebig gestimmten Menge spekuliert und deren Begeisterung um klingende Groschen zu prellen sucht und wo beschränkte Amtspersonen aller Art durch ihre aufgeblasene Wichtigthuerei erkennen lassen, daß sie sich selbst für den Zweck und Mittelpunkt des Vorganges halten. Frau Ellrich hatte ihm jedoch zwei Tribünensitze geschickt und die bestimmte Erwartung ausgedrückt, daß er sie benutzen werde. Doktor Schrötter wollte ebenfalls bei dem geschichtlichen Schauspiel anwesend sein und so entschloß Wilhelm sich, seinen neuen Freund zu begleiten.

Am Fuße der Tribüne, wo die beiden ihre Plätze hatten, lag die der Ehrenjungfrauen, die den Siegern Kränze überreichen sollten. Unter ihnen war auch Loulou, welche die ganze Beweglichkeit und Thatkraft ihres Wesens entfaltet hatte, um eine der Auserwählten zu werden. Dank dem Einflusse ihres Vaters, der mitten zwischen den schwierigsten und verantwortungsreichsten Finanzverhandlungen über die französische Kriegsentschädigung Zeit finden mußte, für sein ehrgeiziges Töchterchen bei dem Bürgermeister und anderen Magistratspersonen nachdrücklichste Fürsprache einzulegen, sah sie ihren Traum verwirklicht, der wochenlang auch der aller anderen hübschen oder sich für hübsch haltenden Mädchen aus den besseren Familien Berlins gewesen war. Ihre Einreihung in die Schaar der demonstrativen Schönheiten erregte unter ihren minder erfolgreichen Freundinnen heftigen Zorn und Neid, denn mit ihrer zarten, feinen Gestalt und ihrem braunen Lockenkopf entfernte sie sich sehr weit von dem Walkürentypus, welchen die Festordner unter den zahllosen und fieberhaft ungestümen Bewerberinnen um das Ehrenjungfrauenamt hauptsächlich suchten und der in ihrer Vorstellung offenbar die Gestalt von blonden Riesinnen annahm. Aber der Ärger besiegter Nebenbuhlerinnen war natürlich gerade der köstlichste Bestandteil ihres Triumphs.

Die Mädchen, welche in ihrer seltsamen, mittelalterlich sein sollenden, jedoch thatsächlich an kein bestimmtes geschichtliches Vorbild anknüpfenden Gretchen-Verkleidung mit den lang herabströmenden, in der Mehrzahl der Fälle falschen Zöpfen, den gepufften und geschlitzten Ärmeln und der sinnlosen Hängetasche so banal und gleichgiltig aussahen wie gemietete Theaterstatistinnen, waren in ihrer Art dennoch gewissermaßen heldenmütig. Denn es gehörte Heroismus dazu, in glühendem Sonnenbrande baarhaupt lange Stunden dazustehen, Alles in Allem doch nur als ein untergeordneter Einzelzug in einem großen Bilde, von wenigen Leuten aufmerksam genug betrachtet, um auf individuelle Würdigung hoffen zu können, und blos von dem Gedanken belohnt, eine Photographie in größtem Format werde den Enkeln einst urkundlich beweisen, daß ihre Ahnin im Jahre 1871 amtlich als eine der auserlesenen Schönheiten von Berlin anerkannt worden sei. Eine Eitelkeit, die ihrer Befriedigung solche Opfer bringt, verdient fast Bewunderung.

Es war Mittag geworden, als in der Menge plötzlich eine gewaltige Bewegung entstand. Auf den Tribünen sprang Alles auf und begann Hüte und Taschentücher zu schwenken. In den Fenstern, auf den Dächern, in den Lücken der Tribünenreihen, überall, wo sich eine wimmelnde Menschenbrut eingenistet und angesiedelt hatte, boten die nach einer Seite gewandten und in heftiger Aufregung vorgereckten Köpfe den Anblick eines Getreidefeldes, dessen Halme unter dem Blast eines jäh darüber hinfahrenden Windstoßes mit Wogen und Schwanken gleichmäßig nach einer Richtung rollen. Dazu erhob sich ein solches Geschrei und Gejauchze, daß man schon nach wenigen Minuten vollständig betäubt war und gar keinen Ton mehr unterschied, nur noch ein undeutliches, stetiges Brausen, wie es der Taucher tief unter der brandenden Oberfläche des Meeres in den Ohren hat. Die Sinne waren vom ungeheuren, aus beständig sich regenden Menschenköpfen zusammengesetzten Mosaik-Bilde, welches die ganze Oberfläche der riesigen Straße überzog, und von dem Donner, der daraus aufstieg, so in Anspruch genommen, daß ihnen für die kleineren Erscheinungen, wie die zappelnde Thätigkeit der die Straßenmitte freimachenden Schutzleute, den Sturz kühner Gassenjungen von erkletterten Bäumen und Laternen, die kurzen und scharfen Kämpfe um einen Platz in der Vorderreihe der Zuschauer,

keine Aufmerksamkeit übrig blieb. Und nun ritt unter dem Gebrüll von Kanonen und dem Geschmetter fernher tönender kriegerischer Fanfaren zwischen den Säulen der mittleren Öffnung des Brandenburger Thors zuerst der Feldmarschall Wrangel hervor, nach allen Richtungen grüßend und mit einem so glückseligen Ausdruck im wunderlich verwitterten und zerrunzelten Gesichte, daß Niemand daran dachte, über den alten Mann zu lächeln, der den ersten Wolkenbruch der Volksbegeisterung auf seine Person niedergehen ließ, obwohl er doch keinen Anteil an dem Triumphe für sich zu fordern hatte. Ihm folgte eine dichte Gruppe von Generälen, stolze Gestalten in prunkenden Uniformen und überstreut mit blitzenden Ordenssternen, welche den undankbaren Blick von den bärtigen Charakterköpfen ab und auf sich zogen. Alle trugen geschichtliche Namen und für sich allein hätte jeder das höchste Interesse der Menge erweckt. In solcher Zahl beisammengesehen, machten sie keinen Eindruck oder nur den rein optischen eines äußerst bunten und glanzreichen Wandelbildes. Jetzt wurden nebeneinander Moltke, Bismarck und Roon sichtbar, drei standbildartige Figuren wie der steinerne Gast in Don Juan, die ehernen Denkmal-Gesichter unbewegt, die Augen mit hochmütiger Gleichgiltigkeit über das jubelnde Volk hinweggleitend, alle drei scheinbar von der um sie tobenden Begeisterung so unerschüttert wie eine ragende Felswand vom Wogenprall an ihrem Fuße. Bei diesem Anblicke hatte Mancher die Empfindung, keine sterblichen Menschen, sondern mythische Verkörperungen von Naturkräften vor sich zu sehen wie den Sonnen-, Meer- und Sturmgott der alten Religionen. Sie zogen vorüber und in einem weiten Abstande hinter ihnen erschien der Kaiser Wilhelm, durch den leeren Raum vor und hinter ihm eingerahmt und stark hervorgehoben. Kränze bedeckten seinen Purpursattel, Blumen rieselten über die glänzende Haut seines hochbeinigen Braunen, sein behelmtes Haupt und seine behandschuhte Hand grüßten und winkten und auf seinem Gesichte lag ein Ausdruck von bescheidener Dankbarkeit und weicher Rührung, der nach den harten Mienen seiner großen Mitarbeiter doppelt auffallen und bewegen mußte. Dieser Triumphator bedurfte offenbar nicht wie seine römischen Vorbilder des Sklaven, der ihm in der vom Menschen schwer zu ertragenden Stunde der Vergötterung fortwährend das „Gedenke des Todes!" ins Ohr zu flüstern gehabt hätte.

Der Monarch hatte lange Reden von Amtspersonen und gutgemeinte Reime von befangen zitternden Mädchenlippen anzuhören, ehe er weiter reiten konnte. Mit ihm war die Reihe der individuellen Helden dieser großen Zeit geschlossen. Nunmehr betrat das Massenelement, worin keine einzelne Menschenerscheinung mehr unterschieden wird, den Schauplatz und erfüllte ihn, breit und tief dahinflutend wie ein lebendig gewordenes Epos. Zuerst zeigte das „kombinierte Bataillon" Proben aus allen deutschen Stämmen und aus allen Regimentern des deutschen Heeres. Dann kam Bataillon auf Bataillon und Schwadron auf Schwadron in endlosem Zuge, daß das ermüdete Auge der Zuschauer kaum mehr unterschied, ob es auf gleichmäßige Bewegung oder auf einen Stillstand sah. Helme und Gewehre der Soldaten waren mit Laub und Blumen umwunden, an den Armen waren Kränze aufgereiht und die Füße traten auf einen Wust zerstampfter Blüten und Blätter. Die strenge Zucht des deutschen Heeres zeigte sich etwas gelockert; in die marschierenden Reihen hatten sich weibliche Gestalten eingefügt, mancher Soldat führte eine patriotische Bewundererin am Arme und ließ es geschehen, daß sie sich seines Gewehres bemächtigte und es für ihn trug. Die Offiziere, ebenso geschmückt wie ihre Leute, thaten, als sähen sie deren Freiheiten nicht, bewahrten jedoch selbst ihre Haltung.

Die Menge wurde allmählich gegen das sich vor ihr entrollende Schauspiel abgestumpft, die Kehlen waren vom Jauchzen und Jubeln ermüdet und die drückende Hitze überwand nach und nach den frischen Schwung der Volksbegeisterung. Einmal aber lohte diese noch ebenso elementargewaltig auf wie beim Erscheinen des Kaisers Wilhelm und seiner Paladine, das war als die erbeuteten Feldzeichen der Franzosen vorübergetragen wurden. Es waren einundachtzig glorreich zerfetzte, vom Pulverrauche geschwärzte und von unzähligen Kugeln durchlöcherte Adler, Fahnen und Standarten, die auf den Schlachtfeldern von Rußland, Italien und Mexiko Ströme von Menschenblut getrunken und die Gewohnheit des Sieges kennen gelernt hatten. Jetzt aber trugen die starken Fäuste deutscher Unteroffiziere sie, in der Schwüle des luftlosen Hochsommer=Nachmittags hingen die Reste der Fahnentücher schwer und schlaff herab, ohne ein Flattern, ohne eine Spur zitternden Lebens in den Falten der rauschenden Seide, und sie sahen aus wie gefangene Heerkönige, die in Ketten, mit gesenktem Haupt

und bleiernem Blicke hinter dem Triumphwagen des römischen Siegers einherschreiten.

„Da sehen Sie,“ sagte Doktor Schrötter zu Wilhelm gewandt, als sich der Sturm von Hoch- und Hurrahrufen und der Gußregen von Kränzen und Blumen ein wenig gelegt hatte, „was nach den großen Repräsentativ-Figuren auf das Volk den tiefsten Eindruck macht, das sind die Symbole, die Sie geringschätzen.“

„Was beweist das?“ erwiderte Wilhelm, „ich habe ja nie bezweifelt, daß die Menge bei der Erscheinung stehen bleibt und nicht bis zum Wesen vordringt. Die ideale Wirkung der Siege kann man nicht gleich mit Augen sehen und mit Händen betappen, wohl aber eine eroberte Feindesfahne.“

„Das erklärt nicht alles. Ich sehe da auch ein Stück Atavismus. Ähnlich haben wohl im Altertum die Bewohner einer Stadt gejubelt und gejauchzt, wenn ihre Krieger die Schutzgottheit der Feindesstadt heimbrachten. Es ist dieselbe Vorstellung, dem Feinde mit den verehrten Zeichen auch die Kraft und das Kriegsglück entführt zu haben. Es ist der gleiche Aberglaube in einem Abstand von dreitausend Jahren.“

„Merkwürdig! Die ganze Zeit hatte ich denselben Gedanken, daß ich ein Kulturbild aus ältester Vorzeit vor mir sehe. Diese blumengeschmückten Krieger, dieses Prahlen mit den Siegestrophäen, diese frohlockende Menge, die ihnen Speise und Getränke spendet, diese Mädchen, die ihnen Kränze entgegenbringen und sich ihnen wenigstens sinnbildlich als lebendigen Lohn ihrer Tapferkeit darbieten, ist das nicht genau die Art, wie die Stämme der Steinzeit oder die heutigen Wilden die Heimkehr der Sieger feiern? Bei diesen ist das noch verständlich, denn in den Anfängen der Gesittung ist der Krieg der höchste Staats- und Gesellschaftszweck, eine Gelegenheit, sich durch Beute zu bereichern, und ein Fest der Jugend. Wir sollten doch aber schon so weit sein, im Krieg eine traurige Pflichterfüllung zu sehen, eine barbarische Notarbeit, deren wir uns innerlich schämen müssen und die lärmende Freudenfeste ebenso ausschließt wie zum Beispiel die Hinrichtung eines Verbrechers, die ja auch notwendig sein kann, aber doch immer peinlich bleibt. Daß doch der Fortschritt von der Barbarei zur Menschlichkeit so furchtbar langsam ist.“

„Allerdings. Wir stecken noch bis an den Hals in der ältesten Barbarei und Sie brauchen gar nicht lange zu scheuern,

um unter der Haut unserer lieben Zeitgenossen den Wilden der Urwelt zu finden, der lateinische Konjugationen gelernt hat. Es ist übrigens nicht die einzige trübe Betrachtung, welche mir dieses Schauspiel einflößt. Sehen Sie — jetzt wird dort unten am andern Ende der Straße das Denkmal Friedrich Wilhelms des Dritten enthüllt und das Siegesfest zu einer Huldigung für einen Despoten gefälscht, der sieben und zwanzig Jahre lang sein feierlich verpfändetes Königswort uneingelöst ließ, dem Volke eine Verfassung zu geben. So konfiszieren die regierenden Klassen die Ergebnisse der Volksanstrengungen für ihre dynastischen und feudalen Zwecke und reden dem Volke ein, es habe sich für die bestehende Ordnung geschlagen. Ich bin eben ein alter Achtundvierziger und habe die Ideale meiner Jugend nicht vergessen. Meine Generation stellte sich das ersehnte einige Deutschland auch als ein freies Deutschland vor und hoffte die Einigkeit nicht aus einem auswärtigen Kriege, sondern aus einer friedlichen Willenshandlung des deutschen Volkes hervorgehen zu sehen. Es ist anders gekommen, aber nicht besser, fürchte ich. Junker und Pfaffen werden sich jetzt wieder breit machen und der Militarismus wird seine Hand auf das ganze Nationalleben legen. Schon sagt man ja, nicht der Schulmeister, sondern der Offizier habe Deutschland groß und mächtig gemacht. Diese Dreistigkeit bringt mir das Blut in Wallung. Ich möchte doch sehen, ob ein Volk ein solches Offizierkorps hervorbringen könnte, wenn es nicht von seinen Forschern und Lehrern zu reicher Bildung und von seinen Denkern und Dichtern zu einem hohen Pflichtideal erzogen wäre! Ich fürchte, ich fürchte, mein Freund Eynhardt, es wird in unserem neuen Reiche fürs Erste recht unbehaglich werden."

„Und doch sind Sie aus Ihrem träumerischen Indien in unser Unbehagen heimgekehrt," meinte Wilhelm.

„Meine Sehnsucht nach Deutschland hat mich eben all die zwanzig Jahre her nicht verlassen. Und dann gestehe ich Ihnen, daß ich mir im Geheimen Vorwürfe machte, weil ich ausgewandert war. Es ist bequem, dem Vaterlande den Rücken zu kehren und sich in der Fremde angenehmere Verhältnisse zu suchen. Später aber sagt man sich doch, daß nur ein Selbstsüchtiger sein Volk im Kampfe gegen Druck und Finsternis verläßt und daß man kein Recht hat, in sicherer Entfernung den glücklich Befreiten und den Verächter der Heimats-Zustände zu spielen, während die Da-

heimgebliebenen sich bitterlich mühen, diese Zustände zu verbessern."

Unten dauerte der Zug der Truppen noch immer fort, aber die Festjungfrauen in der Bühnentracht hatten ihren Posten bereits verlassen, die Tribünen begannen sich zu leeren und auch Wilhelm und Doktor Schrötter suchten sich durch die nach dem Schloßplatze drängende Menschenmenge Bahn zu brechen, um den Heimweg einzuschlagen. Nach einigem Schweigen nahm Schrötter wieder das Wort.

„Mißverstehen Sie mich aber nicht," sagte er, „trotzdem dieser Triumph mich wie Sie barbarisch dünkt und meine Ideale andere sind als die der gegenwärtigen Mehrheit unserer Landsleute, waren die herrschenden Empfindungen in mir heute dennoch Bewunderung und Rührung. Dieses Geschlecht hat Ungeheures vollbracht, so Großes, wie noch nie ein einziges Menschenalter seit der Völkerwanderung, wo die ausziehende Jugend eines Volkes wohl wußte, daß ihr ganzes Leben ein Ringen ohne Ende sein und daß sie kämpfend untergehen werde, um bestenfalls den Nachkommen eine neue friedliche Heimstätte zu hinterlassen. Mir werden die Augen feucht, wenn ich diese Soldaten und diese Menge ansehe. In drei Kriegen, binnen sechs oder sieben Jahren, haben sie ohne zu murren ihre Adern ausgeblutet, ohne Atem zu schöpfen haben sie hundert Schlachten geschlagen, sie haben die Opfer nicht gezählt und die Mühsal nicht gewogen, wahrlich, man staunt, daß man mitten unter solchen Heroen lebt, die aus der Fabelzeit zu stammen scheinen. Diese Generation hat mehr als ihre Pflicht gethan. Wenn sie nun müde wird und nicht mehr Schwung genug übrig hat, um unsere alten Kämpfe von 1848 mit der Frische meiner ausgeruhten, vom dreißigjährigen Frieden fettgemästeten Generation aufzunehmen, so darf man ihr keinen Vorwurf machen."

Schrötters Stimme bebte vor Bewegung, als er das sagte, und Wilhelm, der nicht durch Widerspruch einen Mißton in die Stimmung seines Freundes bringen wollte, unterdrückte eine zweifelnde Erwiderung, die er auf der Zunge hatte, und nahm schweigend von ihm Abschied.

Das Leben der Gesamtheit wie der Einzelnen trat allgemach in das alte Bett zurück und floß wieder in gewohnter Weise dahin. Doktor Schrötter, der bis dahin blos ein Absteigequartier in Berlin gehabt, mietete, um Wilhelm möglichst nahe zu sein,

eine ständige Wohnung in der Mittelstraße und errichtete in der alten Schönhauser Straße, mitten unter einer Bevölkerung von Arbeitern und dürftigen Leuten, eine Privatklinik, in der er täglich mehrere Stunden lang Alles, was seine Hilfe in Anspruch nahm, unentgeltlich behandelte. Er hatte bald ungeheuern Zulauf und überreichlich die Beschäftigung, ohne die er nicht leben konnte. Auch an Gelegenheit, neben körperlichen Leiden Not und Elend zu lindern, fehlte es in dem armen Viertel nicht und da er nach deutschen Begriffen ein reicher Mann und selbst fast bedürfnislos war, so konnte er seine Philosophie des Mitgefühls zu seiner vollen Befriedigung bethätigen. Wilhelm nahm seine physikalischen Arbeiten im Universitäts-Laboratorium wieder auf und setzte auch bei Ellrichs seine Besuche fort. Aber er that es mit wachsendem Unbehagen. Der Herr Geheime Kommerzienrat, der für seine Mitwirkung bei den finanziellen Verhandlungen mit der französischen Regierung durch einen hohen Orden ausgezeichnet worden war, hatte die Geschichte vom zurückgewiesenen eisernen Kreuz erfahren, sie geschmacklos gefunden und seine frühere Freundlichkeit gegen Wilhelm merklich abgekühlt. Selbst die Frau Geheimrätin legte ihm gegenüber nicht mehr dieselbe Mütterlichkeit an den Tag, denn Bescheidenheit und Schüchternheit schienen ihr nicht mehr eine genügende Erklärung seines unbegreiflichen Zögerns in der Verlobungsangelegenheit, und nur Loulou war anscheinend noch immer die alte, munter und freundlich, wenn er kam, aber auch, wenn er ging, liebevoll ohne Leidenschaftlichkeit, für zärtliche und bewundernde Blicke dankbar, verstohlenen Küssen nicht ausweichend, ohne sie zu suchen, rätselhaft in der Gemütsruhe, mit der sie die Liebe behandelte, wenigstens so lange rätselhaft, als man das Verständnis nicht einfach in Oberflächlichkeit und Leichtsinn suchte. Wilhelm konnte sich der Empfindung nicht länger verschließen, daß seine erste Liebe, die sein Wesen monatelang bis in die letzten Tiefen aufgeregt hatte, ein Irrtum war, aber er fand noch immer nicht die Entschlossenheit, ein unwahr gewordenes Verhältnis männlich zu lösen. Hundertmal nahm er sich vor, Loulou offen zu sagen, er glaube nicht, daß ihre Verbindung ihnen das Lebensglück verbürge, und er gebe sie frei, aber so oft er vor sie hintrat, sank ihm der Mut. Waren Leute da, so verwirrten ihn diese, war sie allein, so übte ihre körperliche Erscheinung den alten Reiz, oder richtiger, sie erinnerte ihn an die Gefühle, welche

sie früher in ihm erweckt hatte, und im Andenken an seine einstigen Entzückungen und seligen Schwärmereien wurde er so weich, daß er es nicht über sich brachte, einen Schritt zu thun, der, wenn nichts Anderes, doch immerhin ihre Mädchen-Eitelkeit verletzen mußte.

Sollte dieses Hangen und Bangen, das ihn mit sich selbst tief unzufrieden und unglücklich machte, ewig dauern? Er konnte Loulou ja einen Brief schreiben, wenn er ihr den Bruch nicht in die schönen braunen Augen ankündigen wollte! Diesen Gedanken verwarf er, denn er empfand es als rücksichtslos, sich von dem Mädchen, das er geliebt und um dessen Gegenliebe er geworben hatte, durch Postvermittelung fürs Leben zu verabschieden. Das Einfachste schien ihm, den Dingen ihren Lauf zu lassen und abzuwarten, daß man auf der andern Seite seiner überdrüssig werde und sich von ihm zurückziehe. Das entsprach seinem passiven Wesen, welches vor kräftigem Eingreifen in den Gang der Ereignisse zurückscheute und lieber diesen gestattete, ihn umzutreiben wie wirbelnde Gießbachwellen ein verwehtes Weidenblatt. Es schien auch so kommen zu wollen. Es konnte Wilhelm nicht entgehen, daß Herr von Pechlar, der Gardehusar, ein häufiger Gast im Ellrichschen Hause wurde, sich sehr viel um Mutter und Tochter zu thun machte und ihm gegenüber impertinente Siegermienen zur Schau trug. Er brauchte ihm blos das Feld zu räumen, dann war Alles zu Ende.

Paul Haber, der auch wieder in Berlin war und Fräulein Märker eifrig den Hof machte, war über die Wendung des Romans seines Freundes bekümmert oder richtiger geärgert. Durch Fräulein Märker wußte er, daß Herr von Pechlar sich ernste Mühe gab, Wilhelm zu verdrängen, und er machte diesem bei jeder Gelegenheit brutal beredte Vorstellungen. Er solle doch kein derartiges Lämmerschwänzchen sein. Es wäre unverzeihlich, ein solches Goldvögelchen fortflattern zu lassen. Einfach die Hand zugemacht und sie sei festgehalten. Wenn Fräulein Ellrich nach diesem Pechlar zu plinken anfange, so sei das verzeihlich, denn seine Lauheit müsse sie irre machen. Oder wenn er durchaus bei seiner Schrulle bleibe, daß sie ihm zu oberflächlich sei — als ob nicht jedes Mädchen oberflächlich wäre und als ob ein Mann es nicht zu beliebiger Tiefe, meinethalben bis zu Kants und Hegels Untergrund hinab, erziehen könne! — dann sollte er in Henkers

Namen ein Ende machen, denn die Geschichte fange an, lächerlich und unwürdig zu sein.

Für Wilhelm wurden aber Erwägungen anderer Art bestimmend. Durch Paul wie durch Offiziere seiner Bekanntschaft erfuhr er von Pechlar sehr Ungünstiges. Dieser war nicht nur vollkommen unbemittelt und hatte mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe — das wäre bei einem Schwiegersohne des Herrn Ellrich eine läßliche Sünde gewesen —, er war auch ein gemeiner Wüstling, dessen Ausschweifungen eher dem Geschmack eines Metzgergesellen als eines gebildeten und wohlerzogenen Mannes entsprachen. Seine Kameraden waren für kleine erotische Abenteuer gewiß nachsichtig und nicht geneigt, einen forschen Scherz mit einer hübschen Näherin oder Konditorei-Mamsell als ein Halsverbrechen zu betrachten. Aber die Art, wie er es trieb, war dennoch selbst ihnen zuwider, wenngleich er ein viel zu vorsichtiger Kamaschen-Soldat war, um nicht das Offizierdekorum immer äußerlich zu wahren. Wilhelm sah deutlich, daß Pechlar Loulou nicht liebte, vielleicht überhaupt unfähig war, zu lieben, und nur ihrer Mitgift nachstellte, und ohne einen Gedanken der Eifersucht, aus bloßem Mitleid mit einem unerfahrenen und arglosen Geschöpfe, das ihm teuer gewesen war, glaubte er sich verpflichtet, sie vor der Besudelung durch eine Verbindung mit diesem lasterhaften Menschen zu behüten, indem er sie vor ihm warnte. Um Loulou zu retten, entschloß er sich endlich zu dem Schritte, den ihm die Rücksicht auf seinen Herzensfrieden und seine Würde nicht abzuringen vermocht hatte.

Als er an einem der nächsten Tage zu ungewöhnlich früher Besuchsstunde, kurz nach elf Uhr Vormittags, im Ellrichschen Hause nach dem gnädigen Fräulein fragte und in den blauen Salon geführt wurde, wo er Loulou allein anzutreffen hoffte, wurde ihm eine peinliche Überraschung. Herr von Pechlar saß da und schien eben mitten in einer Erzählung begriffen, die das schöne Mädchen trefflich unterhielt. Übrigens lächelte sie Wilhelm ganz unbefangen entgegen und lud ihn mit einer Handbewegung zum Niedersitzen in ihrer Nähe ein. Wilhelm war einen Augenblick unschlüssig auf der Schwelle stehen geblieben. Jetzt trat er vor, verneigte sich, ohne einen Blick für den Gardehusaren, gemessen vor Loulou und sagte mit tiefem Ernst im Tone: „Ich kam in der Hoffnung, Sie ohne Zeugen zu sprechen, gnädiges Fräulein. Vielleicht bin ich ein andermal so glücklich."

Loulou öffnete bei dieser ungewohnten Redeweise große Augen Herr von Pechlar aber, der schon seit Wilhelms Erscheinen grimmig an dem methodisch aufgesträubten roten Schnurrbarte gearbeitet hatte, konnte sichtlich nicht länger an sich halten und sagte mit gewollt schnarrender Stimme, in welcher kaum gezügelte Wut bebte: „Das ist ungefähr das Kühlste, was ich je erlebt habe. Vor Allem: darf ich wissen, weshalb man mich beim Eintreten nicht gegrüßt hat?"

„Ich grüße nur Personen, die ich achte," gab Wilhelm über die Schulter zurück.

„Sie sind ein dummer Junge!" kam rasch wie ein Degenstoß Pechlars Antwort.

Voll Selbstbeherrschung sagte Wilhelm zu Loulou gewandt: „Es thut mir unendlich leid, daß ich der Anlaß zu einem Ausbruch von Rohheit in Ihrer Gegenwart geworden bin," dann grüßte er und verließ den Raum, während Loulou starr dasaß und Herr von Pechlar ihm ein Hohngelächter nachsandte.

Bei all seiner Abkehr von der Welt und Gleichgiltigkeit gegen die gesellschaftlichen Einrichtungen empfand er dennoch im ersten Augenblick ein Schmerzgefühl, als ob ihn ein scharfer Peitschenhieb ins Gesicht getroffen hätte. Wie er die Königgrätzerstraße entlang schritt, schien es ihm, als schnitte ihm eine breite flammende Strieme quer über das Antlitz und die Vorübergehenden starrten nach diesem Male seiner Schmach. Seine Einbildungskraft formte ohne Unterlaß Bilder von Gewaltthaten der Rache. Er sah sich dem Beleidiger mit rauchender Pistole gegenüber und ihn mit einem Loch in der Stirn am Boden. Oder er focht mit ihm und nach aufgeregten Gängen fuhr seine Klinge plötzlich dem Husaren in die Brust und am Rücken wieder heraus. Doch allmählich wurde sein Blut ruhiger, mit heftiger Willensanstrengung bekämpfte er das, was ihm eine Auflehnung des alten Raubtiers im Menschen schien, das er mit seiner Philosophie so gut gebändigt zu haben glaubte, und er sagte sich selbst: „Nein. Keinen Kampf. Wozu denn auch? Ich will weder ihn töten noch mich mit ihm messen. Seine beleidigenden Worte berühren mich nicht mehr als das Kläffen dieses Hündchens, das mir da nachläuft. Ein Rest von ererbten Vorurteilen soll nicht stärker sein als meine Einsicht."

Obwohl er sich nun in dieser Auffassung befestigte, blieben

seine Nerven dennoch so erregt, daß er sie durch Gedankenvorgänge allein nicht gleich beschwichtigen konnte. Um sich zu entlasten mußte er sich aussprechen. Er ging mit beschleunigten Schritten nach der Wohnung Doktor Schrötters, der indeß von seiner Klinik noch nicht heimgekehrt war. Wilhelm traf blos die Hausgenossen seines Freundes, einen alten weißbärtigen indischen Diener und eine Art Haushälterin, ebenfalls eine Indierin von etwa fünfunddreißig Jahren, mit gelblichem, schon recht welk aussehendem Gesichte, großen, sanften Augen und einem Goldplättchen an einem der feinen Nasenflügel. Der alte Mann zeigte gegen die Frau eine Unterthänigkeit, welche auf einen großen Rangunterschied zwischen Beiden hindeutete, und die Frau schien nach den winzigen Händen und Füßen, den edlen Zügen, dem bescheidenen und doch würdigen Wesen eher eine Dame als eine Person in abhängiger Stellung. Beide trugen indische Kleidung und erregten Aufsehen, wenn sie sich im Hofe oder auf der Straße zeigten. Sie gingen aber kaum jemals aus und waren immer um oder für Doktor Schrötter beschäftigt, an dem sie sichtlich in selbstvergessener Hingebung hingen.

Der Alte, der Wilhelm einließ, sprach ein Bischen Englisch und sagte ihm, mit der Hand und dem Kopfe grüßend, Schrötter Sahib werde wohl gleich da sein. Auch die Frau kam sofort zum Vorschein und mit anmutig winkendem Arme lud sie ihn ein, in den Salon zu treten, dessen Thür sie vor ihm öffnete. Als er an ihr vorüberging, kreuzte sie die Arme über der Brust, neigte tief das mit einem gelben Seidenschleier umwundene Haupt und verschwand lautlos. Sie konnte nichts als Hindustani und verkehrte mit Wilhelm immer nur in dieser Weise, durch ausdrucksvolle Geberden und Haltungen.

Der Salon, in welchem Wilhelm jetzt rastlos auf und abging, war ganz indisch eingerichtet: am Boden orientalische Teppiche, die Wände entlang niedrige, breite Divans mit goldgewirktem Überzug und unordentlich aufgehäuften Kissen, in den Ecken Schaukelstühle, über denen Punkahs, große mechanische Fächer, hier übrigens vollkommen überflüssige Schaustücke, von der Decke herabhingen, außerdem kein einziges von den schwerfälligen europäischen Möbeln, sondern nur noch da und dort ein spielzeugartig kleines trommelförmiges Taburet oder Tischchen aus Sandel- und Ebenholz, mit Elfenbein, Perlmutter und Silber ausgelegt. Das

Alles roch so fremd nach Sandelholz und Kampher und unbekannten Gewürzen, das bebte und schwieg so geheimnisvoll unter dem plumpen Tritt eines Europäerfußes, das sah so anders als das Gewohnte aus, daß man sich in diesem Raum in einem fernen Lande von ganz verschiedener Gesittung glauben konnte, wo die Vorurteile und Anschauungen des Westens unverständlich und ungiltig waren. Diese Umgebung hatte eine stumme und doch deutliche Sprache, deren überredende Gewalt Wilhelm alsbald empfand. Er hatte seinen Gleichmut vollständig wiedergefunden, als Schrötter etwa eine Viertelstunde später mit freudigem Gruße den Salon betrat.

„Solche Überraschungen liebe ich!" rief er ihm schon von der Thür entgegen. „Sie frühstücken doch mit mir?"

Wilhelm nahm dankend an und erzählte nun den Vorfall, den er Vormittag erlebt hatte. Schrötter hatte sich auf den Divan gesetzt, aus Kissen Rücken- und Armlehnen um sich gebaut und hörte sehr aufmerksam zu, während der blaue Feuerblick seiner schmalgeöffneten Augen auf dem leidenschaftlosen Gesichte des Sprechenden ruhte. Wilhelm hatte dem so viel ältern Freunde bisher nie von seinen Beziehungen zu Fräulein Ellrich gesprochen, doch war dieser durch Paul Haber, der ebenfalls in seine Intimität getreten war, von allem Äußerlichen und Thatsächlichen unterrichtet. Jetzt konnte Wilhelm nicht umhin, den Gegenstand zu berühren, und um den Zweck seines letzten Besuchs bei Ellrichs sowie sein Benehmen gegen Herrn von Pechlar verständlich zu machen, schilderte er in kurzen, keuschen Worten das Entstehen und die Entwickelung seines Liebesverhältnisses und gab durch Aufdeckung seiner Bedenken gegen Loulous Wesen den Schlüssel zu seinem Zögern, Lauerwerden und schließlichen Verzichte.

Als Wilhelm geendet hatte und die dunkeln Augen erwartungsvoll auf Schrötter richtete, sprach dieser nach kurzem Schweigen: „Ich beglückwünsche Sie zunächst zu der Ruhe, mit der Sie schon jetzt über all das sprechen können. Bei einem sechsundzwanzigjährigen Menschen mit tiefem Gemüt ist das nicht viel weniger als ein Wunder. Aber nun zur Hauptsache: Was gedenken Sie zu thun?"

„Nichts," erwiderte Wilhelm einfach.

„Sie fordern Herrn von Pechlar nicht?"

„Nein."

„Und wenn Herr von Pechlar Sie fordert?"

„Er mich?"

„Allerdings, denn obwohl er der direkte Beleidiger ist, so dürfen wir doch nicht übersehen, mein liebster Eynhardt, daß Sie ihn zuerst schlecht genug behandelt haben, um einen im Ehrenpunkte kitzlichen Menschen zu aggressiven Schritten zu berechtigen. Der Mann ist offenbar auf Krakehl aus. Wir müssen also mit der Möglichkeit rechnen, daß er Ihnen einen Kartellträger auf den Hals schickt."

„In diesem Falle werde ich dem Kartellträger erklären, daß ich keine Genugthuung fordere, aber auch keine zu geben habe."

Wieder trat eine Pause ein.

„Es ist ein großer und folgenschwerer Entschluß, den Sie da fassen," bemerkte dann Schrötter.

„Er wird mir leicht," gab Wilhelm zurück.

„An eine akademische Laufbahn können Sie in Deutschland nicht weiter denken."

„Sie wissen, daß ich sie nicht anstrebe."

„Und auch sonst kann Ihnen diese widerwärtige Geschichte in hundert Verhältnissen des Lebens zu einem unübersteiglichen Hindernisse werden."

Wilhelm schwieg.

„Mißverstehen Sie mich nicht — ich rede nicht der Einrichtung des Zweikampfs das Wort. Ich verabscheue das Duell. Es ist ebenso dumm und tierisch wie die Abschlachtung von Menschenopfern, um erzürnte Götter zu versöhnen. Ich selbst würde mich nie schlagen. Aber ich — ich wandere schon auf der Schattenseite des Lebens. Ich will von der Welt nichts mehr. Wer noch auf der Sonnenseite ist, für den können die Dinge anders liegen. Sehen Sie: ich halte auch den Krieg für eine schauderhafte, zum Himmel schreiende Barbarei; dennoch würde ich Niemand raten, sich im Kriege seiner Dienstpflicht zu entziehen. Man ist eben manchmal gezwungen, auch an den haarsträubendsten Thorheiten der Mehrheit teilzunehmen. Ich weiß, Sie haben das Herz am rechten Fleck und messen dem Leben keinen übertriebenen Wert bei. Auch stehen Sie allein in der Welt und haben keine Hypothek von Pflichten auf Ihrem Dasein. Warum schlagen Sie sich nicht?"

„Einfach weil ich über das Duell wie Sie denke. Gewiß

muß man manchmal an den Thorheiten der Menge teilnehmen, aber ich sehe da dennoch einen Unterschied. In den Krieg ziehe ich, weil die Staatsgesetze mich dazu zwingen. Ich kann diese Gesetze mit meinen schwachen Kräften bekämpfen, ich kann mich bemühen, ihre Änderung herbeizuführen, aber so lange sie bestehen, muß ich mich ihnen unterwerfen oder auswandern oder Selbstmord begehen. Wäre das Duell durch ein Gesetz vorgeschrieben, ich würde mich auch duellieren. Das Gesetz verbietet es aber gerade und meine Anschauungen sind mit dem Gesetz im Einklang."

„Neben Staatsgesetzen giebt es auch Gesellschaftsgesetze. Das sind die Sitten, die herrschenden Anschauungen und Vorurteile."

„Das ist nicht dasselbe. Wenn die Thorheiten der Mehrheit die Form von Staatsgesetzen annehmen, so stehen ihnen Gendarmen zur Verfügung. Den Sitten und Vorurteilen der Gesellschaft erzwingt kein Richter und Gefangenwärter Gehorsam."

„Beinahe doch auch. Es ist unsagbar schwer, ohne die Achtung der Mitmenschen zu leben."

„Auf den Punkt wollte ich schon lange kommen, aber ich bitte Sie, mich nicht für hochmütig und unbescheiden zu halten. An der Achtung der Mitmenschen liegt mir unvergleichlich weniger als an meiner Selbstachtung. Müßte ich mich selbst verachten, so wäre es mir kein Ersatz, wenn alle Leute vor mir das Haupt entblößten, und kann ich mich achten, so berührt es mich nicht, daß die Anderen mich geringschätzen. Wenn ich dazu nicht materiell gezwungen bin, lasse ich meine Handlungen nicht durch die Launen und Irrtümer Anderer bestimmen. So weit es mir möglich ist, soll meine Einsicht die Leiterin meiner Handlungen sein. Sie sagen, daß Sie von der Welt nichts mehr wollen. Nun, ich will auch nichts von ihr. Das einzige, was ich will, ist die innere Freiheit."

„Ja, ja," murmelte Schrötter vor sich hin, „ich kenne diese Gedankenrichtung, besser, als Sie glauben. Hundertmal ist sie mir von indischen Fakiren mit Wort und That verdeutlicht worden. Sie scheint mir falsch. Die innere Freiheit ist eine Chimäre. Auch unsere innersten und freiesten Entschließungen sind durch unbekannte, aber jedenfalls äußere Bedingungen hervorgerufen, durch unsere ererbten Eigenschaften, durch den Zustand unseres Leibes, durch unbewußte Nervenerregungen, durch das, was wir sehen, hören, lesen, lernen. Sie machen Ihre Einsicht

zur Leiterin Ihrer Handlungen, aber Ihre Einsicht selbst ist ein Ergebnis von Kräften und Einflüssen, die in keiner Weise von Ihrem bewußten und wollenden Ich abhängen. Genug. Sie wollen ein Fakirleben führen, die Verbindungen zwischen sich und der Menschheit lösen. Das ist ein Mittel wie ein anderes, zur Zufriedenheit zu gelangen, die mir mit Glück und Lebensziel gleichbedeutend ist. Das Wesentliche ist nur, daß man nicht leichtfertig ist, sondern genau weiß, was man erlangt und was man aufgiebt, wenn man sich zum Fakir macht. Meine Achtung bleibt Ihnen."

Die Thür des Salons öffnete sich geräuschlos, die Indierin erschien und richtete mit anmutiger Kopfneigung einige Worte in ihrer wohllautenden Sprache an Doktor Schrötter. Er stand auf und sagte: „Es ist aufgetragen." Sie gingen in den anstoßenden Speisesaal, der landesüblich banal eingerichtet war. Auf dem Tische stand in einem schönen silbernen, rubinenbesetzten Gefäße von indischer Arbeit ein großer Blumenstrauß, der einzige Luxus dieser Junggesellentafel, auf der weder Wein noch ein anderes geistiges Getränk sichtbar war. Schrötter trank nichts als Wasser und er wußte, daß auch Wilhelm diesen Geschmack teilte. Bhani — so hieß die indische Haushälterin — stand neben und ein wenig hinter dem Stuhl ihres Herrn, von dem sie kein Auge verwandte, so lange er bei Tische saß. Die Speisen wurden vom weißbärtigen Diener hereingebracht und mit unterwürfiger Verbeugung Bhani überreicht. Sie stellte die Schüsseln vor Schrötter hin, nahm sie wieder weg, wenn ein neuer Gang kam, und goß ihm Wasser in sein Trinkglas. Es war eine schweigende, rührend aufmerksame Bedienung, die fast den Eindruck einer Anbetung machte. Bhani schien nicht einem irdischen Herrn aufzuwarten, sondern Opferdienst in einem Tempel zu verrichten, so viel Andacht und Sammlung lag auf ihrem edeln, warm getönten Gesichte.

Während ein Currie-Gericht seinen morgenländischen Duft in dem Gemache verbreitete, nahm Schrötter wieder das Wort: „Sagen Sie mir, lieber Eynhardt, auf welchem Wege sind Sie eigentlich zu Ihrer fakirhaften Weltverachtung gelangt?"

„Verzeihen Sie," unterbrach ihn Wilhelm, „der Ausdruck scheint mir nicht ganz gerecht. Ich verachte die Welt nicht. Ich halte sie blos für einen Schein, dem ich keinen Wert beimesse und hinter dem ich das wirklich Seiende suche."

„Ich verstehe mich wohl. Wir disputieren nicht in einer Aula, sondern plaudern beim Frühstück. Ich bemühe mich also nicht, den korrekten Schulphilosophen-Jargon zu sprechen. Ihre Geringschätzung des Scheins, worunter Sie die ganze Welterscheinung verstehen, und Ihre Sehnsucht nach dem wirklich Seienden, von dem wir Alle nichts wissen, kann ich sehr wohl als Weltverachtung bezeichnen. Nun begreife ich die Weltverachtung nur in zwei Fällen. Bei ganz jungen, unerfahrenen Leuten und zwar gerade bei den kräftigsten und edelsten Naturen, denn sie sind sich ihrer Lebensfülle instinktiv bewußt und gleichsam von der in ihnen gährenden und tobenden organischen Kraft berauscht und sie fühlen sich der Welterscheinung so überlegen, daß sie sie geringschätzen, sie förmlich zum Einzelkampf herausfordern möchten und des Sieges sicher zu sein glauben. Und dann bei Schwächlingen, die das deutliche Gefühl haben, daß sie unfähig sind, auf die Welterscheinung nach ihrem Willen einzuwirken. Diese sind nicht im Stande, die Welterscheinung in ihren Sinnen und Organen zu verarbeiten, und wenden sich darum schmollend von ihr ab. Die Geschichte vom Fuchs und den sauren Trauben, um es flach auszudrücken. Also ein Übermaß von Ich-Bewußtsein oder ein unzulängliches Maß davon. Das sind die mir bekannten Quellen der Weltverachtung. Bei Ihnen trifft keine der beiden Voraussetzungen zu. Sie sind zur einen nicht jung und unerfahren genug und zur andern viel zu gut geraten. Sie sind gesund, von durchschnittlicher Kräftigkeit, ungewöhnlich schön an Leib und Seele, im poetischsten Lebensalter, materiell genügend gut gestellt, nochmals, wie kommen Sie zu Ihrer Weltverachtung?"

„Ganz genau weiß ich es selbst nicht. Den ersten Anstoß gab vielleicht die in Rußland schon in frühester Kindheit erworbene Gewohnheit, meine Menschen-Umgebung als eine barbarische anzusehen und nicht besonders zu schätzen."

Schrötter schüttelte den Kopf. „Ich habe auch zwanzig Jahre lang inmitten einer unterworfenen und was man so nennt niedern Rasse gelebt, aber ich habe sie nicht verachten, sondern lieben gelernt."

„Vielleicht habe ich es einfach von meiner Mutter, die weltscheu war und tiefsinnig bis zum Mystizismus."

„Ist es nicht eher Ihre Lektüre? Der unglückliche Schopenhauer?“

Wilhelm lächelte ein wenig. „Ich bin allerdings ein Verehrer Schopenhauers, obschon seine Erklärung des Weltgeheimnisses durch den Willen ein Scherz ist. Tief hat auf mich gewirkt, was er von den leitenden Gedanken des Buddhismus berichtet.“

„Ich sehe Sie kommen: Maja? Nirwana?“

Wilhelm nickte.

„Das ist der heilloseste Schwindel,“ brach Schrötter los, daß Bhani, die ihn nie heftig sah, erschrocken aufblickte, „der heilloseste Schwindel, der je mit Worten getrieben wurde! Ich kenne Indien, ich habe mit gelehrten Pandits endlos über diese Dinge gesprochen und mir von ihnen die Begriffe Maja und Nirwana eingehend erklären lassen. Es ist unfaßbar, daß man Worte so mißbrauchen kann, wie es in Europa mit diesen geschieht. Nirwana ist nicht, wie die europäischen Buddhisten zu glauben scheinen, das Nichts, das Aufhören des Bewußtseins und Wunsches, sondern im Gegenteil das höchste Bewußtsein, die Erweiterung des individuellen Seins zum Allsein. Der indische Weise denkt sich dies so: der beschränkteste Egoismus hat nur für das eigene Ich Interesse; in dem Maße, in welchem er aus seiner Beschränktheit heraustritt, erweitert sich der Kreis seines Interesses, er nimmt an immer mehr Dingen, Wesen, Erscheinungen ebensolchen Anteil wie an sich selbst, er macht sie also dadurch gleichsam zu Bestandteilen seines eigenen Ichs und das kann so weit fortgesetzt werden, bis das Interesse das ganze Weltall umfaßt, bis man an dem Sandkorn und am entferntesten Fixstern, an der Ameise und an den Saturnus-Bewohnern ebensolchen Anteil nimmt wie am eigenen Magen oder an der eigenen Fußzehe. Auf diese Weise wird das ganze Weltall ein Bestandteil des eigenen Ichs, der Wunsch hört allerdings auf, da man sich die ganze Welterscheinung angeeignet hat und außerhalb derselben doch nichts zu wünschen ist; auch das Ich-Bewußtsein hört auf, insofern man sich nicht mehr als Gegensatz des Nicht-Ichs empfindet; aber dieses Nirwana, diese höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit, ist, wie Sie sehen, nicht das Nichts, sondern das Alles, nicht die Unbeweglichkeit, sondern die ungeheure, rastlose Bewegung des Weltlebens, nicht die Stumpfheit gegen die

Erscheinung, sondern der höchste Anteil an Allem, was ist. Nicht durch Ruhe und Gleichgiltigkeit gelangt man zum Nirwana, sondern durch angestrengte Arbeit, nicht durch Zurückschlüpfen in das eigene Ich, sondern durch Heraustreten aus sich. Das wirkliche Nirwana der Pandits ist also das gerade Gegenteil vom Nirwana Ihres Schopenhauer."

„Wie konnte aber aus dieser Auffassung des Nirwana das Fakirthum mit seiner Unthätigkeit und Weltentsagung hervorgehen?"

„Das Fakirtum beruht auf einem Mißverständnis. Der indische Weise glaubt, daß die Arbeit der Vervollkommnung vom Geist allein verrichtet wird und daß die Leibesthätigkeit sie stört und von ihr ablenkt. Damit also der Geist sein volles Maß von Arbeit leiste, damit er den Kreis seines Interesses immer mehr erweitern, von der Welterscheinung immer mehr in sich aufnehmen könne, muß der Leib ruhen. Der gröbere Sinn der Menge legte sich das dann so aus, daß man, um heilig zu werden, das heißt zum Nirwana zu gelangen, überhaupt keinen Finger rühren dürfe, nicht einmal um sich zu nähren."

Wilhelm dachte über die neuen Gesichtspunkte nach, Schrötter aber fuhr fort: „Glauben Sie mir, die wahre Weisheit hat weder der Fakir noch das Weltkind, das in Eitelkeiten aufgeht. Mir scheint das Richtige, die Welterscheinung nicht zu achten und nicht zu verachten. Sie ist einmal und Alles, was ist, verdient, daß man an ihm Anteil nimmt. Man muß von sich selbst nicht viel halten, aber von den Anderen ebenso viel wie von sich selbst. Man muß sich stets sagen, daß man selbst ein Vergängliches ohne dauernde Bedeutung für die Welt ist, daß aber in diesem Vergänglichen ewige Kräfte wirken, dieselben ewigen Kräfte, welche die Erde um die Sonne treiben und die Urzelle allmählich zu Newton und Goethe vervollkommt haben, — und so wie in uns, so wirken sie in allen anderen Menschen und Dingen. Seien wir nicht zu sehr individualistisch, denn wir sind doch nur ein Stück von einem Ganzen, an dem wir unbewußt mit tausend Fäden hängen, und seien wir nicht zu stolz gegen die Nebenmenschen, denn gemeinsam mit ihnen sind wir willenlose Sklaven der unbekannten Entwickelungs-Gesetze, denen die Gesamtmenschheit zu einer gegebenen Zeit gehorcht."

Dieses Tischgespräch hatte Wilhelm den kleinen Zufälligkeiten seines Daseins entrückt und ihn fast sein Abenteuer mit Pechlar

vergessen lassen. Er wurde daran wieder erinnert, als er gegen drei Uhr heimkam und in seiner Stube Paul traf, der um diese Stunde täglich zu ihm zu kommen pflegte.

„Was Neues?" rief er ihm munter entgegen.

„Ich war heute bei Fräulein Ellrich, um mich mit ihr endgiltig auseinander zu setzen."

„Bravo."

„Ja, ich bin aber nicht dazu gekommen." Und nun schilderte er wieder den Auftritt. Paul war ganz starr, so lange Wilhelm sprach, dann sprang er in außerordentlicher Aufregung aus seiner Sophaecke auf und rief: „Du forderst den Hund doch?"

„Nein," sagte Wilhelm ruhig.

„Was?" schrie Paul, indem er beide Hände auf Wilhelms Schultern legte und ihn schüttelte, „das ist doch nicht dein Ernst? Du bist Offizier, du bist Student gewesen, du wirst den dummen Jungen nicht auf dir sitzen lassen."

Wilhelm machte sich los und suchte ihm vernünftig zuzusprechen; Paul wollte aber nichts hören und raste mit zornrotem Gesichte weiter: „Und noch dazu vor ihr! Du schuldest es dem Mädchen, wenn nicht deiner eigenen Ehre, den Kerl zu züchtigen. Du wirst doch in den Augen eines Weibes nicht als Feigling dastehen wollen."

„Das wäre eine schöne Logik."

„Laß mich mit deiner Logik und deiner Philosophie und diesem ganzen Schafmist zufrieden. Ich bin kein Logiker, sondern ein Mensch und fühle eine tötliche Beleidigung menschlich und trachte dem Beleidiger das Genick zu brechen."

„So sei doch kein Hans Dampf und lasse mich ein Wort reden. Ich will meine Beziehungen zu Fräulein Ellrich lösen, da kann ich mich doch nicht in demselben Augenblicke für sie schlagen."

„Das wäre ritterlich."

„Das wäre thöricht. Denke dir die Komödie: ich habe den Gegner verwundet oder getötet und kehre vom Kampfplatze heim und das Mädchen, das die Ursache des blutigen Straußes war, will mir den holden Siegespreis spenden, ich aber sage: Den Dank, Dame, begehr ich nicht! — und verlasse sie zur Stunde, wie in der Ballade."

Das leuchtete Paul denn doch ein. „Gut, so soll es nicht ihretwegen sein. Aber schlagen mußt du dich und —" er blieb

plötzlich stehen und fuhr entschlossen fort: „wenn du ihn nicht forderst, so thue ich es."

„Bist du toll?"

Paul setzte auseinander, daß er dazu das Recht habe, er hetzte sich in einen steigenden Zorn hinein, er verbohrte sich in seinen Einfall und Wilhelm hatte stundenlang zu thun, um ihn zu nüchternen Betrachtungen zurückzuführen. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, ihm seine Weltanschauung lang und breit darzulegen, ihm eindringlich zu erklären, daß die wirkliche Feigheit darin bestehe, sich aus Furcht vor der Meinung gleichgiltiger Menschen albernen Vorurteilen zu fügen; es war aber Alles vergebens und Pauls heftige Einwendungen verstummten erst, als Wilhelm mit traurigem Ernste sprach: „Wenn du nach Allem, was ich dir sagte, noch immer nicht überzeugt bist, daß ich nicht anders handeln kann, so müßte ich mich der schmerzlichen Erkenntnis öffnen, daß unsere Freundschaft nicht eine Folge gegenseitigen Verständnisses, sondern bloße Gewohnheit ist."

„Ja, wenn du mir die Freundschaft aufkündigst," murmelte Paul, „dann sollen meinethalben fünf gerade sein. Aber das bringst du mir nicht aus dem Kopfe, daß eine Weltanschauung, die einen zwingt, zu einem dummen Jungen zu schweigen, eine Krankheit ist."

Die Krise war damit noch lange nicht überstanden. Am nächsten Morgen, ehe Wilhelm ausgegangen war, trat bei ihm ein Premierleutnant von einem in Potsdam stehenden Garde-Ulanen-Regiment ein und stellte sich als Kartellträger des Herrn von Pechlar vor. Er nahm den ihm angebotenen Stuhl nicht an, sondern blieb stehen und entledigte sich äußerst kurz angebunden und indem er möglichst viel Verachtung in seine Stimme und Redeweise legte, seines Auftrags. Herr von Pechlar habe den ganzen Nachmittag gewartet, da aber Herr Eynhardt von sich nichts habe hören lassen, so zögere er nicht länger, von ihm Genugthuung zu fordern. Die Frage, wer der Beleidiger sei und wem die Wahl der Waffen zustehe, könne ja von den Zeugen erwogen werden. Wilhelm sah dem Offizier ruhig in die Augen und erklärte, er habe mit Herrn von Pechlar nichts weiter zu schaffen.

„Sie sind Reserveoffizier?" fragte der Leutnant von oben herab.

„Ja."

„Es ist selbstverständlich, daß wir die Sache bei Ihrem Regiment zur Anzeige bringen werden."

„Das steht Ihnen frei."

Der Leutnant klemmte eine Monocle in sein rechtes Auge, sah Wilhelm einige Sekunden lang starr ins Gesicht, dann spuckte er mit einer Miene tiefsten Ekels vor ihm aus, machte dröhnend Kehrt und ging ohne Gruß sporenklirrend und säbelrasselnd ab.

O wie schwer war es, das Raubtier im Innern zu bändigen! Wie wütend zerrte es an seiner Kette! Welchen Satz machte es, um dem Leutnant nachzuspringen und ihm die Tatzen in die Kehle zu schlagen! Aber Wilhelm besiegte auch die neue Auflehnung seiner Instinkte und blieb standhaft. Er empfand darüber eine große Genugthuung und sagte sich, daß er nicht entfernt so zufrieden mit sich gewesen wäre, wenn er ein ganzes Dutzend Feinde im Einzelkampf überwunden hätte.

Drei Tage später empfing er ein Schreiben, das ihn aufforderte, sich am zweitnächsten Morgen um elf Uhr beim Oberst des 61. Regiments zu Thorn zu melden. Er trat am folgenden Abend die Reise an und zur bezeichneten Stunde wurde er in das Arbeitskabinet des Obersten geführt, wo er neben diesem seinen ehemaligen Hauptmann antraf, der mittlerweile Major geworden war. Dieser empfing Wilhelm sehr gütig und reichte ihm die Hand, während der Oberst sich damit begnügte, seinen Gruß mit einem Kopfnicken zu erwidern und ihm einen Stuhl anzuweisen.

„Sie vermuten wohl, daß Sie wegen der Geschichte mit dem Premierleutnant von Pechlar hierher befohlen sind," hob er an.

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Erzählen Sie den Hergang."

Wilhelm entsprach der Aufforderung. Seinem Berichte folgte ein kurzes Schweigen, während dessen der Oberst und der Major Blicke austauschten.

‚Und Sie wollen sich nicht schlagen?" fragte der erstere.

„Nein, Herr Oberst."

„Warum?"

„Weil meine Grundsätze es mir nicht gestatten."

Der Oberst sah wieder den Major und dann Wilhelm an und begann von Neuem:

„Wenn ich mir die Mühe nehme, mit Ihnen über die Sache außeramtlich zu verhandeln, so verdanken Sie das dem Herrn Major, der auf das Wärmste für Sie eingetreten ist.“

Wilhelm verneigte sich vor diesem.

„Wir wissen, daß Sie kein Feigling sind. Sie haben sich im Feldzuge brav gehalten. Gerade darum thun Sie mir leid. Sie sind ein Querkopf, Ihre Ablehnung des eisernen Kreuzes, auf das jeder deutsche Krieger stolz sein muß, hat es bewiesen. Wir möchten nicht gern eine Maßregel treffen, deren Bedeutung Sie offenbar nicht erfassen und die alle Ihre Lebensaussichten vernichten kann. Ich spreche jetzt nicht als Ihr Oberst, sondern als ein Mann, der Ihr Vater sein könnte. Glauben Sie mir: erfüllen Sie Ihre Ehrenpflicht.“

„Ich kann den Rat nicht befolgen, Herr Oberst,“ erwiderte Wilhelm leise, aber bestimmt. Er fühlte schmerzlich, daß die Antwort schroffer herauskam, als sie gedacht und beabsichtigt war, aber er konnte doch diesem Oberst, der, wenn auch ungewöhnlich gütig und leutselig, doch immerhin ein alter preußischer Offizier war, unmöglich in diesem Augenblick einen langen philosophischen Vortrag halten.

„Wir haben mehr gethan, als wir verantworten können, Herr Major,“ sagte der Oberst und zu Wilhelm gewendet: „Danke — Herr . . . eh . . “

Der Major blickte zum Fenster hinaus und Wilhelm mußte sich entfernen, ohne ihm mit den Augen danken zu können. Er bemerkte aber mit Genugthuung, daß es ihm diesmal innerlich leicht geworden war, sich zu seinen Anschauungen zu bekennen, und daß die einzige peinliche Empfindung, die er während des Auftrittes gehabt, nur von der Vorstellung des Kummers verursacht war, den er sichtlich dem Major bereitete.

Das Militär-Wochenblatt veröffentlichte kurz darauf seine Entlassung mit schlichtem Abschiede. Auf ihn übte das keine Wirkung, obwohl er wußte, daß es in den Augen der meisten Leute, die er kannte, mit einer Brandmarke auf der Stirne gleichbedeutend war. Dagegen ging die Sache Paul Haber außerordentlich nahe. Er vermied es, von ihr zu sprechen, aber man merkte es seiner ängstlich schonenden, still betrübten Art, mit

Wilhelm umzugehen, seinen kleinen Aufmerksamkeiten, seinen längeren und häufigeren Besuchen an, daß er unter dem Eindrucke handelte, er müsse jetzt seinem Freund in einem großen Unglücke tröstend und helfend zur Seite stehen. Wilhelm kannte ihn wie sich selbst. Er wußte, wie vorsichtig und praktisch klug er war, wie gefährlich ihm der vertraute Umgang mit einem durch ehrengerichtlichen Beschluß aus dem Heer entfernten Offizier für seine eigene Reserve-Offizier-Stellung, für seine Beziehungen zu vornehmen und einflußreichen Personen, für sein Fortkommen in der Welt scheinen mochte, und er würdigte das ganze Maß subjectiven Heldenmuts, das Paul entfalten mußte, um trotz seiner Bedenken so treu und fest zu bleiben. Wilhelm bedurfte der Gabe nicht, aber der Geber bot sie auf die Gefahr hin, sich arm zu machen. Dafür war er ihm tief dankbar.

Er hatte sich verpflichtet geglaubt, noch einmal zu Ellrichs zu gehen, um von Loulou und vielleicht auch der Frau Geheimrätin in aller Form Abschied für immer zu nehmen. Auf sein Klingeln war ihm jedoch der Bescheid geworden, die Herrschaften seien nach Heringsdorf verreist. Da es so kam, hielt es Paul nicht für nötig, seinem Freunde zu sagen, was er durch Fräulein Märker wußte, daß nämlich in der Familie Ellrich über seine Feigheit die tiefste Entrüstung herrschte und noch vor der Abreise der Beschluß gefaßt worden war, ihn nicht mehr vorzulassen. Wilhelm that nun doch, was er hatte vermeiden wollen: er schrieb Loulou einen kurzen, würdigen Brief, in welchem er sie um Verzeihung bat, daß er so langer Zeit bedurft habe, um in seinem Herzen klar zu lesen, der Kampf sei schwer und schmerzlich gewesen, aber er habe sich schließlich nicht verheimlichen können, daß ihre Naturen nicht genügend gleichgesinnt seien, um eine lebenslange Harmonie zu versprechen; immerhin verdanke er ihr die seligsten Wochen seines Lebens und die tiefsten und süßesten Empfindungen, die sein Wesen je durchschüttert haben, und die Erinnerung daran bleibe eine unvergängliche Bereicherung seines Daseins. Zugleich sandte er ihre Photographie aus Ostende zurück. Sein Brief blieb unbeantwortet. Er erfuhr nicht, daß derselbe einen sehr schlechten Eindruck gemacht hatte und daß die Frau Geheimrätin von der ebenfalls verletzten, aber mildern Tochter nur mit Mühe abgehalten worden war, ihm zu schreiben, sie finde es sehr frech, daß er sich den Anschein gebe, mit ihrer

Tochter zu brechen, während man doch ihm die Thür gewiesen habe. Herr von Pechlar verbrachte übrigens ebenfalls einen langen Urlaub in Heringsdorf und im September zeigte er in der Kreuzzeitung seine Verlobung mit Fräulein Louise Ellrich an, welcher im Winter die glänzende Hochzeit folgte.

Das Aufhören seiner Beziehungen zu Loulou ließ in Wilhelms Leben denn doch eine weit größere Leere zurück, als er für möglich gehalten hätte. Bisher hatte er in den häufigen Stunden der Zärtlichkeit und Hoffnung einen festen Punkt vor sich gesehen, in welchem seine Lebenspläne zusammenliefen und nach dem seine Gedanken zogen wie Schiffe nach einem fernen, aber vertrauten Hafen. Jetzt war dieser deutliche Punkt verschwunden, wie ein Leuchtturm erlischt oder ein vulkanisches Eiland im Ozean versinkt, und wenn er in seine Zukunft hinausblickte, so erschien sie ihm wie eine graue, öde Meeresfläche im Abenddunkel, ohne Form, ohne Grenze, ohne Inhalt, ohne Bewegung. Selbst seine schmerzlichsten Zweifel, sein Schwanken zwischen dem Entschlusse des Beharrens oder Entsagens, die Kämpfe zwischen seiner Einsicht und verliebten Neigung waren ihm zu einer Gewohnheit geworden, die seine einsamen Tagesstunden und die Träume seiner Nächte ausgefüllt hatte und auf die er nun verzichten sollte. Wenn seine Liebe auch schon seit anderthalb Jahren aufgehört hatte, ein ruhiges Glück oder selbst nur ein bestimmter Wunsch zu sein, so war sie doch immer eine Beschäftigung seiner Seele geblieben und diese Beschäftigung fehlte ihm jetzt.

Er wurde noch stiller als gewöhnlich, seine Wangen verloren ihre feine, jugendliche Röte und er nahm ganz das Aussehen des entsagenden Liebhabers an, wie ihn die klassische Überlieferung aller Litteraturen schildert. Aber seine Freunde lächelten nicht über ihn, sondern behandelten ihn mit einer Nachsicht und Zartheit, als wäre er ein gemütsleidendes Mädchen. Obwohl Paul, der den erkrankten Professor der Ackerbauchemie vertrat, nach begonnenem Schuljahre sehr beschäftigt war, holte er ihn dennoch täglich zu langen Spaziergängen im Tiergarten ab und ließ sich resigniert auf tiefsinnige philosophische Gespräche ein, die sonst nicht nach seinem Geschmacke waren. Doktor Schrötter hatte am Tage selten Zeit übrig, aber am Abend mußte Wilhelm fast immer den Thee bei ihm nehmen. War Bhani von seinen Geschicken unterrichtet? Erriet sie mit ihrer weiblichen Feinfühlichkeit, daß

sein in sich gekehrtes, schwermütiges Aussehen mit einer unglücklichen Liebesgeschichte zusammenhing, was bei Frauen immer höchste Teilnahme erweckt? Genug sie umgab ihn stets mit erfinderischen Zuvorkommenheiten und ihre Blicke drückten ein fast beschämendes Mitgefühl aus.

An einem Novemberabend, als auf dem kleinen trommelförmigen Tischchen im indischen Salon die Theeschalen dampften und dufteten, im gänzlich untropischen Ofen ein die Lokalfarbe störendes, aber höchst behagliches Holzfeuer prasselte und Bhani auf einem Divanende hockend nach ihrer Gewohnheit beständig zu ihrem Herrn hinsah, um jeden Wunsch zu erraten und jedem Befehle zuvorzukommen, gewann Schrötter es über sich, den Finger auf die wunde Stelle in Wilhelms Herzen zu legen, was er bisher zartfühlend vermieden hatte.

„Freund Eynhardt,“ sagte er, „es ist Zeit, daß Sie sich aufraffen. Sie leiden unverkennbar noch immer und statt Ihre rückblickenden Träumereien zu bekämpfen, überlassen Sie sich ihnen ohne Widerstand.“

Wilhelm senkte den Kopf. „Sie haben Recht. Es ist thöricht. Denn im Grunde genommen war und bin ich mir doch klar, daß ich das Mädchen nicht tief genug liebte, um es zum Inhalte meines Lebens zu machen.“

„Na, Sie waren doch wohl kräftiger gefaßt, als Sie selbst wissen. Aber das ist ja immer so. Auch in keuschen und leidenschaftlosen Naturen ist das Menschliche oder wenn Sie wollen das Tierische sehr mächtig und das erste junge und hübsche Mädchen, das ihnen nahe genug kommt, bringt ihre verhaltenen Instinkte in einen gewaltigen Aufruhr, in welchem die Vernunft alles Ansehen verliert. Man begeht in diesem Zustand innerer Anarchie oft gefährliche Irrtümer, für die man dann ein Leben lang büßt. Ich habe darum gegen eine erste Liebe immer sehr viel Mißtrauen. Es muß mir erst bewiesen werden, daß sie wirklich dem bestimmten Individuum gilt und nicht eine stürmische Kundgebung der angeborenen Neigung zum andern Geschlecht in seiner Gesamtheit ist. Ihre erste Liebe, mein armer Eynhardt, gehört zweifellos in diese Kategorie. Eine mönchische Jugend hat sich an Ihnen gerächt. Doch da der Verstand wieder die Zügel ergriffen hat, so wird die Rebellion Ihrer Instinkte sich bald legen.“

„Ich hoffe es,“ sagte Wilhelm.

„Ich weiß es. Das Ende solcher Krisen ist so unzweifelhaft, daß es schwer wird, Liebesgram ernst zu nehmen, obwohl er doch schmerzhaft genug ist, so lange er dauert. Es ist die geräuschvollste und dennoch ungefährlichste Krankheit, die es giebt. Der Patient glaubt sich verloren und der Arzt kann nicht einmal immer das Lächeln unterdrücken, wenn er ihn leiden sieht, denn er weiß, daß das Übel ein zyklisches ist und so gewiß wie eine Uhr zu einer bestimmten Zeit abläuft. Er beschleunigt indes die Genesung, wenn er dem Kranken diese Überzeugung beibringen kann."

Er schwieg eine Weile und versank in Nachdenken, dann stand er plötzlich auf und sagte: „Ich will Ihnen eine einschlägige Krankengeschichte vorlesen. Nichts ist lehrreicher als ein derartiges klinisches Bild." Bhani war auch auf die Füße gesprungen und eilte ihm entgegen, aber er lehnte mit einem Wort ihren Dienst ab, ging selbst nach seinem Arbeitszimmer und erschien bald mit einem großen in Leder gebundenen und an den Ecken mit Kupfer beschlagenen Folianten wieder.

„Das ist mein Tagebuch," sagte er. „Ich habe die Schwäche, ein solches seit meinem sechzehnten Jahre zu führen. Es sind schon drei Bände voll und den vierten habe ich begonnen, als ich nach Deutschland zurückkam. Hören Sie nun zu und wenn das Vorgelesene Sie heiter stimmt, so thun Sie sich keinen Zwang an. Ich werde mit Ihnen lächeln."

Er schlug den Folianten auf und begann nach kurzem Suchen zu lesen. In täglichen Aufzeichnungen war da kunstlos und notwendig etwas breit der Roman seiner ersten Liebe erzählt. O, ein ganz banaler Roman. Eine Bekanntschaft im Schauspielhause mit der Sperrsitznachbarin, der hübschen Tochter eines Hofbuchhändlers. Begegnungen auf der Straße, dann Einführung in's Elternhaus und Verlobung. Die 1848er Revolution bricht aus. Andere Aufregungen lenken den jungen Arzt ein wenig von seinen Heiratsplänen ab. Die Braut bewundert den feurigen Volksredner und todesmutigen Barrikadenkämpfer und sagt es ihm in begeisterten Worten und Briefen, die er mit naiver Genugthuung verzeichnet. Der Alte ist aber ein verbissener Reaktionär und beginnt den künftigen Schwiegersohn wütend zu hassen. So lange die Demokratie obenauf ist,

hält er mit seinen Gefühlen zurück, findet aber tausend Vorwände, um die Hochzeit zu verschieben. Die Reaktion bricht herein. Dem Hofbuchhändler sträubt sich jetzt die ängstliche Baumwoll-Nachtmütze zu einem verwegenen Kriegshelm, er verbietet dem Revolutionär das Haus und denunziert ihn sogar der Polizei. Die beiden jungen Leute sind tief unglücklich und verschwören sich. Er faßt den Entschluß auszuwandern und sucht sie zu überreden, ihn zu begleiten. Sie ist ängstlich, er ist kühn und dringend. Er will sie entführen, in London sollen sie heiraten, Brod wird sich finden und den Fluch des Vaters kann man tragen. Alles ist verabredet, im letzten Augenblicke sinkt ihr der Mut, sie beichtet dem Hauswüterich, der dem Verführer von Neuem die Polizei auf den Hals hetzt und das Mädchen aus Berlin weg zu Verwandten nach Brandenburg schickt. Briefe des unglücklichen Bräutigams bleiben unbeantwortet, er verläßt Deutschland und erfährt schon nach wenigen Wochen, daß seine Braut einen Andern geheiratet habe, einen wohlhabenden Juwelier, allem Anscheine nach ohne großes Widerstreben. Diese Geschichte wickelte sich in Briefen, Unterredungen, Betrachtungen monologischer Art, Erzählungen von Zusammenkünften und Besuchen und Schilderungen seelischer Vorgänge ab und sie war gewöhnlich genug. Aber welche Aufregung in diesen täglichen Ergüssen! Welche überschwengliche Glückseligkeit über Händedrücke und Küsse, welche Schreie der Herzensangst, da die Gewitter heraufziehen! War denn nicht sogar von gemeinsamem Sterben und von Selbstmord die Rede? Konnte es denn sein, daß dieser ruhige, musterhaft gleichmütige Mann mit der leidenschaftlosen Klarheit uralter Weiser einst so wild fühlte und von solchen Stürmen durchtobt war? Es schien nicht denkbar und Schrötter empfand wohl auch diesen Gegensatz zwischen dem, der jetzt in dem Tagebuche las, und dem, der es damals geschrieben, denn seine Stimme hatte anfangs einen leicht spöttischen Klang und er parodierte gewisse besonders feurige Stellen ein wenig, indem er sie übertrieben pathetisch deklamierte. Aber das dauerte doch nicht lange, die Wahrheit der Gefühle, die auf den vergilbten Blättern seufzten und jauchzten und jammerten, erfaßte ihn und zog ihn aus der kühlen Gegenwart in jene heiße, frohe und schmerzliche Lebensperiode zurück, er wurde interessiert, dann ernst und zuletzt weich und wenn er nicht plötzlich das große Buch zusammen-

geklappt hätte, als er zu dem Punkte kam, wo die Hochzeit der Treulosen verzeichnet war, wer weiß —

Jedenfalls hatte Wilhelm kein einzigesmal gelächelt und jetzt waren seine Augen sogar deutlich feucht. Schrötter trug das Buch rasch wieder an seinen Platz und als er zurückkam, war jede Bewegung in Miene, Blick und Stimme bemeistert.

„Sehen Sie," begann er, „so ein vernünftiger alter Knabe wie ich hat auch ganz stattliche Jugendeseleien in seiner Bagage. Aber ich habe mich doch nicht erschossen und das war ganz gut. Denn ich schäme mich fast, Ihnen zu bekennen, wie bald ich getröstet war. Jetzt gehe ich oft genug Unter den Linden an dem Laden der Jugendgeliebten vorbei und erblicke sie manchmal durch das Schaufenster inmitten ihrer Brillanten. Sie ist noch sehr hübsch und sieht glücklich und zufrieden aus und ist es ohne Zweifel auch, vielleicht glücklicher und zufriedener, als sie es an meiner Seite geworden wäre. Sie würde mich wahrscheinlich gar nicht mehr erkennen und auch ich sehe sie, ohne daß mein Herzschlag im geringsten beschleunigt wird. Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir."

„Ich bin nicht sicher, daß Sie sich nicht ein klein wenig verleumden."

„Sie können ganz ruhig sein," fiel Schrötter im Tone vollster Wahrhaftigkeit ein. „Die Ernüchterung trat sehr schnell und vollständig ein. Es ist ja auch natürlich. Schlagen Sie sich nur das „„eine Objekt"" Ihres Schopenhauer aus dem Kopfe. An die Theorie des Platon von den zwei Seelenhälften, die sich zum Ganzen wieder zu vereinigen suchen, glaube ich nicht. Die Natur hat kein Interesse daran, die Liebe zu erschweren und zu etwas Rarem zu machen, im Gegenteil. Und so giebt es für jeden gesunden Menschen im richtigen Alter Zehntausende von Objekten, die in gleicher Weise seine Liebe wecken und erwidern können. Er muß ihnen nur nicht aus dem Wege gehen."

„Sollte das nicht doch individuell sein?"

„Fast wage ich zu sagen: nein. Die Ritter Toggenburg, die Fichten, welche die Palmen lieben, sind wohl Erfindungen sentimentaler Poeten. In Indien gaben sich die Gesetzgeber den Anschein, an die Treue bis in den Tod zu glauben, und sie redeten der Witwe, ja der Braut ein, es verlange sie danach, dem Gatten oder Bräutigam freiwillig ins Grab zu folgen. Sie

kamen aber dieser Freiwilligkeit durch die Androhung der schärfsten Strafen merkwürdig wirksam zu Hilfe. Ich habe vierzehnjährige Witwen gekannt, die leidenschaftlich forderten, verbrannt zu werden. Man hat sie gewaltsam am Selbstmorde verhindern müssen, aber wenn Sie wüßten, wie schnell auch die getröstet und neuer Liebe zugänglich waren! Bhani da ist ein lebendes Beispiel dafür."

Als sie ihren Namen aussprechen hörte, sah sie auf und Wilhelm überraschte zwischen ihr und Doktor Schrötter einen Blick, der wie ein jäher Lichtstrahl Beziehungen aufhellte, die ihm bisher dunkel gewesen. Er wandte lebhaft den Kopf nach dem Fenster, durch das die nebelige Herbstnacht hereinstarrte. Er empfand es fast als eine Schuld, daß er in ein Geheimnis eingedrungen war, das man ihm nicht freiwillig erschlossen hatte

---

5.

Laienpredigt.

„Es ist eine Lust, in dieser Zeit zu leben!" rief Paul Haber, als er im folgenden April an einem der ersten sonnigen Nachmittage mit Wilhelm und Doktor Schrötter von einem stundenlangen Spaziergange durch die wimmelnden Linden und den tauenden Tiergarten bis weit über die Charlottenburger Brücke hinaus heimkehrte.

Die Stimmung, der er mit Huttens Worten Ausdruck gab, war damals weit verbreitet. Es schien, als genösse man die Honigmonde des neuen Reichs, als atmete man Freudigkeit und Lebensfrische mit der Luft, als wäre einer ganzen Bevölkerung Daseinslust, Jugendmut und Thatendrang eingehaucht worden und man stände am Anfang einer unfaßbar großen Zeit, die jedem Einzelnen fabelhafte Erhöhung und Beglückung versprach.

Über Berlin war eine Art Wachstums-Fieber gekommen, dessen Erregungen man in den Villen des Westens ebenso spürte wie in den Mietkasernen des Vogtlandes und in den Salons des Geheimratviertels ebenso wie in den vorstädtischen Viktualienkellern. Das alte Kleid wurde der riesig in die Höhe und Breite schießenden Stadt zu enge und krachte in allen Nähten. Neue Straßen wuchsen über Nacht empor. Wo gestern noch die Haue und Harke des Gemüsegärtners, ja die Pflugschar des Ackerwirts geschafft hatte, da lärmten heute pochend und hämmernd die Maurer und Zimmerleute, mitten im freien Felde hoben in pilzartig schneller Entwickelung Hunderte von Häusern ihre Mauern und Dächer in die Höhe, es war, als erwartete die nach allen Richtungen über ihr Weichbild hinausschwellende Stadt

von heute auf morgen ein Hereinströmen von Hunderttausenden neuer Bewohner und müßte ihnen mit atemloser Hast ein Obdach bereiten.

Und die erwarteten Massen wälzten sich thatsächlich heran. Bis in die entferntesten Provinzen wurde ein unbegreiflicher, aber gewaltiger Zug fühlbar, der den Instmann und Kossäthen, den Dorfkrämer und kleinstädtischen Handelsmann wie Meeresströmung und Passatwind nach der Hauptstadt trieb. Das flache Land verödete, auf allen Heerstraßen und Eisenbahnlinien aber flutete eine Völkerwanderung nach Berlin und nahm davon mit Tumult Besitz. Man konnte an eine helle Flamme denken, der in der Nacht alle geflügelten Insekten aus weiter Runde blindeifrig zufliegen, oder an den Magnetberg des morgenländischen Märchens, der alle Schiffe unwiderstehlich an sich reißt.

Es wiederholten sich beinahe die Verhältnisse Kaliforniens zur Zeit des Goldfiebers. Die krankhaft erregte Einbildungskraft des Volkes glaubte in Berlin ein neues Goldland zu sehen. Die Milliarden der französischen Kriegsentschädigung waren aller Welt wie Champagner zu Kopfe gestiegen und in trunkenem Übermute hielt sich Jeder selbst für einen kleinen Millionär. Bei Kroll hatte man ja eine Nachbildung des eroberten Hortes ausgestellt gesehen! Er war zweifellos da, eine greifbare Wirklichkeit, ein Block von Goldstücken, berghoch gehäuft, breit und tief, Million an Million, vor den weit aufgerissenen, begehrlich glühenden Augen im schlau angeordneten hellen Gaslichte glitzernd und flimmernd! Der echte Schatz mußte eben so leibhaftig da sein wie seine phantastische Nachbildung. Man vermutete ihn allgegenwärtig. Man sah roten Goldschein im Blitzen der Fensterscheiben, welche die Frühlingssonne zu fröhlichem Glanz entzündete. Man hörte hinter den Häusermauern, unter dem Straßenpflaster das Rieseln eines Stromes klirrender Goldstücke und Jeder eilte gierig herzu und Jeder wollte mit Gefäßen und Händen schöpfen und Jeder lechzte und keuchte nach seinem Anteil an dem unterirdischen Goldstrome, dessen launenhafter Lauf vor den Augen der Menge verborgen blieb, den aber Pfiffige oder Glückliche anzuzapfen und durch tausend Rinnen sich zuzuleiten verstanden. Indem diese ihre Lippen in dem Goldstrome netzten, tranken sie thatsächlich das in Gold verwandelte Fleisch und Blut der Helden, welche auf den französischen Schlachtfeldern ihr Leben für ihr Volk geopfert hatten,

und in dieser verruchten höllischen Nachäffung des Abendmahl-Mysteriums der christlichen Kirche schien der Teufel selbst von ihrem Leibe Besitz zu nehmen und an ihnen unheimliche Veränderungen zu wirken. Sie führten neue Gewohnheiten, eine neue Weltanschauung, neue Ideale ein. Die Moral ihres geräuschvollen und aufdringlichen Lebens schien zu lauten: „Rasch und mühelos reich werden und vom Reichtum einen möglichst marktschreierischen Gebrauch machen!“ So entstanden die prahlerischen Häuser in einem gewaltsam überladenen, kraus verschnörkelten Baustil, der sichtlich blos den Zweck hatte, wildfremde Vorübergehende zu verblüffen; so tauchten die reichen Coupés mit dem berühmten Gummireif an den Rädern auf, bestimmt, den Insassen mit so sanftem, wollüstigem Wiegen und Gleiten über das Straßenpflaster dahinzuführen, daß er, je nach seinem Glaubensbekenntnisse, träumen konnte, er schwebe in den Armen der Heiligen oder im Schoße Abrahams durch den Raum. Berlin, die nüchterne, kleinbürgerlich sparsame, bis zur Zimperlichkeit ehrbare Familienstadt, lernte die Zuchtlosigkeit lärmender Nachtcafés, den Luxus von Champagner-Gelagen in geschmacklos reichen Restaurants, das vergiftende Schauspiel eingestandener kostspieliger Maitressen kennen. Die Emporkömmlinge gaben das Beispiel aller Aufschneidereien, aller Vergeudungen und aller elegant sein wollenden, aber thatsächlich roh barbarischen Laster. Die Besitzer der alten, befestigten Reichtümer waren teilweise schwach oder einfältig genug, es den neuen Leuten zuvorthun zu wollen, und erniedrigten die ruhige Gediegenheit ihrer gewohnten patrizischen Lebensführung zum Goldflitter und Paukenlärm der Zirkusreiter-Existenz von Börsenfixern im Glücke. Der bescheidene Mittelstand, der Augen und Ohren vom Toben der Milliarden-Orgie voll hatte, fand sich in den überkommenen Verhältnissen nicht mehr behaglich; seine Wohnung war ihm zu eng, sein Hausrat zu schlecht, sein kaltes Abendbrod zu dürftig, sein Weißbier zu gewöhnlich und seine Ansprüche an das Leben steigerten sich in demselben Maße, in welchem er weniger fähig oder weniger willig wurde, ihm seine Gaben mit mutiger Arbeit und zäher Ausdauer abzunötigen.

Volkswirte und Statistiker waren in ihrer Ziffern-Weisheit über diesen Aufschwung entzückt. Sie rühmten das rasche Kreisen des Geldes, die Großartigkeit der Umsätze, die riesige Zunahme

des Verbrauchs aller Güter. Sie führten triumphierend die Zahlen der Einfuhr an: um so und so viel Millionen Seide, Spitzen, Bronzen, Kunstmöbel, Kristall, Juwelen, um andere Millionen feine Weine, Gewürze, Liköre, Trüffeln. Erfreuliche Entwickelung der Handelsbeziehungen! Glänzender Beweis allgemeinen Wohlstandes und einer Erhöhung der Lebenshaltung des deutschen Volkes! Und wenn Moralisten sich nicht entschließen konnten, in dieser Aufpeitschung aller Begierden und eiteln Veräußerlichung jedes Daseins einen Fortschritt und Segen zu erblicken, so wurden sie im Namen der Wissenschaft beschränkte Philister gescholten, die zu schwachköpfig seien, um den großen Zug der Zeit zu erfassen.

Der Arbeiterstand insbesondere schien von den neuen Verhältnissen blos Vorteile zu haben. Berlin war unersättlich in seinem Bedarf an kräftigen Armen. Hunderttausende verließen den Acker und Wald, den Viehpferch und Fischerkahn und trugen ihre tüchtigen Fäuste auf den großen Arbeitsmarkt der Hauptstadt und für Alle war Platz bei den Bauten, in den Fabriken, in den Werkstätten und Läden und das mächtige Saugwerk hörte noch immer nicht auf, den Menschenstrom vom flachen Lande nach der Hauptstadt heranzupumpen. Berlin konnte diesen Andrang nicht gleich fassen. Die Einwanderer mußten Zigeunerlager in der Umgegend improvisieren. In leicht aufgewühlten Höhlen der Hasenhaide, in zusammengenagelten Laubhütten, gegen welche die Blockhäuser der Pioniere des fernen Westens Königspaläste waren, schäumte viele Monate lang ein lustiges Biwackleben und die Menschen, die da wie die Hamster oder Präriehunde hausten, waren im scheinbaren Elend ihrer Obdachlosigkeit und Buschmänner-Existenz so wohlgemut, als spielten sie blos eine heitere Komödie des Kampierens, sich und Anderen zur Unterhaltung. Thatsächlich litten sie auch keine Not, denn wer arbeiten konnte und wollte, der hatte dazu an allen Ecken und Enden Gelegenheit. Die Löhne waren glänzend und der Proletarier konnte sein einziges Gut, die Kraft seiner Muskeln, besser und leichter verwerten als je zuvor. Er nahm Gewohnheiten an, die man vorher nie am deutschen Arbeiter gekannt hatte. Er sprach laut und trug den Kopf hoch. War es eine Folge davon, daß er in einem oder mehreren Kriegen gedient? Hatte er im Hintergrunde des Auges und der Seele die Bilder getöteter Menschen und verwüsteter

Ortschaften bewahrt, die er im Feldzuge so oft gesehen? Genug, er wurde gewaltthätig und händelsüchtig, gegen Verwundung und Totschlag gleichgiltig und lernte sich des Messers bedienen wie der Gurgelabschneider südlicher Hafenstädte.

Mit dieser Verwilderung, der unausbleiblichen Nachwirkung eines jeden Krieges auch auf den Sieger, ging ein Übermut Hand in Hand, daß man sich staunend fragen mußte, ob die Arbeiter etwa ihre Lebensphilosophie von den Epikuräern der Gründerwelt erlernt haben mochten. Sie hatten das aufregende Unterhaltungsbedürfnis eines leichtsinnigen Frauenzimmers ohne Pflichten und eine brutale Genußsucht wie ein Matrose nach großer Fahrt. Ihr gewohntes Leben schien ihnen zu schmucklos, zu freudenarm und sie suchten ihm Farbe und Reiz zu geben, indem sie möglichst viele Tage blau machten und die Arbeit angenehm mit Spiel und Trank, mit nächtlichem Straßengejohl und Bummel-Ausflügen nach den Umgebungen durchsetzten. Destillationen und Bierkeller, Tingeltangel und Tanzböden vermehrten sich ins Unübersehbare und Alle hatten den goldenen Boden, den das Sprichwort einer einfältigern Zeit blos dem ehrlichen Handwerke zuschreibt. Man erlebte, daß Maurer und Steinträger in einer Droschke ein Tönnchen Biers zu ihrem entlegenen Bauplatze heranfahren ließen und mitten im Arbeitstag ein flottes Zechgelage hielten, das sich den Auftritt der böhmischen Wälder in den Räubern zum Vorbilde zu nehmen schien. Der bequeme Verdienst wurde schwungvoll durch die Gurgel gejagt, es war ein Saus und Braus und eine Kirmeß ohne Ende.

Aber seltsam — in dem Maße, in welchem die Arbeits-Gelegenheiten sich vermehrten, die Löhne stiegen, das Leben leichter und an gemeinen Genüssen reicher ward, wurden die Arbeiter unzufriedener. Die Gier wuchs eben weit rascher als die Befriedigung und der Neid maß das eigene bescheidene Wohlergehen an dem aufdringlichen Luxus der neuen Reichen. Ein böser Zorn gegen das Bestehende regte das Proletariat auf und wurde laut und lauter ausgedrückt. Die Hand, die sich nie über so vielen Münzen geschlossen hatte, lernte sich drohend zur Faust zu ballen, im Auge blitzte Haß gegen die Besitzenden, die Unternehmer, gegen Alles, was nicht Proletarier war. Die Sozialdemokratie, die etwa zehn Jahre vorher angefangen hatte, aus den Kreisen der gelehrten Volkswirte und Philosophen auf die Arbeiterklasse über-

zugreifen, bis zum Kriege aber in der letztern ihre Anhänger immerhin erst nach Tausenden oder höchstens Zehntausenden zählte, begann sich wie ein Torfbrand zu verbreiten — zuerst unterirdisch, sich blos durch einen verdächtigen Qualm und eine zunehmende Erhitzung des Bodens verratend, dann an tausend Stellen gleichzeitig in blauen Flämmchen hervorbrechend und plötzlich eines Tages eine weite Moorfläche in einen einzigen Feuerpfuhl verwandelnd. Es erstanden ihr unzählige Apostel, welche ihre noch unklaren Lehren fanatisch predigten und in allen Fabriken und Werkstätten leidenschaftliche und leicht hingerissene Zuhörer fanden. Die Sozialdemokratie war den Arbeitern kein politisches, kein wirtschaftliches Programm, das sich an den Verstand wendet, das man prüfen, begründen oder widerlegen kann, sondern eine keinen Zweifel gestattende Offenbarung, die ihrem religiösen Mystizismus, ihren guten und schlechten Trieben, den Bedürfnissen ihres Gemütes wunderbar entgegenkam. Sie waren von Feindschaft erfüllt gegen die, welche mehr Geld hatten als sie — der neue Glaube erklärte die Besitzenden dogmatisch für Verbrecher, die zu hassen verdienstlich, die zu vernichten notwendig sei. Sie waren beim Anblicke der Welt und ihrer Schätze, die sie nicht erlangen konnten, mit ihrem beschränkten Lose unzufrieden — der neue Glaube verhieß ihnen ein zukünftiges Paradies in der Form einer gleichmäßigen Verteilung aller Reichtümer, ein Paradies, in welchem die Hand nach dem langen durfte, was das Auge begehrte. Sie waren gedemütigt durch das Bewußtsein ihrer Unbildung und Ungeschliffenheit, die sie inmitten einer zwar nicht das Wissen, aber die Schulgelehrsamkeit, zwar nicht die Herzenshöflichkeit, aber die guten Umgangsformen hochschätzenden Gesellschaft auf den niedrigsten Rang hinabdrückte — der neue Glaube erhob sie in ihren eigenen Augen, indem er ihnen verkündete, daß sie das Salz der Erde, daß sie allein nützliche und daseinsberechtigte Glieder der Menschheit, alle jene aber, die nicht mit der Faust arbeiten, elende und verächtliche Schmarotzer seien. Der wissenschaftliche Kern der neuen Lehre, ihre zutreffende Kritik der gegenwärtigen Hervorbringungs- und Verteilungsweise der Güter entging den Arbeitern noch vollständig; sie hielten sich blos an die ihnen verständlichen Schlußfolgerungen, welche deutlich aussprachen, was in ihnen unklar grollte, und sie sagten diese Schlußfolgerungen sich und Anderen mit Begeisterung vor.

Das ganze Proletariat war bald zur Sozialdemokratie bekehrt. Berlin bedeckte sich mit einem Netze von Vereinen, welche die Kultusstätten des neuen Glaubens wurden. Flugblätter, kleine Schriften, Zeitungen, in denen für ihn teils lyrisch, teils polemisch gestritten wurde, erschienen in großer Zahl. In kurzen Abständen fanden stark besuchte Volksversammlungen statt, in welchen die Gemeinden sich an Vorträgen erbauten und in ihrem Glauben stärkten, die, obschon in unkorrekter Prosa gehalten, dennoch in ihrer Einförmigkeit, ihren eifernden Scheltworten, ihren Anrufungen und Kraftwendungen an Litaneien und Psalmen erinnerten.

Wilhelm empfand für die Bewegung eine gewisse Teilnahme. Er war auf sie zuerst durch einen neuen Bekannten aufmerksam gemacht worden, der seit dem Jahresbeginne mit ihm zusammen im physikalischen Laboratorium arbeitete. Es war ein Russe, der sich den Kollegen im Laboratorium als Doktor Barinskoi aus Charkow vorgestellt hatte. Sein Äußeres stieß ab und sein Benehmen versöhnte nicht mit jenem. Die lange dünne Gestalt schlotterte auf schwächlichen Beinen. Aus dem graugelben, abgezehrten Gesichte stachen lauernde blaßblaue Augen hervor. Dazu eine spitze rote Nase, blutleere Lippen, ein spärlicher, halb ausgerupft scheinender Schnurr- und Kinnbart von unbestimmbarer Schmutzfarbe, beginnende Kahlheit und häßliche Pusteln auf der Stirn und den Wangen. Sein Wesen hatte jenes Geschmeidige und süßlich Unterwürfige, seine Stimme die schmeichelnden Biegungen, vor denen sich ein natürlicher und vernünftiger Mensch unwillkürlich in Acht nimmt, weil sie in ihm die Vorstellung erwecken, daß man ihn umschleiche, um ihn zu überfallen. Barinskoi stand nie gerade, wenn er mit Jemand sprach. Sein Rücken krümmte sich dann, der Kopf schob sich auf dem langen Halse vor, die Augen wichen dem Blick aus und wanderten unablässig von den eigenen Stiefelspitzen zu denen des Andern, das Gesicht verzog sich zu einer grinsenden Lächelmaske und unter nervösem Händereiben häufte er die Höflichkeitsphrasen und Komplimente in solchem Übermaße, daß dem Hörer dabei ganz flau wurde.

Barinskoi, der ein durchdringender Aufpasser war, ließ es sich gleich beim Eintritt ins Laboratorium angelegen sein, die ihn umgebenden Personen und Verhältnisse kennen zu lernen.

Nach kurzer Beobachtung merkte er sehr wohl, daß Wilhelm vereinzelt inmitten der Übrigen stand und von Allen mit Ausnahme des Professors kalt behandelt wurde. Er erfuhr unschwer, daß man ihn wegen des abgelehnten Zweikampfes mit diesem kühlen Luftkreis umgab. Von da an that er alles Mögliche, um ihm näher zu kommen. Wilhelm arbeitete eben an überaus wichtigen und merkwürdigen Versuchen zur Feststellung der Gesetze des Ausströmens von Gasen aus Röhren und die Ergebnisse schienen die herrschende Theorie von der Zusammensetzung des Stoffes aus Atomen erschüttern zu sollen. Der Professor folgte den Versuchen mit gespannter Aufmerksamkeit und sprach von ihnen wiederholt im engeren Kreise seiner bevorzugten Schüler. So war für Barinskoi der Vorwand gegeben, Wilhelm zu bitten, daß er ihn in seine Arbeiten einweihe und ihm seine Hypothesen, Methoden und Rechnungen erkläre. Zugleich fügte er mit seinem unterthänigen Lächeln und verbindlichen Händereiben hinzu, der Herr Doktor könne wegen der Priorität seiner Entdeckungen ganz ruhig sein, er sei bereit, eine Erklärung zu unterschreiben, daß er zum Herrn Doktor in lernendem Verhältnisse gestanden und über seine Versuche vor deren Abschlusse Mitteilung erhalten habe. Wilhelm begnügte sich damit, ihm zu erwidern, daß es ihm nicht um die Priorität, sondern um die Wahrheit zu thun sei und daß er nicht arbeite, um berühmt zu werden, sondern weil er unwissend sei und wissen wolle. Damit war die Anknüpfung gefunden, denn Barinskoi that ganz selig, einen Gesinnungsgenossen entdeckt zu haben; er denke genau so wie er, Ruhm sei Unsinn, Wissen das allein Wesentliche, denn es gebe Macht über die Welt und die Menschen und das Ideal wäre ja, unbekannt und unbeachtet durchs Leben zu schreiten und dabei alle Anderen nach der eigenen Pfeife tanzen zu machen, ohne daß sie selbst merken, wer das Instrument blase. Das war nun zwar Wilhelms Meinung nicht, aber er ließ sich vorerst auf keine Widerlegung ein. Barinskoi versuchte auch, ihn als Landsmann anzurufen, das lehnte aber Wilhelm bestimmt ab, indem er erklärte, er sei ein Deutscher, wenn auch zufällig außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes geboren. Seine Zurückhaltung machte Barinskoi nicht irre, er fuhr fort, sich immer um ihn zu schaffen zu machen, und da er, von seiner Häßlichkeit und Kriecherei abgesehen, ein kenntnisreicher Mensch war und Schroff-

heit nicht in Wilhelms Natur lag, so wehrte er sich nicht lange gegen die Aufdringlichkeit Barinskois, der sich bald ganz an ihn zu hängen wußte.

Er begleitete ihn aus dem Laboratorium nach Hause, besuchte ihn unaufgefordert in seiner Wohnung, lud ihn zu einem Abendbrod in einem feinen Restaurant ein, was Wilhelm zweimal ablehnte, das drittemal aber zurückzuweisen nicht mehr den Mut fand, wollte jedoch nichts davon wissen, daß er ihm seine Besuche auch nur ein einzigesmal erwidere, wozu sich Wilhelm aus Höflichkeit verpflichtet glaubte. Es war manches Unklare und Befremdliche an Barinskoi, so zum Beispiel, daß er Niemand seine Wohnung angab. Briefe ließ er sich postlagernd schicken, die Adresse, unter der er in der Universitäts-Kanzlei eingeschrieben war, erwies sich als die eines Zeitungs-Spediteurs, bei dem er sich täglich lesend und schreibend eine Stunde lang aufhielt, und er verschwand manchmal auf zwei oder drei Tage, nach welchen er schlottriger und fahler als vorher, mit erloschenen, rotgeränderten Augen, kraftloser Stimme und sozusagen ausgeblutet wieder auftauchte. Eine Vermutung über das, was er während dieser Zeit trieb, gestattete ein garstiger Fuselgeruch, den er verbreitete, sowie die Thatsache, daß ihn Kollegen aus dem Laboratorium manchmal spät Nachts an der Ecke der Leipziger- und Friedrichstraße in eifrigem Geflüster mit den unseligen Geschöpfen antrafen, die dort mit anbrechendem Dunkel ihre Netze auszuwerfen pflegen, und daß man ihn auch dann und wann in entlegenen Straßen des Ostens in Gesellschaft verkommen aussehender Frauenzimmer erblickte.

Barinskoi erzählte, er sei Korrespondent einer großen Petersburger Zeitung, wo er sich bemühe, russische Vorurteile gegen Deutschland zu zerstören und seinen Lesern Achtung und Wohlwollen für das große Nachbarvolk beizubringen. Zufällig las Wilhelm einmal eine Berliner Korrespondenz des Blattes und fand sie von der ersten bis zur letzten Zeile voll giftiger Schmähungen, Spötteleien und Verleumdungen der Reichshauptstadt und ihrer Bewohner. Er lieh sich das Blatt in der Konditorei und hielt es bei der nächsten Begegnung Barinskoi ohne ein Wort vor die Augen. Dieser stutzte ein wenig, sagte aber gleich darauf mit großer Sicherheit: ja, er habe den Brief gleichfalls gelesen, natürlich sei er nicht von ihm, die Zeitung habe noch andere

Korrespondenten, die wahre Deutschenfresser seien, er könne eben nichts Anderes thun, als ihre Lügen richtig stellen und neben ihren Zerrbildern die Wirklichkeit schildern.

Schon nach kurzer Bekanntschaft zeigte sich, daß Barinskoi an beständiger Geldverlegenheit litt. Seine Zeitung mußte ihn nach seiner Darstellung äußerst unregelmäßig bezahlen und die merkwürdigsten Zufälle verhinderten immer das rechtzeitige Eintreffen erwarteter Geldsendungen. Einmal war das Honorar durch ein Versehen der Administration statt an ihn an den Konstantinopeler Korrespondenten des Blattes geschickt worden und es dauerte sechs Wochen, bis sich der Irrtum aufklärte. Ein andermal hatte ein Mitarbeiter, der gerade nach Berlin reiste, es übernommen, Barinskoi das Monatshonorar mitzubringen. Unterwegs verlor er jedoch seine Brieftasche und mußte Barinskoi auf seine Rückkehr nach Petersburg vertrösten, wo er dann die Sache ordnen werde. Mit solchen Räubergeschichten wurde stets Wilhelms Freundlichkeit in Anspruch genommen und Barinskoi hörte nicht auf, ihm Geldbeträge zu schulden, die er zwar mit Drucksen und Ächzen bezahlte, aber nur, um ihnen nach wenigen Tagen, oft schon nach wenigen Stunden, eine neue, immer etwas höhere Anleihe folgen zu lassen.

All diesen bedenklichen Zügen zum Trotz und obwohl er Doktor Schrötter, besonders aber Paul Haber so entschieden mißfiel, daß dieser nach wenigen Begegnungen mit ihm fernere Berührungen vermied, war Barinskoi für Wilhelm ein Gegenstand wachsenden Interesses. Barinskois Denken hatte mit dem seinigen so ähnliche Ausgangspunkte, wie er es noch nie bei einem Andern gefunden, und dabei gelangten beide zu so verschiedenen Weltanschauungen und praktischen Lebensgrundsätzen, daß Wilhelm immer wieder vor der Frage stand: „Wie ist es nur möglich, daß man aus denselben Voraussetzungen mit derselben Logik so vollständig entgegengesetzte Folgerungen ziehen kann? Wo ist doch der verhängnisvolle Punkt, wo unsere anfangs gleichlaufenden Gedankenbahnen so weltenweit auseinanderfahren?“

Barinskoi hielt wie Wilhelm die Welt und ihr Getriebe für bloßen Schein, für eine Täuschung der Sinne, unter deren Einflusse die Menschen wie in einem Delirium handeln. Alle bestehenden Formen des menschlichen Zusammenlebens, alle staatliche und gesellschaftliche Ordnung schienen ihm thöricht oder ver=

brecherisch, jedenfalls aber verwerflich. Als Ziel der geistigen und sittlichen Entwickelung des Individuums betrachtete er die innere Befreiung vom Zwang aller äußeren Autorität und die vollständige Verachtung der letztern. So weit waren seine Ansichten mit denen Wilhlems nahe verwandt. Nun aber die Sittlichkeitsgesetze, die er aus ihnen ableitete. „Da die ganze Welt Schein und das einzig Wirkliche mein Bewußtsein ist," sagte Barinskoi, so sehe ich im Weltall nichts als mich selbst, lebe nur für mich und suche nur mir zu gefallen. Ich bin Individualist bis zum Äußersten. Meine Moral gestattet mir also, von allen Geschöpfen außer mir abzusehen, meinen Sinnen angenehme Eindrücke, dadurch meinem Bewußtsein angenehme Vorstellungen zuzuführen, volkstümlich gesprochen, nach Möglichkeit zu genießen. Genuß ist also das einzige Ziel meines Daseins und Zerstörung alles dessen, was mich am Genusse verhindern könnte, mein Recht."

Zu dieser schrecklichen Lehre, dachte Wilhelm, konnte man also an der Hand derselben Weltanschauung gelangen, welche ihn dazu brachte, alle Sinnesgenüsse zu verachten, seine innere Freiheit in der Unabhängigkeit von Begierden und in der Entsagung, seinen Individualismus in der Selbstaufopferung für Andere zu bethätigen, seinen Genuß in der Nächstenliebe, sein Glück im Siege menschlicher Vernunft über tierische Triebe zu finden?

Als Barinskoi der durchsichtigen Natur Wilhelms bis auf den Grund gesehen und erkannt hatte, daß man bei ihm aller Duldung und aller Hochherzigkeit sicher war, machte er kein Hehl daraus, daß er Nihilist und Anarchist sei. Auf die Frage, wie er sich seine Theorie in der Verwirklichung vorstelle, hatte er geläufige Antwort. „Wir fordern unbedingte Freiheit. Keine fremde Herrschaft, kein uns aufgenötigtes Gesetz soll unsern Willen einschränken. Unser Feind ist also der Monarch ebenso wie das Parlament, die Tyrannei des Selbstherrschers ebenso wie die einer Mehrheit, der Zwang des Staatsgesetzes ebenso wie der des Gesellschaftsbrauchs. Wir wollen uns auf den Trümmern der zu vernichtenden Gesellschaft nach freier Wahl und Neigung zu Gruppen zusammenthun, wenn wir uns gruppenweise leichter Genüsse verschaffen können als allein. Diese Gruppen treten wieder zu größeren Gruppen zusammen, wenn das Glück Aller ein großes Unternehmen erfordert, das eine einzelne Gruppe nicht durchführen kann, zum Beispiel eine Welteisenbahn, einen unterseeischen Tunnel

und dergleichen. In gewissen Fällen kann es nötig werden, daß ein ganzes Volk, ja die ganze Menschheit eine Gruppe bilde, aber immer nur zu einem bestimmten Zweck und blos so lange, bis dieser Zweck erreicht ist. Natürlich ist kein Individuum an eine Gruppe, keine Gruppe an eine andere gebunden, Verbindungen und Loslösungen gehen vielmehr fortwährend und mit derselben Leichtigkeit vor sich, mit der im lebenden Organismus Stoffmoleküle aufgenommen und abgegeben werden."

Mit der Arbeiterfrage beschäftigte sich Barinskoi ganz besonders. Nicht als ob ihm die Mühsal und Erniedrigung des Proletarierdaseins, die wirtschaftliche Unsicherheit, das häufige Elend, die allzuspärlichen Sonnenblicke desselben im Geringsten nahegegangen wären. Er bekannte cynisch, daß ihm der Tagelöhner ebenso gleichgiltig sei wie der Kapitalist, daß seine unvermeidliche Vertierung, sein Hunger, seine Krankheiten und kurze Lebensdauer ihn ebensowenig berühren wie die Gicht des reichen Schwelgers oder die Nervenstörungen, welche der Müßiggang den Frauen der höheren Klassen zuziehe. Aber er sah im Proletariat eine fertige Armee zum Kampfe gegen das Bestehende, er spürte in der grollenden Masse der Besitzlosen die rohe Kraft, deren der Nihilismus bedurfte, um den alten Staats- und Gesellschaftsbau über den Haufen zu rennen, und das war es, was ihn zur Bewegung und ihrer Litteratur mächtig hinzog. Er kannte letztere genau und weihte Wilhelm in sie ein. So lernte dieser den Sozialismus, seine Kritik der heutigen Hervorbringungsweise, seine Theorien und Verheißungen kennen, so wurde ihm auch bekannt, daß sich im neuen Glauben auch schon Sekten gebildet hatten, welche die Offenbarungen der sozialistischen Propheten verschieden deuteten und einander so grimmig haßten und anfeindeten, als wären sie bereits Staatskirchen mit bevorrechteter Priesterschaft, Pfründen, Vermögen und Macht.

Die Klagen des Proletariats schienen ihm von zweifelhafter Berechtigung. Denn was er gerade in jener Zeit wirtschaftlichen Fiebers rings um sich beobachtete, das war nicht Elend, sondern Übermut und Vergeudung und wenn er einmal Arbeiter auf schwanken Beinen durch die Straßen torkeln sah, so wußte er, daß ihre Schwäche nicht von Hunger, sondern von zu gründlichen Bier- oder Schnapsreisen herrührte. Dagegen erfaßte ihn, der an eine ununterbrochene Entwickelungsarbeit innerhalb der Natur

und der einen Teil derselben bildenden Menschheit glaubte, die theoretische Voraussetzung der sozialistischen Lehre, daß nämlich die Bedingungen der Güter-Hervorbringung und Verteilung ebenso in beständiger Umbildung begriffen seien wie alle anderen menschlichen Zustände, wie Staats- und Gesellschaftsformen, wie Gesetze, Schönheits- und Sittlichkeitsbegriffe, Naturerkenntnis und Weltanschauung, und seine Sympathien wandten sich den Stürmern und Drängern zu, die, von der Überlebtheit der heutigen wirtschaftlichen Organisation überzeugt, mutig deren Wegräumung versuchten.

Seine Freunde beteiligten sich eifrig am öffentlichen Leben Paul war Mitglied eines nationalliberalen Wahlvereins geworden und schwärmte für Bennigsen und Lasker, die genug staatsmännische Weisheit besessen hätten, um unfruchtbare Opposition aufzugeben und entschlossen mit der Regierung zu gehen. Doktor Schrötter hatte verschollene Beziehungen zu überlebenden Achtundvierzigern wiederangeknüpft, war einem Bezirksvereine beigetreten, sehr bald Stadtverordneter geworden und stellte seine Erfahrungen und Arbeitskraft in den Dienst des Kranken-, Armen- und Schulwesens der Hauptstadt. Mit Politik beschäftigte er sich für's Erste nicht, und zwar aus eigentümlichem Zartgefühl. Er war mit dem Gange der Dinge tief unzufrieden, allein er glaubte nicht das Recht zu haben, sich gegen Verhältnisse aufzulehnen, die der großen Mehrheit des Volkes noch erfreulich schienen. „Sie haben für das neue Reich gekämpft und geblutet," sagte er, „ich habe es mir mittlerweile in Indien gut gehen lassen. Wenn die Anderen sich wohlbefinden, so kommt es mir nicht zu, ihnen die Genugthuung über das Werk, das sie geschaffen, durch mürrische Kritik zu verleiden." Oft hatte Wilhelm den einen und den andern in seinen Verein begleitet, ohne aber an der Versammlung regeres Interesse zu nehmen. Eines Tages fragte er seine Freunde, ob sie nicht nun mal mit ihm in eine sozialdemokratische Versammlung gehen wollten. Schrötter war dazu gleich bereit, denn er sah es gern, daß Wilhelm aus sich heraustrat und mit dem wirklichen Leben Berührungen suchte. Paul verabscheute zwar die Sozialdemokraten und beklagte es, daß man „den Volksverführern nicht mit etwas Knute aufwarten könne", aber es paßte ihm immer, mit Wilhelm einige Stunden zu verbringen.

Die Versammlung, um die es sich handelte, fand im Tivol·

statt. Es war ein unfreundlicher Aprilabend mit Windstößen und vorübergehenden Regengüssen, am Himmel fuhren zerfetzte Wolken in abenteuerlichem, endlosem Zuge wie eine wilde Jagd dahin, die Gasflammen flatterten und züngelten und zogen sich bis auf das Blaue zusammen und den Boden bedeckte eine dünnflüssige Schlammschichte, die unter den Menschenfüßen und Pferdehufen klatschte. Die drei Freunde gingen trotz dem garstigen Wetter zu Fuße nach dem Tivoli hinaus. In der Belle-Alliance-Straße gerieten sie in dichte Gruppen von Arbeitern, die demselben Ziele zustrebten wie sie; als sie die steile Lichterfelder Straße hinanstiegen, waren sie schon von einer langen, zusammenhängenden Schar begleitet und am Eingange der Brauerei angelangt, fanden sie sich inmitten eines Gedränges, durch das sie nur langsam vorwärts kommen konnten, wenn sie nicht wie die Anderen schieben und stoßen wollten.

Über einige Stufen gelangte man in einen riesigen Garten, der von dem abwechselnd hervortretenden und in Wolken tauchenden Mond und spärlichen Gasflammen gerade genug erleuchtet war, um rechts einen Bau erkennen zu lassen, der die edeln Formen der auf Stein berechneten Gotik mit barbarischer Geschmacklosigkeit in Weichholz nachahmte. Am Ende des Gartens führten einige andere Stufen zu einem weiten viereckigen klinkergepflasterten Hofraum, in welchem zur Rechten vom nahen Kreuzberg der eiserne Spitzturm des Nationaldenkmals herüberdunkelte, während links ein großer Bau von roten und gelben Ziegeln mit viereckigen Türmen an beiden Enden, einem etwas vorspringenden Mittelpavillon und zahlreichen breiten und hohen Fenstern sichtbar wurde. Über dem Eingange, der sich in diesem Mittelpavillon öffnete, las man die von Gasflämmchen eingerahmte Goldinschrift auf blauem Grunde:

„Genieß im edeln Gerstensaft
Des Weines Geist, des Brotes Kraft.“

Man hatte zuerst einen kleinen Vorsaal zu durchschreiten, wo einige scharfäugige, klug und verwegen aussehende junge Leute, wohl die Veranstalter der Versammlung oder deren Organe, die Hereinströmenden mit raschem, sicherem Blicke musterten und ihnen ein Flugblatt anboten, das fast Alle kauften, dann trat man in die Halle, die geräumig genug war, um einige

tausend Personen bequem fassen zu können. Zwischen rot gestrichenen dünnen Eisensäulen, welche die hohe Decke trugen, standen zahllose Biertische und an der rechten Schmalseite des Raumes war eine Bühne erhöht, wo die Redner auftreten sollten. Unweit derselben konnten Wilhelm, Schrötter und Paul Platz finden, obwohl die Halle schon sehr voll war, als sie ankamen.

Die ersten Eindrücke, die Wilhelm empfing, waren nicht günstig. Er hatte an der Thür eines der feilgebotenen Flugblätter gekauft, das einen „Silbermorjen“ kostete, wie die witzig sein wollende Angabe auf dem Titel lautete, und er las darin alberne Späße, unbeholfene Deklamationen gegen die Kapitalisten und traurig einfältige Gedichte. Wenn der Partei gebildete und gewandte Federn zur Verfügung standen, so hatten sie an diesem Blatte nicht mitgearbeitet. Wie von diesem sein Geschmack, so waren von der Versammlung alle seine Sinne verletzt. Ein widerwärtiger Duft von Tabaksqualm, vertröpfeltem Bier, ungesundem Atem und regennassen Kleidern erfüllte die Luft, die Leute an den Tischen hatten eine gemeine Haltung, unschöne Bewegungen, rauhe, vorlaute Stimmen und wenig anziehende Gesichter. Sie plauderten und lachten lärmend und man konnte zu oft rohe Ausdrücke im Flug erhaschen. Den hohen sittlichen Ernst, die düstere Leidenschaftlichkeit, die Wilhelm in den leitenden sozialistischen Schriften gefunden und die ihn hingerissen hatten, bemerkte er hier nicht und es schien ihm, als hätte die neue Lehre auf der Wanderung von der Studierstube der Denker zu den Bierforts der Menge allen Adel eingebüßt und eine unheilbare Verflachung und Erniedrigung erlitten.

Paul gab sich gar keine Mühe, den Ekel zu verbergen, den ihm „dieser schmierige Janhagel“ einflößte, und nachdem er sich lange umgesehen und jedesmal, so oft eines Nachbars Ellenbogen seinem Rocke nahegekommen war, mit dem Ärmel heftig an der Berührungsstelle gebürstet hatte, murmelte er halblaut: „Na, wenn ich Regierung wäre, ich wollt' euch eure Versammlungsfreiheit eintränken.“ In Doktor Schrötter dagegen erwachte beim Anblicke der Menge die ganze Sentimentalität des idealistischen alten Demokraten und er fühlte sein Herz von Mitleid und Zärtlichkeit förmlich überfließen. Mit dem Auge des Volksfreundes und Arztes erblickte er inmitten der brutalen

Physiognomien die Köpfe zuerst, die Wohlwollen und Teilnahme verdienten, und er machte seine Freunde auf sie aufmerksam.

„Ein Märtyrer der Arbeit!" sagte er leise, auf einen am nächsten Tische sitzenden hageren Mann mit einer leeren Augenhöhle deutend.

„Wieso?"

„Er muß ein Metallarbeiter sein und einen Splitter ins Auge bekommen haben. Man hat ihm das kranke Auge herausgenommen, um das gesunde zu retten, das sonst mit zu Grunde geht, wenn der Fremdkörper im andern andauernd seinen Reiz ausübt."

Hier ein käsebleicher hustender Mann mit entzündeten Lidrändern — ein Bäcker, schwindsüchtig vom Mehlstaub und der Kellerluft der Backstube, augenkrank von der Hitze des Ofens. Und hier ein Mann, dessen linke Hand ein fingerloser Stummel war — das Opfer einer tückischen Maschine. Und hier ein fahler Mann, der beim Sprechen und Lachen schiefergraue Zahnfleisch-Ränder zeigte — ein Fall von Berufs-Vergiftung durch Blei, mit qualvollem Tod als sicherem Ausgange. Und überall Krüppel und Siechlinge, daß es schien, als hätte der Genius der Arbeit wie der schwarze Engel der morgenländischen Legende sich über alle diese Leute gebeugt und ihre Stirnen mit einem Male gezeichnet, die einen für Verstümmelung, die anderen für frühen Tod. Schrötters Wahrnehmungen und Erklärungen ließen Wilhelm die ganze Versammlung in einem andern Lichte sehen. Die Roheit der Leute, ja den Schmutz ihrer Gesichter und Hände empfand er als einen Vorwurf, aus ihrem Schwatzen und Lachen hörte er eine bittere Anklage heraus —

Einen Vorwurf, eine Anklage gegen wen? Gegen die Kapitalisten oder gegen das unerbittliche Geschick? Wilhelm fragte sich, ob das Arbeiterlos von Menschen verschuldet oder nicht vielmehr in der grausamen Notwendigkeit der Dinge begründet war? Konnte der Kapitalist dafür, daß die Maschine schnitt, das Mehl stäubte und geschmolzenes oder gehämmertes Eisen sprühte? Wäre dieser Arbeiter nicht einäugig, jener nicht tuberkulös, der dritte nicht seiner Finger verlustig geworden, auch wenn sie in einem sozialistischen oder kommunistischen Gemeinwesen ihre Arbeit verrichtet hätten? Lag es nicht so, daß die Menschheit, wenn sie nicht auf Brod und Eisenwerkzeuge verzichten wollte, die Be-

friedigung ihrer Bedürfnisse mit einer bestimmten Abgabe von Gesundheit und Leben bezahlen mußte? daß jede Bequemlichkeit, jede Daseins-Erleichterung Menschenopfer kostete? daß die vielen tragischen Masken inmitten dieser Proletarier-Versammlung blos der verkörperte Ausdruck eines Weltgesetzes waren, welches Entwickelung und Fortschritt mit Schmerzen und Zerstörungen verknüpfte? In diesem Falle befand sich die ganze sozialistische Lehre offenbar auf einem Irrweg und die Summe der Arbeiterleiden hing nicht von den wirtschaftlichen Einrichtungen der Gesellschaft, sondern vom jeweiligen Stande der Gesittung, von den Kenntnissen und Arbeitsmethoden ab und Besserung war nicht von einer andern Art der Güterverteilung, sondern von den Erfindungen und Entdeckungen der Forscher zu erwarten.

Während Wilhelm diese Gedanken immer mehr vertiefte und immer klarer formte, erschien auf der Bühne der erste Redner des Abends, ein kleiner, quecksilbern zappeliger Mann mit langen Haaren, großem Mund und schriller Stimme, der mit außerordentlicher Zungengeläufigkeit, schwindelerregendem Geberdenspiel und heftig sächselnd den Kapitalisten, diesen niederträchtigen Blutsaugern, ihr Teil zu geben begann. Er schilderte mit hoffnungslos durcheinander gewirrten Bildern und unter fortgesetzter Mißhandlung der Sprachlehre das harte Los der Proletarier und die schwarzen Verbrechen der besitzenden Klassen. Die Unternehmer seien Sklavenvögte, welche ihren Tagelöhnern die Wolle vom Rücken scheren und sich daran berauschen, während die armen Beraubten im Abgrunde versinken. Der Arbeiter müsse die ganze Frucht seiner Arbeit für sich behalten wie der Vogel die Luft und der Fisch das Wasser. Wer nichts hervorbringe, sei ein Schmarotzer und verdiene ausgerottet zu werden, denn er sei nur ein Hemmschuh und Lichtlöscher, folglich ein Gift für die Menschheit. Die Pariser Commune sei ein erstes Warnungssignal für die ausbeuterische Gesellschaft gewesen, das zwar Schiffbruch gelitten habe, jedoch bald, und dann viel schrecklicher, wiederaufblühen werde. Damit die große Sintflut bald aufgehe, welche alle Räuber und Tyrannen, Wucherer und Blutsauger verzehren werde, müsse das Proletariat einig sein und seine Waffen wetzen. Denn Einigkeit mache stark und sich von den Hyänen des Kapitalismus ausziehen zu lassen, sei eine Schmach für denkende, freie Männer.

In diesem Stil ging es wohl eine halbe Stunde lang weiter, ohne daß der sinnverwirrend hurtige Redefluß einen Augenblick lang stockte oder auch nur seinen Lauf verlangsamte. Schrötters Antlitz nahm einen leidenden Ausdruck an, während Paul bei jedem hervorragenden Sprachfehler und besonders gut geratenen Vergleiche das Bierseidel auf den Tisch stieß und „Bravo" rief. Von den Nachbartischen fing man an, ihm feindselige Blicke zuzuwerfen, denn sein Beifall wurde als Hohn erkannt und verdroß die Leute, die sich an der Rede aufrichtig erbauten. Niemand lachte, Niemand schwatzte, Alles hörte andächtig schweigend zu und bei jedem Kraftworte des langhaarigen Sachsen blitzten die Augen auf und nickten die Köpfe eifrig und stampften die Füße mit wachsender Aufregung. So gierig schlürfte die Versammlung die Worte des armschwenkenden Redners, daß sie darüber das Biertrinken vergaß und die Kellner mit einem unwilligen Anschrei festbannte, wenn sie mit frischen Bierladungen in den Saal hereingelärmt kamen.

Als der Redner geendet hatte und sich an den Tisch der Vorsitzenden begab, sahen Schrötter und Paul zu ihrer Überraschung mitten im Getöse des beifälligen Pochens und Trampelns Wilhelm plötzlich aufstehen und auf die Bühne zugehen. Was hatte er vor? Schon war er oben und begann mit der Gruppe der Vorsitzenden eine lebhafte Verhandlung. Sie steckten die Köpfe zusammen, ließen eine Visitenkarte, die ihnen Wilhelm gereicht hatte, herumgehen, dann erhob sich einer, trat an den Rand der Bühne vor und schrie in den Lärm hinaus: „Getreu unserm Grundsatze, auch Gegner anzuhören, geben wir einem Gaste das Wort. Er steht zwar nicht auf dem Programm, aber kein Bourgeois soll sich beklagen, daß wir ihm ein Schloß vor den Mund gehängt haben."

Die Wenigsten konnten diese Worte verstehen, als jedoch Wilhelm allein in der Mitte der Bühne dastand und mit verschränkten Armen wartete, wurde es allmählich still und für den neuen Redner erwachte Aufmerksamkeit. Sein dunkles Auge übersah die Versammlung und er begann mit seiner wohllautenden, ruhigen Stimme:

„Was Sie Alle in diese Versammlung geführt hat, das ist Unzufriedenheit mit Ihrem Los und der Wunsch, es zu verbessern. Ich glaube aber nicht, daß der von meinem geehrten Vorredner

bezeichnete Weg Sie diesem Ziele näher bringen kann. Er verlangt, daß der Staat Sie in der Krankheit pflege und im Alter versorge. Was ist das, der Staat? Das sind Sie selbst. Der Staat hat nichts, als was Sie ihm geben. Wenn er Sie also in Alter und Krankheit unterstützt, so nimmt er das Geld dazu aus Ihrer Tasche. Dazu brauchen Sie den Staat nicht. In den Tagen der Gesundheit und Kraft für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit einen Sparpfennig bei Seite legen können Sie selbst ohne Dazwischenkunft des Gendarmen und Steuerexekutors. Mein Vorredner predigte aber hauptsächlich Haß gegen die Besitzenden, Haß gegen die Ausbeuter. Haß ist ein qualvolles Gefühl. Sie fügen damit den Schmerzen des Daseins nur einen neuen Schmerz und vielleicht den größten hinzu. Denn ein Gemüt, in welchem das Gift des Hasses arbeitet, leidet beständig und kann nie froh sein. Wenn Sie Ihr Leben auch noch mit Haß beschweren, so ist es von vornherein unmöglich, daß Sie sich glücklich fühlen."

In der Versammlung entstand ein Gemurmel und da und dort wurden feindliche Zwischenrufe laut. „Der Kerl ist ein Jesuit!" ließ sich eine Stimme im Hintergrunde vernehmen. „Pfaffengewäsch!" erscholl es aus einer Ecke des Saales. Wilhelm beachtete die Unterbrechung nicht, sondern fuhr fort:

„Was werfen Sie den Besitzenden vor? Ihren Müßiggang? Sie sind ungerecht. Viele von ihnen arbeiten härter als Sie Alle und tragen Verantwortlichkeiten, unter denen die Meisten von Ihnen zusammenbrechen würden. Aber zugegeben, daß manche Reiche ihr Leben mit Nichtsthun verbringen. Statt diese Unglücklichen zu beneiden, beklage ich sie aufs Tiefste. Einem Leben ohne Pflicht und Arbeit ist der Tod tausendmal vorzuziehen."

Das Gemurmel wurde stärker und drohender.

„Ich wollte," rief Wilhelm, seine Stimme anschwellen lassend, „ich wäre reich und mächtig. Dann würde ich die, die jetzt über meine Worte in Zorn geraten, einladen, blos ein Jahr, blos sechs Monate lang vollständig müßig zu leben. Ich würde darüber wachen, daß sie sich mit nichts beschäftigen könnten, daß ihre Tage und Wochen vollständig leer blieben. Da sollten Sie sehen, wie bald ihre zur Ruhe verurteilten Hände sich gegen sie empören würden! Wachen, Gräben und Mauern würden sie

in einem noch so weich gepolsterten und hell vergoldeten Gefängnisse des Müßigganges nicht zurückhalten, sie würden unter Lebensgefahr ausbrechen und zu ihren Werkstätten zurückrennen, die ihnen jetzt eine Hölle scheinen."

„Lassen Sie's darauf ankommen!" hieß es von vielen Seiten unter höhnischem Gelächter.

„Was hat der Reiche noch vor Ihnen voraus? Er lebt besser, sagen Sie, er kann sich mehr Genüsse verschaffen. Sind Sie sicher, daß diese sogenannten Genüsse glücklich machen? Ihr gesunder Hunger macht Ihnen Brod und Käse schmackhafter als die reichen Gerichte der Herrschaftstafeln und der Kummer, der keinem Leben fehlt, ist in der Westendvilla herber als in der Hinterhauskammer des Arbeiters, weil man dort mehr Muße hat, sich ihm ganz hinzugeben und jede Faser der Seele seiner Folter auszuliefern."

„Was kriegen Sie für Ihre Verteidigung der Reichen?" rief es ihm aus dem Saale entgegen.

„Aber ich gebe Ihnen die Besitzenden preis. Sie sollen in allen Dingen Recht haben. Ja, der Reiche ist ein Verbrecher, ja, sein Müßiggang ist eine Beleidigung Ihrer Thätigkeit, ja, sein Braten und Wein macht, daß Ihr Kartoffelbrei und Branntwein schlechter schmeckt, ja, es ist in der Ordnung, daß Sie ihn beneiden. Aber was kommt denn bei dem Neide für Sie heraus? Angenommen, Sie können Alles durchsetzen, was Sie sich vornehmen. Die Reichen werden geplündert und sogar totgeschlagen und ihre Schätze an Sie verteilt. Wir vergessen, daß die Reichen doch auch Menschen sind, wir verweigern ihnen das Erbarmen, welches die Armen von ihren Mitmenschen fordern zu dürfen glauben, wir stellen den Grundsatz auf, daß einen Reichen zum Bettler zu machen nicht dasselbe Unrecht ist wie einen besitzlosen Arbeiter auszubeuten, wir freuen uns über den Anblick des frierenden und hungernden Reichen, nachdem der frierende und hungernde Arme unser Vorwand zu seiner Beraubung gewesen ist. Glauben Sie, daß Sie Ihr Los dann verbessert haben? Glauben Sie, daß Sie dann glücklicher sind? Denken Sie doch nur einen Augenblick lang nach. Die Reichen sind ausgerottet, ihre Güter, ihre Schätze sind unter Sie verteilt. Da machen Sie schon eine erste Entdeckung: nämlich die, daß die Begüterten eine verschwindende Minderheit sind, kaum einer auf zweihundert, die nichts haben, und daß

bei der Verteilung ihres ganzen Besitzes auf den Einzelnen sehr wenig kommt. Aber ich nehme an, es wird Jeder von Ihnen für den Augenblick ein wohlhabender Mann, womit ich etwas Undenkbares annehme. Was weiter? Sie werfen Ihre Zwilchjacke weg und kleiden sich in Seide. Sie behängen sich mit Silber und Gold, Sie strecken sich auf gepolsterten Sophas aus. Nun sehen Sie zu, wie lange die Herrlichkeit dauert. Einige Monate, vielleicht einige Jahre. Dann ist der Wein der Reichen ausgetrunken und ihre Speisekammer geleert, die Seide ist abgetragen und das Sopha zerrissen, Edelsteine und Goldschmuck können Sie nicht essen und wenn Sie nicht verhungern wollen, so müssen Sie wieder in das Arbeitsjoch kriechen, gegen das Sie sich empören, und Sie sind nach der Ausrottung der Reichen, nach der Verteilung ihrer Güter genau dort, wo Sie heute sind."

Er ließ eine kleine Pause eintreten, während welcher zum erstenmale Stille herrschte, und fuhr dann fort:

„Das macht: Ihr Joch ist Ihnen nicht von Menschen auferlegt, sondern von der Natur selbst. Das Leben ist hart und mühsam und kein Gesetz, keine staatliche oder gesellschaftliche Einrichtung kann daran etwas ändern. Das sah schon der einfältige Geist der Menschen früherer Jahrtausende ein und da der Mensch nicht ruht, ehe er für Alles, was er sieht, eine Ursache gefunden oder erfunden hat, so suchten die alten Verfasser der Judenbibel ihr Bedürfnis nach einer vernünftigen Erklärung unseres leidvollen Erdengeschicks durch die Erdichtung zu befriedigen, daß die Menschheit für eine Sünde büße, welche ihre Stammeltern begangen haben. Sie, die Söhne des neunzehnten Jahrhunderts, glauben an keine Erbsünde mehr, sondern sehen die Ursache Ihrer Mühsal im Ausbeutungssystem und in den Ungerechtigkeiten unserer Einrichtungen. Ihre Erklärung ist aber ganz so ein Märchen wie die biblische Erklärung des Menschenelends durch die Erbsünde. Schmerz und Tod sind die Bedingungen unseres Daseins und darüber ist nicht hinwegzukommen. Wenn ein Wunder geschähe und Ihnen Allen ich weiß nicht wie das Glück gewährt würde, das Sie fordern, nämlich ein Leben mit wenig Arbeit, keiner Mühe und viel Genuß, wissen Sie, was dann einträte? Sie würden sich so vermehren, daß schon nach ein oder zwei Zeitaltern der Ellenbogenraum und das Brod wieder so knapp wären wie jetzt. Denn was die Volksvermehrung einschränkt,

das ist blos die Schwierigkeit, den Kindern Brod zu geben, und die Vermehrung geht immer genau bis zu der Grenze, wo diese Schwierigkeit unüberwindlich wird. Sie sehen also: thun Sie, was Sie wollen, Sie können sich immer nur augenblickliche Erleichterungen verschaffen und da jede Erleichterung gleich wieder eine starke Volkszunahme herbeiführt, so dauert sie gerade nur so lange, bis Ihre Frauen Ihnen die logische Folge der vorteilhaften Veränderung Ihrer Lebensumstände in Gestalt von Säuglingen präsentieren. Welches immer Ihre Arbeitsmethoden sind, wie immer die Frucht Ihrer Arbeit verteilt wird, Sie werden nie mehr hervorbringen, als gerade zur Befriedigung Ihrer Notdurft erforderlich ist, und der Schweiß Ihres Angesichtes wird immer fließen müssen, wenn Sie sich gegen die feindseligen Kräfte der Natur behaupten wollen."

Wilhelm sammelte sich einen Augenblick inmitten der tiefen Stille des jetzt vollständig vom Zauber seines Wortes unterjochten Saales und hob dann wieder an:

„Ich leugne also nicht, daß Ihr Leben mühselig und beladen ist, ich glaube aber, daß Sie Ihre wirklichen Schmerzen unnötig verschärfen und ihnen eingebildete hinzufügen. Sie empfinden Ihr Los als ein hartes, weil Sie einige Reiche sehen, die Ihnen aus der Ferne glücklich scheinen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die Reichen eine verschwindende Ausnahme sind und daß die Erde thatsächlich ein Dasein wie das unserer heutigen Millionäre nicht Allen und nicht einmal Vielen gewähren kann. Sie können also höchstens auch die wenigen Reichen arm, aber absolut nicht alle Armen reich machen. Doch warum vergleichen Sie Ihr Geschick mit dem einiger weniger Prasser? Warum vergleichen Sie es nicht mit dem Ihrer Vorfahren in naher und ferner Vergangenheit? Blicken Sie rückwärts und Sie werden finden, daß Ihr Leben zwar nicht leichter, aber unendlich reicher ist als das aller Geschlechter, die vor Ihnen dahingegangen sind. Der Ärmste von Ihnen lebt besser, ruhiger und angenehmer als ein Wohlhabender vor tausend Jahren und als ein Reicher, als ein Fürst der Urzeit. Sie klagen, daß Ihre Arbeit hart und gesundheitschädlich ist? Sie leben länger, gesünder und angstfreier als die fortwährend von Gefahr und Tod umlauerten Jäger, Fischer und Krieger der barbarischen Zeiten. Was Sie am meisten quält, das ist nicht Ihre Not, das ist Ihr Haß, das ist Ihr Neid, das sind Ihre

Begierden. Man bleibt bei Wasser gesund und fröhlich, aber Sie wollen Bier und Branntwein haben. Sie verdienen genug, um sich Fleisch und Gemüse zu kaufen, aber Sie wollen auch Tabak für sich und Flitterkram für Ihre Frauen und dazu langt es freilich nicht immer. Ihr Mittagbrod könnte Ihnen ganz gut schmecken, aber es wird Ihnen im Munde bitter, weil sie an den Braten des Millionärs denken. Bekämpfen Sie den Neid, der Ihnen auch die wenigen Genüsse vergällt, welche Ihnen das Leben thatsächlich bietet, und suchen Sie Ihr Glück nicht in der Befriedigung von Bedürfnissen, die keine sind, die Sie sich künstlich schaffen. Leben Sie nicht mit dem Gaumen und der Zunge, sondern mit dem Herzen und dem Hirn. Es ist genug Jammer und Elend in der Welt, fügen Sie nicht noch den Haß hinzu. Haben Sie für jede Kreatur das Mitgefühl, das Sie für sich erwarten. Die Menschen sind auf Erden wie Schiffbrüchige auf einem Floß inmitten des Ozeans. Not und Gefahr sind Allen gemeinsam. Erträglich kann die Lage nur werden, wenn Alle einander nach Kräften beistehen, der Stärkere dem Schwächern die Hand reicht und der Hoffende den Zagenden aufrichtet. Nicht in Neid und Haß und in Aufstachelung der Begierden ist Ihr Heil, sondern in Liebe, in Nachsicht, in Selbstbeschränkung und Entsagung."

Dieser Schluß war nicht nach dem Geschmacke der Hörer. Mißklänge umtönten ihn, als er nun von der Bühne herabstieg und auf seinen Platz zurückkehrte. „Amen!" spotteten die einen, „ein Kirchenlied!" forderte ein anderer. „Geh in ein Kloster, Ophelia!" deklamierte ein Schöngeist, während rohere Leute „Blechtuter!" „Raus!" und „Haut ihn!" brüllten. Seine Freunde waren aufgestanden und ihm einen Schritt entgegen gekommen. „Perlen vor die Säue!" brummte Paul, Schrötter aber drückte ihm die Hand und sagte blos: „Recht so."

Der Lärm legte sich rasch, denn ein neuer Redner erschien auf der Bühne, diesmal ein sichtlich gebildeter, denkender und sprachgewandter Mann. Die Veranstalter der Versammlung wollten diese offenbar nicht unter dem Eindrucke der Worte Wilhelms lassen und stellten ihm einen würdigen Gegner entgegen. Klar und scharf wies dieser nach, daß sein Vorredner vielleicht ein Freund der Menschen, aber gewiß ein Feind der Kultur sei, denn jeder Fortschritt der Gesittung sei eine Folge neuer Bedürfnisse, die Befriedigung suchen, und wenn man die

Bedürfnisse einschränke oder ganz unterdrücke, so bringe man die Menschheit zum Zustande der Wilden oder der Tiere zurück. Also nicht Einschränkung und Entsagung, sondern Erweckung von Bedürfnissen und Befriedigung derselben liege im Interesse des Kulturfortschritts. Menschenliebe sei ja eine sehr schöne Sache, aber er solle sie nicht den Proletariern predigen, die ohnehin zusammenhalten und für einander thun, was sie können, sondern den Reichen, für die er so viel Mitleid und Zärtlichkeit empfinde. Das Bild von den Schiffbrüchigen auf dem Flosse könne man gelten lassen. Aber da dürfe nicht eine Minderheit die vorhandenen Lebensmittel an sich reißen und die Mehrheit verhungern lassen, wie es jetzt die Kapitalisten thun, sondern der Mundvorrat müsse ehrlich unter Alle verteilt werden, damit die ganze Gesellschaft dasselbe Los habe.

Paul hatte gleich nach Wilhelms Rückkehr gehen wollen, dieser jedoch es für eine Höflichkeitspflicht gehalten, den Gegner anzuhören. Allein als der Redner unter gewaltigem Beifallsgetöse geendet hatte, verließen die drei Freunde die Versammlung. Draußen sagte Doktor Schrötter zu Wilhelm: „Wissen Sie, daß Sie ein Redner ersten Ranges sind? Sie haben in wunderbarem Maße Alles, was nötig ist, um auf eine Menge machtvoll zu wirken.“

„Nicht doch — ich bitte Sie . . .“

„Gewiß: eine schöne Erscheinung, eine Stimme, die zu Herzen geht, merkwürdige Ruhe und Sicherheit, ungewöhnliche Sprachbeherrschung und eine idealistische Wärme, die alle besseren Gefühle der Zuhörer erweckt und belebt. Der heutige Abend hat mir den Weg gezeigt — Sie müssen Ihre Gaben den öffentlichen Angelegenheiten widmen, Sie müssen trachten, Abgeordneter zu werden. Sie sündigen an unserem Volke, wenn Sie es nicht thun.“

„Bravo! das habe ich schon immer gedacht,“ rief Paul.

„Abgeordneter! Niemals,“ gab Wilhelm zurück. „Wenn ich heute Abend das Wort ergriffen habe, so war es, weil mir die armen unwissenden Leute gar zu leid thaten, wie sie so dasaßen und den thörichten Reden eines Tropfs lauschten, als wären es Offenbarungen vom Berge Sinai. Aber ich würde mir nie anmaßen, im Parlament oder in der Regierung die Geschicke des Staates beeinflussen zu wollen.“

„Und doch ist das, was Sie Anmaßung nennen, die erste Pflicht eines jeden Bürgers.“

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, allein das glaube ich nicht. In die Völkergeschicke sollte nur der eingreifen wollen, der die Gesetze kennt, die ihre Entwickelung bestimmen. Diese Gesetze kennt aber kein einzelner Mensch. Ich für meinen Teil weiß, daß ich sie nicht kenne.“

„Glauben Sie, daß die Regierungen sie kennen?“

„O nein.“

„Und doch zögern die Regierungen nicht, die Völkergeschicke nach ihrer Einsicht zu lenken.“

„Ich kann nur an das Dichterwort erinnern: Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben.“

„Wer schiebt also nach Ihrer Meinung?“

„Eine unbekannte innere, organische Kraft, welche alle Lebensäußerungen der einzelnen Völker wie der Gesamtmenschheit bestimmt. Diese entwickelt sich, wie ein Baum wächst. Kein Einzelner kann da etwas hinzufügen oder wegnehmen, kein Einzelner die Entwickelung beschleunigen oder verlangsamen, ihr diese oder jene Richtung geben.“

„Mit einem Worte: die Philosophie des Unbewußten.“

„Allerdings.“

„Sehr schön. Wenn also eine Regierung das Volk bedrückt, ihm seine Freiheiten raubt, ihre Tadler verfolgt und mißhandelt, so werden Sie das ruhig ertragen und sich damit trösten, daß in der Regierung das unfehlbare, allgewaltige Unbewußte handelt?“

„Freiheiten rauben! Mir kann keine Regierung meine innere Freiheit rauben. In meinem Kopfe herrscht stets die Freiheit, die ich mir selbst zu erringen gewußt habe, und die Gedanken zu unterjochen vermag kein Tyrann.“

„Das eben ist Ihr großer Irrtum,“ sagte Doktor Schrötter sehr ernst. „Ihrer, des Herrn Doktor Wilhelm Eynhardt, innern Freiheit kann freilich kein Gendarm etwas anhaben, denn Sie sind ein reifer Mensch und Ihre Anschauungen über die wesentlichen Dinge sind fertig. Aber Ihre Kinder kann eine tyrannische Regierung verhindern, zu Ihrer eigenen Geistesfreiheit zu gelangen. Sie kann die Schulen der Lüge und dem Aberglauben ausliefern und Sie zwingen, Ihre Kinder in diese vergiftete Schule zu schicken. Sie kann eine öffentliche Moral großziehen,

welche auf das ganze Volk entsittlichend wirkt. Sie kann weithin sichtbare Beispiele von erbärmlicher Gesinnung und Lebensführung aufstellen, durch deren Nachahmung ein Volk eine geistige Selbstverstümmelung oder einen Selbstmord begeht. Nein nein, es genügt nicht, sich auf sich selbst zu beschränken, sich selbst zum Ideal zu erziehen und sich selbst zur innern Freiheit emporzuringen. Man muß auch aus sich heraustreten. Man muß durch Wort und That auf die Mitmenschen wirken. Was schadet es, wenn man irrt? Kein Einzelner besitzt die ganze Wahrheit, darin haben Sie Recht, aber jeder Einzelne besitzt ein Bruchstückchen von ihr und alle zusammen haben die ganze. Sehen Sie sich Indien an — da haben Sie, was daraus wird, wenn man Ihre Philosophie befolgt. Man lebt in einer innern Geisteswelt und wird gegen die äußere Welt gleichgiltig, man duldet zuerst die Despotie einheimischer Regierungen, dann die fremder Eroberer, verliert schließlich mit der Freiheit und nationalen Selbständigkeit auch die Bildung und Gesittung und wird nicht blos Sklave, sondern auch unwissender, abergläubiger Barbar."

„Dahin gelangt das deutsche Volk nicht mehr," sagte Wilhelm lächelnd.

„Dank den Männern," fiel Schrötter eifrig ein, „die es für ihre Pflicht hielten, in die Geschicke ihres Volkes einzugreifen und zu ihrer innern Freiheit auch die äußere zu erringen. Die thatkräftige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ist auch eine Form der Nächstenliebe. Sagen Sie sich das stets, ohne sich durch die Heuchler beirren zu lassen, die Politik treiben, wie Andere an der Börse spielen, nämlich um des Profitchens willen."

Unter solchen Gesprächen langten sie in der Mittelstraße vor Schrötters Hausthür an. Es war beinahe Mitternacht geworden, in der Straße regte sich nichts mehr und die Häuser standen in Dunkel gehüllt. Nur Schrötters Wohnung war noch erleuchtet. Aus den beiden Fenstern des indischen Salons drang Lichtschein, an einem derselben war der Vorhang ein wenig bei Seite geschoben und hinter den Scheiben wurde undeutlich ein Antlitz sichtbar. Es war 'Bhani, die geduldig der Rückkehr Schrötters harrte und nach ihm auf die Straße spähte. Als die drei Freunde vor der Hausthür stehen blieben, verschwand der Kopf und der Vorhang fiel über die Fensterecke.

6.

Idylle.

Der fieberische Pulsschlag der Großstadt ist nicht in allen Teilen derselben zu spüren. Es bleiben Stellen, die vom allgemeinen Kreislauf ausgeschlossen sind und die der rasche Lebensstrom des gewaltigen Organismus nicht bespült. Man findet stille Behausungen, die, nur durch die Dicke der Mauer von der lärmenden Straße getrennt, in welcher unablässig Zehntausende zu Fuß und zu Wagen der rollenden Glückskugel nachjagen, viele Meilen von dem atemlosen Treiben entfernt scheinen und deren ruhige Bewohner aus ihren Fenstern auf das Rennen und Hasten draußen nicht anders sehen als etwa auf die Bilder an ihrer Wand, die vielleicht ebenfalls gewaltsame und aufgeregte Anblicke, einen Seesturm, eine Schlacht oder einen Ausbruch des Vesuvs darstellen.

Eine solche friedliche Insel inmitten des tobenden Meeres der Millionenstadt war die Wohnung der Familie Märker in der Lützowstraße, wenige Schritte vom Magdeburger Platz, eine Treppe hoch in einem stattlichen Hause mit einem Rundbogenthore. Drei Generationen von Frauen, Großmutter, Mutter und Tochter, lebten da ohne einen einzigen Mann in Gesellschaft einer alten verwitweten Köchin und ihrer Tochter, welche in die Zofenwürde emporgewachsen war, traumhaft gelassen und einförmig dahin wie die Schläfer im Dornröschen-Schlosse hinter ihrer undurchdringlichen hundertjährigen Hecke.

Das Oberhaupt des Hauswesens war die Großmutter, Frau Brohl, eine Dame hoch in den Sechzig und seit etwa zwanzig Jahren verwitwet. Sie war eine kleine, dünne, sehr gebeugte

Gestalt, mit schneeweißen, an den Schläfen altertümlich gewickelten Haaren, einem kränklich schmalen und blassen Gesicht und guten braunen Augen. Sie bewegte sich langsam und wie mit Anstrengung, sprach leise und kurzatmig und blickte müde und leidend. Wenn man sie so sah, konnte man meinen, ein geheimes Siechtum zehre an ihr und ihr schwach flimmerndes Lebenslämpchen müsse beim ersten rauhen Anhauch erlöschen. Thatsächlich aber hatte sie nie eine kranke Stunde, ihr Aussehen war immer so zart und gebrechlich gewesen, ohne daß das fortschreitende Alter etwas daran besserte oder verschlimmerte, und jetzt wie vor Jahren stand sie die erste im Hause auf und ging die letzte zu Bette, hatte bei Tische den schönsten Appetit und war bei den allerdings seltenen Spaziergängen die unermüdlichste.

Ihr seliger Gatte, Herr F. A. Brohl, in Firma A. Brohl Sohn und Kompagnie, war einer der größten Schiffsmakler in Stettin gewesen. An der Seite des reichen und angesehenen Kaufherrn hatte sie ein Vierteljahrhundert in Glück und Zufriedenheit verlebt und sie konnte an diesen Lebensabschnitt noch jetzt nicht denken, ohne daß ihr die Augen feucht wurden. Es war eine schöne Zeit, fast zu schön für ein sündiges Menschenkind. Sie hatte ein eigenes Haus mit sehr großen und hohen Zimmern, jeden Tag empfing sie Besuche der reichsten Frauen der Stadt, zu welchen sie ja auch gezählt wurde, es gab keine Verlobung, keine Hochzeit, keine Kindtaufe in einer vornehmen Familie, zu der sie nicht eingeladen war, jedes Kind auf der Straße kannte und grüßte sie und die Abendessen in ihrem gastfreien Haus erfreuten sich bis nach Rußland und Schweden hin eines hohen Rufes.

Ihre Ehe war mit einem einzigen Kinde gesegnet, das zwischen dem methodischen Vater und der sorgsamen Mutter zu einem leidlich hübschen, sittigen, bescheidenen und wohlgenährten Fräulein heranwuchs. Ihr Gesichtskreis reichte von der Speisekammer bis zum Wäscheschrank und vom Plätteisen bis zum Gesangbuche. Für ihren Vater empfand sie eine Hochachtung, die man ihr übrigens für jeden reichen Mann eingeprägt hatte, und die Mutter flößte ihr nicht blos Liebe, sondern auch unbegrenzte Verehrung ein. Sie betrachtete sie fast wie ein höheres Wesen und es gab Augenblicke, wo ihr die Sicherheit, mit der die Mama alle Geheimnisse der Küche, des Marktes und der Waschkammer

meisterte, beinahe unheimlich wurde. Sie verzweifelte daran, daß sie je zu dieser staunenerregenden Beherrschung der Fischpreise in den verschiedenen Jahreszeiten und der zu Musselinsachen nötigen Mengen von Lauge und Waschblau, der Kochdauer eines Puddings und des für einen Topf eingemachten Obstes erforderlichen Zuckergewichts gelangen würde, und die Mama erschütterte auch noch ihren letzten Rest von Selbstvertrauen, indem sie sie halb mitleidig, halb geringschätzig von ihren Hauptoperationen in der Wirtschaft fernhielt, da diese Dinge für ihren Verstand ja doch zu verwickelt seien.

Als Fräulein Brohl mannbar wurde, verheirateten ihre Eltern sie mit Herrn Märker. Es war nicht gerade ein Herzensbund, aber für solche Thorheiten wie Liebe hatte man im Hause A. Brohl Sohn und Kompagnie keinen Sinn. Herr Märker war der Sohn eines namhaften Kaffee-Großhändlers und eine erste Schiffsmaklerfirma vergab sich nichts, wenn sie sich mit dem Hause J. L. Märker verschwägerte. Der junge Märker war weder hübsch noch stattlich; er war klein, mager, säbelbeinig, von ungesunder Gesichtsfarbe, dem grämlichen Ausdruck eines Leberleidenden und durch eine vorzeitige Kahlheit nicht verschönert. Doch was schadete das? Ehrbare Eltern setzen ihrer Tochter nicht das Näherinnen-Ideal eines Geliebten und Gatten in Gestalt eines jungen Adonis mit Locken und Schnurrbart, einem malerischen Mantel und klirrenden Sporen in den Kopf und die Hauptsache ist doch, daß ein Mann viel Geld habe und die Fähigkeit, es zu vermehren.

Darin hatte sich Herr F. A. Brohl nun freilich bedauerlich geirrt, wie sich nur zu bald herausstellte. Der alte Märker verlor im Krimkrieg in einer mißglückten Spekulation sein ganzes Vermögen, wurde nur durch Brohl von der Schande des Bankerotts gerettet, starb bald darauf aus Gram darüber und hinterließ seinem Sohne nichts oder Schulden. Der junge Märker zeigte keinerlei Genie für die Kaffee-Einfuhr, in der man doch so Bedeutendes leisten kann, dagegen einen beunruhigenden Ehrgeiz für das höhere Bank- und Börsenwesen. Er öffnete eine Wechselstube, knüpfte Verbindungen mit der Berliner, Frankfurter und Amsterdamer Börse an und sah nach kurzer Zeit glücklich den letzten Groschen der Mitgift seiner Frau in Rauch aufgehen. Sein Schwiegervater griff tief in den Beutel und erneuerte die Mitgift, forderte aber, daß ihn Märker künftig bei seinen Unternehmungen

um Rat frage. Das empfand dieser als eine empörende Demütigung und um sich der Tyrannei Brohls nicht zu unterwerfen, that er lieber gar nichts, sondern bummelte am Tage mit den Händen in der Tasche auf der Börse und verbrachte den Abend beim „lustigen Schneider", die Leute am Rockknopfe fassend und ihnen endlose Geschichten von der Beschränktheit und Dickköpfigkeit seines Knotens von Schwiegervater erzählend, der in seiner altväterisch engherzigen Philisterhaftigkeit für kühne Unternehmungen nicht das geringste Verständnis habe.

Darüber starb der alte Brohl und Märker erlebte einen neuen, besonders schmerzlichen Kummer. Seiner Frau war im väterlichen Testament auch nicht ein Pfennig vermacht, vielmehr das ganze, sehr ansehnliche Vermögen der Witwe zur unbeschränkten Verfügung hinterlassen, eine Vorsicht, durch die der alte Brohl hatte verhindern wollen, daß Märker die Hand auf neue Kapitalien lege. Er ballte bei der Testaments-Eröffnung die Fäuste und stieß unziemliche Schmähungen aus, er lief in ganz Stettin herum und zeterte überall, er sei ausgeraubt wie in einem Walde, der alte Schuft habe ihn bestohlen und geplündert und wenn es eine Hölle gebe, so werde er sicher dafür braten, daß er zuletzt noch ein solches Verbrechen an ihm begangen. Auch seiner Frau und Schwiegermutter redete er Tag für Tag und Nacht für Nacht vor, wie schändlich an ihm gehandelt worden sei und daß sie die Pflicht haben, die Missethat des Alten gutzumachen. Frau Märker konnte dieses ewige Nörgeln und Brummen und Bohren trotz ihres Gleichmuts nicht aushalten und auch Frau Brohl, welcher nun nicht nur der Schwiegersohn, sondern auch die Tochter beständig in den Ohren lag, wurde schwach. Sie verstand sich dazu, ihm eine große Summe zu neuen Geschäften zu geben, welche er als glänzend und unfehlbar darstellte, und nach langem Bitten und Drängen brachte sie sogar das sehr viel größere Opfer einer Übersiedelung nach Berlin, das Märker als einen unvergleichlich günstigern Schauplatz für eine Thätigkeit in großem Stil bezeichnete. So wurde das stattliche Haus in der Frauenstraße mit den weiten hohen Zimmern verlassen und die verhältnismäßig beschränkte Mietwohnung in Berlin bezogen.

Das war ein Jammer beim Auszug aus Stettin! Das war eine stumme, händeringende Verzweiflung beim Verpacken der tausend Dinge des Hausrats, die man durch ein langes

Vierteljahrhundert im sorglosen Gefühle festen Bestandes und unbeweglicher Sicherheit ohne Rücksicht auf Menge und Gebrechlichkeit aufgehäuft hatte! Das war ein Herzbrechen beim notgedrungenen Zurücklassen der Holz-, Kohlen- und Kartoffel-Vorräte des Kellers, der Preißelbeer-Schätze der Speisekammer, die mitzuschleppen Märker in der Weite und Großartigkeit seiner Anschauungen nicht der Mühe wert erklärte! Und die letzten Besuche bei den reichen Leuten, an deren Familienfesten man nun nicht mehr teilnehmen, in der Jakobikirche, wo man nicht mehr Sonntags neben dem alten Kirchenstuhle die vertrauten Nachbarinnen finden und von ihnen den Familienschmuck und die schweren Seidenkleider würdigen lassen wird! Es wurde viel geseufzt und viel geweint, aber schließlich war auch dieser Kelch geleert und Märker begann sein neues Leben in der Lützowstraße zwischen seiner Frau und Schwiegermutter und der kleinen Malvine, die seiner Ehe entsprossen war.

Anfangs ging es nicht schlecht. Frau Brohl hatte wohl lange Zeit Thränen in den Augen, wenn sie sich in ihren Zimmern umsah, die Möbelmagazinen glichen, weil in ihnen die Einrichtung einer dreimal so großen Wohnung aufgestapelt war und Frau Brohl eher eine Hand als ein gesticktes Sopha oder einen eingelegten Tisch geopfert hätte. Märker aber war wohlgemut wie nie und erfüllte durch seine wunderbaren Erzählungen von der gegenwärtigen Bedeutung und künftigen Größe seiner Firma die beiden Frauen mit Staunen und sogar einem Anfange von Achtung, die er ihnen bisher noch nie eingeflößt. Er hatte ein Kontor in der Burgstraße, nahe der Börse, gemietet und mehrere junge Leute angestellt und kam jeden Tag mit neuen Berichten über seine großartigen Geschäfte nach Hause. Eines Tages verstummten aber seine Mitteilungen, seine Gesichtsfarbe wurde gelber als je, seine Blicke vermieden die fragenden Augen der Schwiegermama und nachdem er etwa eine Woche lang Versteckens gespielt hatte, mußte er schließlich mit dem Bekenntnisse herausrücken, daß er wieder das ganze Geld verloren habe. Er beeilte sich aber hinzuzufügen, daß noch alles zu retten sei, wenn die Mama ihn nur noch einmal flott machen wolle, man müsse eben bei jedem neuen Unternehmen Lehrgeld bezahlen, er habe den Platz nicht genügend gekannt, von nun an aber werde er auf seiner Hut sein und nur ganz sicher gehen, auch wenn er

sich dabei mit bescheidenem Gewinne begnügen müsse. Frau Brohl brachte ein neues Opfer, mit welchem die kaufmännische Genialität Märkers richtig wieder nach sechs Monaten fertig war. Jetzt hatte er nicht gleich den Mut, mit frischen Plänen zu kommen, sondern schlich eine Zeit lang wie ein Schatten an der Wand herum, stieß bei Tisch unausgesetzt herzbrechende Seufzer aus, schmollte mit den beiden Frauen und hielt manchmal absichtsvolle Selbstgespräche, in denen man ihn sagen hörte: „Das ist kein Leben. Wenn Frauen die Karten halten wollen, so ist freilich Dummheit Trumpf. Die Frau in die Küche, der Mann ins Geschäft“ u. s. w. Schließlich trat doch wieder ein, was Frau Brohl mit Angst vorausgesehen hatte: Märker kam mit einem neuen Projekte zu dessen Ausführung er fünfzigtausend Thaler brauchte. Es war eine unerhörte, noch nie dagewesene Idee, sie konnte nicht fehlschlagen, sie mußte Hunderttausende einbringen, mit einem Schlage waren alle früheren Verluste wettgemacht; er hielt Reden, zeigte ellenlange Zahlenreihen, las briefliche Gutachten vor und ging redend und lesend und ziffernbedeckte Blätter schwenkend stundenlang hinter Frau Brohl her, nicht von ihrer Ferse weichend, ihr aus dem Salon in die Küche, aus der Küche ins Berliner Zimmer, aus dem Berliner Zimmer in den Salon folgend, bis sie sich in heller Verzweiflung in ihrem Schlafzimmer verriegelte, womit sie indeß nicht verhindern konnte, daß er noch durch die Thür auf sie losredete. Es half aber alles nichts und Frau Brohl blieb standhaft. Da verfiel Märker auf eine neue Methode. Bisher war er argumentativ gewesen, jetzt wurde er tragisch. Er drohte sich aus dem Fenster zu stürzen, sich zu ertränken, auf und davon zu gehen, daß man nie wieder von ihm hören werde, er ließ auf seinem Schreibtisch angefangene Briefe finden, in denen er Bekannten seinen Tod anzeigte und die Schuld daran seiner Frau und seiner Schwiegermutter aufbürdete, und kurz, die arme Frau Brohl, welcher auf diese Weise das Dasein zur Hölle gemacht war, langte schweren Herzens nochmals in den Geldschrank und gab Märker, was er wollte. Diesmal ging es viel runder und glatter als je vorher. Schon nach einigen Wochen war alles verloren, was Märker denn doch so erschütterte, daß er tagelang nicht heimzukommen wagte. Schließlich erschien er aber doch wieder wie ein begossener Pudel und bat mit ungeschickten, schuljungenhaften Ausdrücken

um Verzeihung. „Schon gut, schon gut,“ sagte Frau Brohl, „aber hoffentlich fangen Sie nicht wieder an.“ Die Hoffnung sollte sich nicht verwirklichen. Die kaufmännische Genialität arbeitete zu mächtig in Märker und war nicht zu bändigen. Nachdem er sich ein Jahr lang ruhig verhalten, hatte er thatsächlich die Stirne, die Schwiegermama wieder um Kapital anzugehen. Jetzt fand er aber einen Felsen vor sich. „Keinen Pfennig!“ sagte Frau Brohl und dabei blieb es, Märker weinte, sie ließ ihn weinen; er sprach von Selbstmord, sie riet ihm, sich lieber des Stricks zu bedienen, da er mit Schießgewehr doch nicht umzugehen verstehe. Die Hälfte des großen Vermögens hatte er ihr durchgebracht, die andere Hälfte war sie entschlossen, wie eine Löwin zu verteidigen. Sie hatte das Gespenst der Armut vor sich auftauchen sehen und der Gedanke, daß die reichen Leute auf sie als auf eine zu Grunde gegangene, aus der Kaste gestoßene und entehrte Person herabsehen würden, verlieh ihr, der schwachen, unselbständigen, nachgiebigen Frau, eine heldenmütige Zähigkeit, mit der sie Märker besiegte.

Von nun an gab es keine Stürme mehr und in der vollgeräumten Wohnung in der Lützowstraße herrschte Friede, aber freilich ein mürrischer, griesgrämiger Friede. Märker gewöhnte sich daheim das Sprechen ab und sein störrisches Schweigen wurde ihm leicht gemacht, da die Frauen ebenfalls aufhörten, das Wort an ihn zu richten. Er bekam jede Woche ein bestimmtes nicht zu reichliches Taschengeld, die Rechnungen seines Schneiders und Schusters wurden Frau Brohl vorgelegt und von ihr beglichen und im Übrigen behandelte man ihn, als wäre er nicht auf der Welt. Seine einzige Verrichtung war, die kleine Malvine zur Schule zu führen und von dort abzuholen, wobei er unterwegs immer gegen die Mutter und Großmutter des Kindes knurrte. Jene nannte er „sie“, diese „die Alte“; Namen oder nähere Bezeichnungen brachte er nicht über die Lippen. Malvine hatte bemerkt, daß man zu Hause nie zum Vater sprach, und nach Kinderart ahmte sie dieses geringschätzige Schweigen nach. Sie ging also an seiner Seite hin und hing ihren Gedanken nach, während er sein unzufriedenes Selbstgespräch brummte. Der einzige Lichtblick seines Daseins war ab und zu ein Besuch bei ehemaligen Geschäftsfreunden, wo er sein volles Herz ausschüttete und stundenlang über seine Haustyrannen klagte, die ihn unterdrückten und

mißhandelten, nachdem sie ihn zu Grunde gerichtet; er sei ein Opfer zweier thörichter Weiber, aber er werde ihnen schon noch zeigen, wessen er fähig sei; „sie“ und „die Alte“ seien zu beschränkt, um ihn zu verstehen, aber er hoffe, er werde nicht sterben, ohne sie noch vorher auf den Knieen vor sich zu sehen. So kochte in ihm ohne Unterlaß eine stille Wut, für die seine kleine Gestalt schließlich zu eng wurde. Sein Gesicht färbte sich immer tiefer gelb, seine Magerkeit nahm zu, sein Appetit ab, er war sichtlich von einer schleichenden Krankheit unterwühlt, er sagte aber nichts über seinen Zustand, sondern fand eine trotzige Genugthuung in dem Gedanken, daß „sie“ und „die Alte“ eines Tages überrascht sein werden, ihn daliegen zu sehen, und das werde seine Rache sein. So kam es denn auch: eines Morgens war er zu schwach, um das Bett zu verlassen, erst beim Mittagessen bemerkten Frau Brohl und Frau Märker sein Fehlen und gingen, nach ihm zu sehen; da sie sich nie mit ihm beschäftigten, hatten sie auch sein allmähliches Zusammenschrumpfen und Hinschwinden nicht wahrgenommen und waren jetzt überaus erstaunt und erschrocken, ihn so elend und hinfällig zu finden. Man schickte schnell um den Arzt, Frau Brohl kochte Fliederthee und öffnete ein Glas Dunstobst, Frau Märker verbrachte die Nacht am Krankenbett, es half aber nichts mehr. Wenige Tage später starb er und das letzte, was man von ihm sah, war ein giftiger Blick auf seine Schwiegermutter und eine abwehrende Handbewegung gegen seine Frau.

Im Haushalt änderte sich nichts, es wurde nur ein Platz bei Tische frei und eine Stube verfügbar, welche mit dem Überflusse des Salons und Berliner Zimmers vollgeräumt wurde. Frau Brohl hatte neben dem Einmachen von Obst nur noch eine Leidenschaft, welche sie auch ihrer Tochter und Enkelin einzuflößen verstanden hatte: die Anfertigung von Handarbeiten. Jahraus jahrein saßen die drei an den Fenstern ihres Salons über Stickrahmen, Klöppelkissen oder sonstige Vorrichtungen gebeugt und schafften, als gelte es, das tägliche Brod zu verdienen. Sie beherrschten das ganze Gebiet weiblicher Handarbeiten und erweiterten es durch eigene kunstvolle Erfindungen. Da wurde nicht nur gestickt und gewirkt, gehäckelt und geklöppelt, sondern auch geflochten, geknüpft, geklebt und appliziert. In dem Ersinnen immer neuer Verwendungen von Handarbeiten hatte Frau Brohl ihres Gleichen nicht. Über das Anfertigen von Lesezeichen und Pantoffeln,

Papierkörben, Bett- und Tischdecken, Visitenkarten-Körbchen, Stuhllehnen und Sitzen und dergleichen allbekannte Dinge war man natürlich längst hinaus; das war die Kindheit der Kunst. Man machte nur noch ausgenähte Wandbilder, in mannigfaltigen Mustern geknüpfte Quasten-Behänge für Klavierbeine, Spitzenguirlanden für den Ofen, Goldnetze für die Fenstervorhänge, Draperien mit Sinnsprüchen für das Kanarien-Bauer, Seidenbeutel für die Bücher und andere verblüffende Wunderwerke. Wenn man in die Wohnung trat, wurde man von einem Erstaunen gefaßt, das sich rasch zur Verwirrung und Beängstigung steigerte. Wohin der Blick auch fiel, überall suchte ihn eine Handarbeit zu fesseln und es gab keinen Ruhepunkt und keine Rettung. Da glänzte in Plüsch- und Goldspitzen-Rahmen eine Anzahl von Familien-Porträts. die eigentümlich steif und trocken aussahen. Untersuchte man sie näher, so erkannte man, daß sie nicht gemalt, sondern mit vielfarbigen Seidenfäden ausgenäht waren. Da hing eine Zuckermelone in natürlicher Größe, die Wülste aus gelbem, grünem und bräunlichem Atlas, die Kerbe mit Goldfäden eingezogen, die kleinen Sprünge und Wärzchen aus grauer Seide gestickt, der Stiel aus Wolle über ein Endchen Holz gehäckelt, das Ganze großartig und greulich in seiner geschwollenen Üppigkeit. Und wo man ging und wo man stand, wo man sich setzte und wo man die Hand stützte, überall entfaltete sich irgend ein mächtiger Blumenstrauß aus Berliner Wolle oder grinste das Treppen-Profil eines Kriegers in Kreuzstichmanier oder schwankte eine hängende Tapisserie mit pompösen Mustern und tiefsinnigen Inschriften und all das war reich und mühsam und haarsträubend geschmacklos und all das flimmerte und flatterte vor dem eingeschüchterten Auge und wenn dieses, um dem Spuk zu entrinnen, durch die dreifach verhängten Fenster zum Himmel hinaussah, so fand es mit Entsetzen, daß auch den Himmel schwebende Engelchen zu schmücken schienen, die aus Rococo-Möbelstoffen ausgeschnitten, mit Goldfäden umsäumt und übrigens blos auf die durchsichtigen Vorhänge aufgetragen waren.

Dieses unübersehbare Museum von Unnützigkeiten war der Lebensinhalt von Frau Brohl und Frau Märker und hier wuchs Malvine heran und wurde das hübsche, unbedeutend aussehende Mädchen, das wir bei Ellrichs kennen gelernt haben. Ihre

Mutter war für sie nur eine Art älterer Schwester und die eigentliche Autorität die Großmutter, welche allein im Hause befahl, der die Dienstboten gehorchten und zu welcher ihre Tochter noch jetzt mit einer folgsamen, schüchternen Ehrerbietigkeit emporsah wie zur Zeit, da sie kurze Kleider trug. Frau Märker that übrigens selten den Mund auf und dann nur, um zu essen oder einen Ausspruch der eigenen Mama wie ein Echo oder Kakadu zu wiederholen. Das Geistesleben der Frau Brohl bewegte sich ebenfalls in den engsten Grenzen. In Berlin konnte sie nicht heimisch werden; in den Straßen grüßte sie Niemand und kannte sie keine Seele und dieses Gefühl, unter wildfremden Leuten wie auf einem ausländischen Jahrmarkt umhergestoßen zu werden, war ihr so beängstigend, daß sie am liebsten nie ausging. Oft hatte sie seit dem Tode Märkers daran gedacht, nach Stettin zurückzukehren, aber wenn sie sich vorstellte, wie schwer es sein würde, die tausend Handarbeiten ordentlich zu verpacken und wieder aufzustellen und aufzuhängen, entsank ihr der Mut. Immerhin lebte sie mit dem Herzen und der Seele nach wie vor in Stettin. Ein dortiges Lokalblättchen war ihre einzige Lektüre. Mit einigen alten Bekannten unterhielt sie einen regelmäßigen Briefwechsel, der die Verlobungen, Eheschließungen, Wochenbetten und Todesfälle bei den reichen Leuten leidlich vollständig zu ihrer Kenntnis brachte. Wenn Stettiner aus guten Häusern nach Berlin kamen, besuchten sie sie und dann gab es allemal ein Gastmahl, bei welchem ihre berühmte Kochkunst die alten Triumphe feierte. Erfuhr sie, daß ein reicher Stettiner in Berlin gewesen sei, ohne in der Lützowstraße vorgesprochen zu haben, so nahm sie sich das sehr zu Herzen und litt wochenlang unter der Kränkung. Einige Stettiner Familien, die im Laufe der Jahre nach der Hauptstadt übergesiedelt waren, bildeten ihren Umgang, der sich dann durch Schulbekanntschaften Malvinens und durch Begegnungen bei den Freunden etwas erweiterte. Auch die Beziehung zu Ellrichs war in einem Stettiner Kreise entstanden. Zweimal im Laufe des Winters gab Frau Brohl große Soiréen, mit welchen sie auf einmal die Einladungen der verschiedenen Familien zurückzahlte und auf welchen auch getanzt wurde, seit Malvine erwachsen war, obwohl das dadurch nötig werdende Ausräumen des Salons und Anfassen der Handarbeiten Frau Brohl jedesmal in gefährliche Aufregung versetzte.

Diese Lebensverhältnisse, diese menschliche und sachliche Umgebung konnten natürlich bei Malvine keine höhere Entwickelung des Geistes und Charakters begünstigen. Von der Mutter erhielt sie überhaupt keine Anregung, von der Großmutter lernte sie blos die Ehrfurcht vor reichen Leuten, die Hochschätzung von Küchenrezepten und den Geschmack an den absonderlichsten und unvorhergesehensten Handarbeiten. Sie war aber ein gutmütiges, etwas langsames, gleichmäßig aufgeräumtes Mädchen ohne eine Spur von Launen und großstädtischer Nervosität, innerhalb ihres beschränkten Gesichtskreises hatte sie einen ganz guten, geraden Verstand und mit ihren vollen Formen und ihrem gesund gefärbten rundlichen Gesichte, das der großmütterlichen Küche ein glänzendes Zeugnis ausstellte, konnte sie einem Manne wohl gefallen.

Die Wohnung in der Lützowstraße hatte sich vor Paul Haber schon im Winter vor dem Kriege aufgethan und er hatte sich in ihrem stillen Frieden, in der Enge ihrer vollgeräumten Stuben und in der gedämpften Tonstimmung der drei Generationen von Frauen gleich ungemein wohlbefunden. Die Beziehungen waren während des Krieges durch häufige Feldpostbriefe aufrechterhalten worden und seit der Heimkehr aus dem Feldzuge pflegte Paul dieselben durch eifrigen Besuch. Vorsichtige Erkundigungen hatten ihn mit der Thatsache bekannt gemacht, daß Malvine baare sechzigtausend Thaler Mitgift bekam und eines Tages doppelt so viel erben mußte, ihr bescheidenes, stilles, dabei stets vergnügtes Wesen flößte ihm große Zuneigung ein, ihr Äußeres war genau das, was sein hausbackener Geschmack von einer weiblichen Erscheinung forderte, und ihre vernünftigen, praktischen Anschauungen, die von jeder Romantik und Schwärmerei meilenweit entfernt waren, paßten durchaus zu den seinigen. Es war ihm ein Labsal, sie über Menschen und Dinge mit der kühlen Verständigkeit eines Philisters plaudern zu hören, nachdem ihn in einer Gesellschaft die hochtrabenden und gesucht überspannten Reden irgend eines genial poetischen Modefräuleins zugleich abgestoßen und geängstigt hatten. Schon bei der ersten Begegnung mit ihr war in ihm der Gedanke erwacht, daß Fräulein Malvine Märker die richtige Frau für ihn sein würde, und seit er mit ihr und den Ihrigen vertrauter geworden war, stand in ihm der Entschluß fest: „Diese und keine andere!“

Er gefiel auch den Damen anscheinend recht gut. Frau Brohl schloß ihn bald in ihr Herz und das war eigentlich die Hauptsache. Seine kräftige, nicht zu schlanke Gestalt, welche für die Zukunft die Entwickelung einer ehrbaren Korpulenz versprach, sein volles Gesicht, das für gesunde Verdauung zeugte und namentlich die Abwesenheit jeder Spur von Leberkrankheit beteuerte, der gutgepflegte blonde Schnurrbart und das sorgsam gescheitelte kurzgehaltene Haar, dazu seine stets gewählte und feine Kleidung machten großen Eindruck auf sie. So sah die männliche Jugend bei den reichen Leuten aus, so ungefähr war ihr auch der selige F. A. Brohl erschienen, als er einst um sie freite. Er war ohne Frage sehr solid und mußte doch auch wohlhabend sein, da er ja sonst keinen so guten Schneider und Friseur haben konnte. Auch sah sie mit einer an Rührung streifenden Genugthuung, daß er für Handarbeiten den rechten Sinn hatte. Er hielt sich nicht, wie oberflächliche Leute zu thun pflegen, bei dem hübschen Anblick oder der Nützlichkeit einer Schöpfung weiblichen Hausfleißes auf, sondern schätzte und bewunderte ein Kunstwerk im Verhältnisse zu der Schwierigkeit seiner Verfertigung, was doch das allein richtige ist. Mühsame Spitzen- oder Seidenbildnisse erfüllten ihn mit Staunen, leichte, wenn auch gefällige Applikation oder Buntstickerei ließ ihn kalt, wenn sie ihm nicht Geringschätzung einflößte. Als sie diese vortreffliche Eigenschaft in ihm entdeckt hatte, zögerte sie nicht, ihn zuerst ab und zu, dann regelmäßig jeden Sonntag zu Tische zu laden, und erkannte mit wachsendem Wohlgefallen, daß er auch in anderer Hinsicht ihren Idealen entsprach. Er aß gut und hatte gar nicht nötig, seine Freude an wohlgeratenen Gerichten in Worten auszudrücken; man sah es seinen Mienen und Blicken an, daß sie tief und aufrichtig war. Familien-Ereignisse, auch wenn sie ihn nichts angingen, erweckten in ihm genügende Teilnahme und für reiche Leute hatte er die ungeheuchelte Achtung, die im Hause Brohl-Märker durch drei Geschlechtsfolgen heilige Überlieferung war. Sie dachte sich ihn ohne Abneigung als Gatten ihrer Enkelin und hatte fürs Erste nur gegen seinen Beruf einiges Bedenken. Von einem Dozenten hielt sie nicht viel, denn sie wußte, daß ein solcher höchstens Professor werden kann und dann noch immer in einem Jahre weniger verdient als ein ordentlicher Schiffsmakler in einem Monat. Allein sie erinnerte sich rechtzeitig, daß man, wie das Beispiel ihres Schwiegersohnes

bewies, auch mit einem Kaufmanne nicht immer die besten Erfahrungen mache, daß ein Professor immerhin einen wohlklingenden Titel habe und wenn er schon nichts gewinne, doch mindestens nichts verlieren könne, und sie kam zur Überzeugung, daß auch ein Professor eine Frau glücklich zu machen im Stande sei. Frau Märker hatte zwar nichts zu sagen und war in ihrer kindlichen Ergebenheit bereit, aus der Hand ihrer Mama einen Schwiegersohn ohne Widerrede anzunehmen, wie sie aus derselben Hand einst einen Gatten angenommen hatte, doch schadete es nichts, daß Paul auch auf sie einen sehr angenehmen Eindruck hervorgebracht hatte.

Blieb nur noch Malvine — aber gerade da schien die Geschichte einen Haken zu haben. Das Mädchen war immer gut und freundlich zu Paul, sie ließ sich seine Huldigungen ohne einen Versuch der Abwehr oder des Rückzugs gefallen, sie nahm auf Spaziergängen mit der Mama und Großmama ungeziert seinen Arm, den die alte Frau aus Bescheidenheit ablehnte, in Gesellschaften, zu denen sie zusammen geladen waren, führte er sie nach stillschweigender Übereinkunft zu Tische, hatte ein Vorrecht auf die meisten Tänze und war im Kotillon ihr Ritter. Allein sie legte ihm gegenüber unter allen Verhältnissen, wenn sie allein oder von Zeugen umgeben waren, wenn sie plauderten oder tanzten, wenn er kam oder ging, eine ruhige Unbefangenheit an den Tag, die ihn denn doch stutzen machte. Selbst ihm, dem doch sentimentaler Unsinn widerstrebte, war sie zu kühl und vernünftig. Er hätte ihr einige Bewegtheit, einige Verwirrung, ein Erröten dann und wann, vielleicht sogar manchmal einen Seufzer oder ein Verlorensein in Träumerei nachgesehen, allein von diesen Begleiterscheinungen gestörten Herzensfriedens war lange nicht eine einzige wahrzunehmen.

Lange nicht, aber schließlich doch. Allein als sie auftraten, geschah es unter Umständen, die Paul mit quälenden Zweifeln und Betrübnis erfüllten. Wilhelm hatte sie auf den ersten Anblick mächtig angezogen und sie hatte seitdem nicht aufgehört, an ihn zu denken und von ihm zu sprechen. Er war so schön, er blickte so bestrickend, er sprach so bezaubernd! Sie empfand für ihn eine Bewunderung, die man nur darum nicht geradezu Liebe nennen konnte, weil sich zu viel scheue Verehrung in sie mischte. Sie fühlte sich ihm gegenüber viel zu unbedeutend, um an eine

Herzensbeziehung zu ihm zu denken, und überdies war er ja nicht frei und es hätte ihr eine Todsünde geschienen, von dem Besitz eines Mannes, welcher der Bräutigam ihrer Freundin war, auch nur zu träumen. Ihre Schwärmerei für Wilhelm war natürlich Paul nicht entgangen, aber sie beunruhigte ihn nicht, weil er sich über die Natur von Malvinens Empfindung Rechenschaft gab. Es ist eine harmlose Neigung, sagte er sich, wie junge Mädchen sie oft für Prinzen, deren Photographie sie einmal in einem Schaufenster gesehen, für Schauspieler, die sie als Don Carlos oder Romeo bewundert, oder für Dichter, deren Lieder sie auswendig gelernt, zu haben pflegen; später lächeln sie selbst über ihre Kinderei und in keinem Falle hat sie je einen ernsten Freier gehindert, die Hand der Enthusiastin zu erlangen und mit ihr glücklich zu werden.

Das wurde indeß bedenklich anders, als der Bruch zwischen Wilhelm und Loulou erfolgte. In dem etwas engen, aber regelrecht eingerichteten Kopfe von Malvine baute sich unverkennbar ein kühner Roman auf. Jetzt war Wilhelm frei, jetzt hatte sie keinerlei Gewissenspflicht mehr gegen diese oberflächliche, vergnügungssüchtige Ellrich, die ihn im Grunde nie verdient hatte. War es so undenkbar, daß er nun sie bemerkte, für ihre Teilnahme dankbar war und vielleicht . . . wer weiß . . . später . . . Heilung für seine Herzenswunde bei ihr suchte, die ja so bereit war, dieselbe zu pflegen? Die Endkapitel dieses Mädchenromans blieben vorerst ihr Geheimnis, den Anfang aber sprach sie mutig aus. Sie erklärte sowohl ihrer Großmama als auch Paul, daß Herr Doktor Eynhardt jetzt zweifellos trostbedürftig sei und daß seine Freunde die Pflicht haben, ihn seinem Kummer zu entreißen. Sie bestand darauf, daß Paul ihn so oft wie möglich mitbringe, und sie forderte von Frau Brohl mit einer an ihr ganz ungewohnten Bestimmtheit, daß sie auch ihn zu den Sonntags-Mittagessen und womöglich auch noch außerdem einlade. Wilhelm hatte wenig Lust, in Gesellschaft zu gehen und namentlich an fremden Tischen zu essen, aber die Einladungen bei Brohl-Märkers waren so dringend, so warm, daß er es nicht über sich bringen konnte, sie abzulehnen.

Wenn Wilhelm da war, trat Paul betrübend vollständig in den Hintergrund. Malvine hatte dann nur für jenen Blicke und Worte und wandte sie sich an Paul, so war es höchstens,

um ihm zu danken, daß er wieder mal Herrn Doktor Eynhardt veranlaßt habe, seine Freundinnen in der Lützowstraße zu besuchen. Kam Paul allein, so sah er gekränkt einen Schatten über das volle Gesicht des Mädchens ziehen und er mußte eine Reihe von eifrigen Erkundigungen nach seinem Freund über sich ergehen lassen. Sein Selbstgefühl hätte ihm schon längst verboten, sich in ein derartiges Verhältnis zu fügen und es zu verlängern, allein wenn er Anfänge von Auflehnungen in sich verspürte, so überredete er sich immer wieder zu Geduld und Ausdauer, indem er sich die tröstliche Wahrnehmung vor Augen hielt, daß Malvinens Schwärmerei bisher anscheinend durchaus einseitig war. Wilhelms Benehmen rechtfertigte die Annahme, daß er nicht einmal ahnte, was im Herzen des Mädchens vorging. Er behandelte sie achtungsvoll und freundlich, aber es war wirklich kein Unterschied in seiner Haltung gegen die alte Frau Brohl und gegen das junge Mädchen. Während Malvine bei seinem Kommen errötete und verwirrt war, begrüßte Wilhelm Großmutter, Mutter und Kind mit demselben guten Lächeln und demselben leichten Händedrucke, den kein noch so leises Zucken seiner Finger bei der Enkelin ausdrucksvoller machte als bei der Ahnin. Während Malvinens sonst bemerkenswert gleichmäßiger Herzschlag in seinem Rhythmus und seiner Häufigkeit anhaltend gestört war, wenn sie mit Wilhelm sprach, bekundeten der friedvolle Ton seiner Stimme und der allgemein wohlwollende Blick seiner Augen musterhaft ruhige Pulse. Von dieser Seite her drohte Paul keine Gefahr.

Auch in Frau Brohl fühlte er eine Verteidigerin und Stütze. Die alte Frau sah aus ihren mattblickenden Augen scharf genug in ihre kleine Welt und faßte trotz ihren langsamen, müde schleichenden Bewegungen rasch genug auf, was um sie vorging. Sie merkte, daß Malvine sich widerstandslos dem Zauber hingab, den Wilhelms Wesen auf sie übte, und sie konnte das dem Mädchen eigentlich nicht allzu übel nehmen. Denn auch ihr gefiel der junge Mann sehr gut, sie bewunderte sein schönes Gesicht, sein wohllautendes Organ, seine bescheidene, rücksichtsvolle Art, mit ihr umzugehen, aber sie fühlte instinktiv, daß er einer ganz andern Welt angehöre wie sie und daß er ihr in innerster Seele ewig fremd bleiben müsse. Sprach er, so konnte sie seinen Gedanken nicht folgen, obwohl sie ahnte, daß sie sehr gediegen sein mußten, sprach sie, so hörte er mit feinster Höflichkeit zu, ging aber nie

auf etwas ein. Bei den interessantesten Geschichten von Verlobungen und Ehescheidungen kämpfte er mit Zerstreutheit, aus reichen Leuten machte er sich nichts, bei Tische hatte er kein Wort für die stolzesten Gerichte und es widerfuhr ihm sogar, daß er den Abscheu des geschmackvollen Zeichners gegen den Greuel der Kreuzstich-Ritter nicht unterdrücken konnte. Überdies war auch seine Kleidung unscheinbar und abgetragen und wenn er auch ein Haus besaß, so war es doch ein kleines. Nein, es war undenkbar, daß Wilhelm ihr naher Verwandter wurde. Er war nicht von ihrem Fleisch und Blute wie dieser brave, solide Paul Haber.

Es lag nicht in Pauls Natur, ein Hangen und Bangen in schwebender Pein lange zu erdulden. Er beschloß, den drückenden Ungewißheiten der Lage kräftig ein Ende zu machen. Malvine schien ihm wünschenswerter als je und er hatte sich im Geiste schon ein weitläufiges Zukunftsgebäude errichtet, dessen Grund- und Schlußstein Malvine und ihre sechzigtausend Thaler Mitgift waren. Er mußte nun wissen, ob er sie bekommen konnte oder nicht, um in dem einen Falle seine Luftschlösser ohne Zeitverlust in Wirklichkeiten zu verwandeln und in dem andern nicht mit zwecklosen Selbsttäuschungen seine besten Lebensjahre zu vertrödeln und andere Möglichkeiten zu versäumen. Nur über eins war er nicht gleich mit sich im Klaren: bei wem sollte er zuerst anklopfen? Bei Frau Brohl? Das war höchst wahrscheinlich das Praktischste, denn die zusammengekrümmte blasse Alte mit der leisen, seufzenden Stimme herrschte allgewaltig in ihrem Haus und wenn sie die Hand ihrer Enkelin zusagte, so war sie die Frau, ihr Versprechen gut zu machen. Aber es widerstrebte ihm, durch die Großmutter einen Zwang auf das Mädchen auszuüben zu lassen, und er fühlte, er werde sich bis in den Herzensgrund schämen müssen, wenn er auf eine Frage der Frau Brohl, ob er schon mit Malvine gesprochen habe, werde zu antworten haben: „Nein.“ Also etwa geradezu vor Malvine hintreten und ihr sagen: „Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein, daß ich Sie liebe und daß mich der Besitz Ihrer Hand glücklich machen würde, wollen Sie mir sie gewähren?“ Das war bedenklich. Denn wenn sie, unfähig, ihre eigenen Gefühle zu beurteilen, ihm antwortete, sie liebe einen Andern und könne ihm nicht angehören, so war das der Bruch und es half ihm nichts,

daß sie sich vielleicht später besann und zur Erkenntnis eines Herzensirrtums gelangte. Bekam er einen Korb, so war es ohne Retourbillet. Darüber war er mit sich einig.

Da er weder bei Frau Brohl noch bei Malvine den ersten Schritt thun konnte, so blieb nur ein Weg offen, den er nun in voller Deutlichkeit vor sich sah und ohne Zögern betrat.

An einem sonnigen Mai-Nachmittag, etwa eine Woche nach der Arbeiterversammlung im Tivoli, kam Paul wie gewöhnlich zu Wilhelm und forderte ihn zu einem Spaziergange nach dem Tiergarten auf. Wilhelm war dazu gleich bereit. Unterwegs schien Paul auffallend still und in Gedanken versunken. Als sie unter die ausschlagenden Bäume der noch öden Alleen gelangten, brach er plötzlich das Schweigen und überrumpelte ohne Einleitung oder Vorbereitung irgend welcher Art seinen Freund mit der Frage: „Wilhelm, liebst du Malvine?"

Der Angeredete blieb wie eingewurzelt stehen, sah Paul grenzenlos erstaunt an und fand erst nach einer Pause die Worte zur Gegenfrage: „Bist du klug, Paul?"

„Ich bitte dich, Wilhelm," drang Jener ernst und bewegt in ihn, „antworte mir gerade, mit Ja oder Nein, denn von deiner Antwort hängt möglicherweise mein Lebensglück ab."

„Aber kein Gedanke," rief Wilhelm, indem er Pauls Hand erfaßte, „wie kannst du nur auf den Einfall kommen?"

„Also du liebst Malvine nicht?" wiederholte Paul hartnäckig.

„Nein, ich liebe Malvine nicht, da du doch eine Antwort in den Rechtsformen haben willst."

„Ich dachte mirs, aber ich mußte es aus deinem Munde haben." Und während sie langsam weitergingen, fuhr er fort: „Siehst du, Wilhelm, wenn du Malvine geliebt hättest, so wäre ich unbedenklich vor dir zurückgetreten. Ich hätte mein Schicksal ohne Kampf und Widerstand angenommen."

„Sollte ich mich unklug benommen haben? Vielleicht zu vertraulich gewesen sein? Dann verzeihe mir, Paul, es geschah unabsichtlich. Ich sah in ihr alle die Zeit die Braut meines Freundes und glaubte auch sie als meine Freundin behandeln zu dürfen."

„Das ist es ja gar nicht, Wilhelm, du bist vollständig auf dem Holzwege, du warst immer sehr korrekt und taktvoll. Aber du hast nicht gesehen, was in Malvine vorging. Sie schwärmte schon immer für dich und das ist gefährlicher geworden, seit sie dich frei weiß."

„Du siehst Gespenster.“

„Schweige, du unschuldiges Baby du, und höre mir zu. Ich glaube, was Malvine für dich empfindet, ist noch nicht Liebe, aber es bedürfte nur eines ermunternden Wortes oder Blickes von dir, um es dazu zu machen. Wenn sie jedoch im Gegenteile die Überzeugung gewinnt, daß du nie mehr als Freundschaft für sie empfinden wirst, so wird sie sich damit begnügen, dich aus der Ferne zu bewundern, und wieder einige Wärme für ein minder brillantes Menschenexemplar wie mich haben.“

„Ich bin trostlos über diese Wendung der Dinge. Wie ich nur so blind, so unvorsichtig sein konnte.“

„Sei ruhig, es ist ja nichts verloren. Ich kenne Malvine. Sie ist ein urvernünftiges Mädchen, ohne Spur von Sentimentalität, die geistige und sittliche Gesundheit selbst. „Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn“ ist nicht für sie geschrieben. Weiß sie erst, daß sie von dir nichts zu erwarten hat, so bin ich fest überzeugt, daß meinem Glücke nichts im Wege steht.“

„Ich will ja Alles thun, was du willst. Vor Allem gehe ich natürlich nie wieder hin.“

„Ich muß mehr von dir verlangen, mein armer Wilhelm. Bloßes Ausbleiben ist zu passiv. Du mußt aktiv vorgehen. Ich bitte dich, von Malvine eine Unterredung zu verlangen und ihr ausdrücklich zu erklären, daß du sie nicht liebst.“

„Wie kann ich das?“ rief Wilhelm aufrichtig entsetzt, „mit welchem Rechte darf ich ihr so kommen? Wenn sie mir ins Gesicht lacht und mir erwidert, ich sei ein Narr und ein Rüpel, so habe ich es wahrhaftig nicht gestohlen.“

„Dem setzt du dich nicht aus, das solltest du wissen. Es ist ja freilich etwas Großes und Schweres und ganz Ungewöhnliches, was ich von dir verlange, aber deiner Freundschaft darf ich wohl ein solches Opfer zumuten.“

Als Wilhelm nicht gleich antwortete, sagte Paul, indem er seine Hand erfaßte: „Nochmals, Wilhelm, wenn du auf Malvine Absichten hast, so sollst du in mir keinen Nebenbuhler finden.“

„Aber Paul . . “

„Und vielleicht wäre es dir zu wünschen, denn Malvine ist ein herzensgutes, kreuzbraves, liebes Mädchen und wird dem Manne, dem sie sich giebt, das Leben mit friedlichem Glück erfüllen.“

„Kein Wort mehr. Ich habe dir schon gesagt: sie ist mir

als deine Braut heilig und übrigens würde ich selbst dann keine Ansprüche auf sie machen, wenn ich nicht wüßte, wie du zu ihr stehst."

„Nun, dann mußt du mir helfen, sie von einer kleinen Verirrung auf den rechten Weg zurückzuführen. Du allein kannst es thun, du bist es mir schuldig und ich bin sicher, daß auch sie es dir später, bald, beinahe gleich, Dank wissen wird."

Wilhelm ging eine Weile wortlos neben Paul her, dessen Blick mit ängstlicher Spannung an ihm hing; endlich sprach er mit einem tiefen Seufzer: „Wenn es denn sein muß . . . . "

„Du Herzensjunge!" rief Paul und umarmte ihn im Angesichte der spärlichen Spaziergänger, die verwundert den Kopf nach der Gruppe wandten.

Am nächsten Tage vor zwölf klingelte Wilhelm in der Lützowstraße, im stattlichen Hause mit dem Rundbogenthor, eine Treppe hoch an der Thür der Brohl-Märkerschen Wohnung. Hinter dem runden verglasten Guckloch erschien einen Augenblick lang das Gesicht der Zofe, dann klirrte eine Kette, die Thür flog auf, das Mädchen begrüßte Wilhelm mit eifriger Zuvorkommenheit, komplimentierte ihn in den gewerbemuseumartigen Salon und sagte, ohne eine Frage abzuwarten: „Frau Brohl ist in der Küche. Ich will sie gleich holen."

„Danke, liebes Kind," gab Wilhelm etwas unsicher zurück, „das hat keine Eile. Ist . . . das Fräulein zu Hause?"

Das Mädchen, das schon an der Thür war, blieb stehen, wandte sich lebhaft um, sah Wilhelm mit erstaunt gerundeten Augen an und erwiderte: „Ja, soll ich sagen, daß Sie sie zu sprechen wünschen?"

Wilhelm nickte mit dem Kopfe, die Zofe eilte davon, gleich darauf hörte er draußen im Vorzimmer die Thür von Malvinens Zimmer gehen, das links vom Eingang auf den Hof hinaus lag, einen Augenblick später stand Malvine vor ihm und reichte ihm die weiche Hand mit den etwas kurzen Fingern, während tiefe Glut ihre vollen Wangen überflammte und bis in die Stirn emporloderte.

„Darf ich Sie um eine kurze Unterredung bitten, gnädiges Fräulein?" fragte er mit leiser, gepreßter Stimme.

Malvine wurde sehr blaß, alles Blut schoß ihr zum Herzen und sie mußte nach Atem ringen. Sie flüsterte nach kurzem Zögern: „Bitte, Herr Doktor," und ging ihm voran nach dem kleinen einfenstrigen Zimmer neben dem Salon, das

den bescheidenen Bücherschrank, den unansehnlichen Schreibtisch und die reiche rotseidene Sitzgarnitur mit Spitzenüberzügen enthielt. Sie setzte sich in die gebuchtete Sophaecke, Wilhelm rückte seinen Stuhl vor sie hin und blickte sie eine Weile schweigend an, während sie die Augen niederschlug, wieder abwechselnd errötete und erbleichte und mühsam atmete. Ihre Erregtheit wäre diesmal keinem Blinden entgangen. Wie er sie so ansah, leuchtete plötzlich wie eine von einem Blitz erhellte Nachtlandschaft ein Bild in seiner Seele auf, das ihm dieses zitternde, hübsche, jugendfrische Mädchen an seinem Hals und ihn mit den Armen um ihren Nacken zeigte. Das Gesicht dauerte nur ein Hundertstel einer Sekunde, aber es traf ihn wie ein elektrischer Schlag und ließ nach seinem Erlöschen in Wilhelms Bewußtsein ein seltsames Wehgefühl zurück, in das sich Scham, Reue und Unwille über sich selbst mischten. Er hatte die Empfindung einer wirklichen Gefahr und fühlte, daß er eine rasche Anstrengung machen müsse, um Herr der Lage und seiner selbst zu werden.

„Gnädiges Fräulein," begann er stockend, „was ich Ihnen zu sagen habe, wird Ihnen vielleicht sonderbar und dreist scheinen, ich bitte Sie aber dennoch, mich bis zu Ende anzuhören."

Malvine saß regungslos da und ihr Busen flog.

„Ich weiß nicht," fuhr er fort, „bis zu welchem Punkte sich mein Freund Haber Ihnen gegenüber ausgesprochen hat, aber auch ohne eine Erklärung müssen Sie bemerkt haben, daß er Sie liebt."

Bei der Erwähnung Pauls schlug Malvine zum erstenmale die Augen auf und blickte Wilhelm mit einem Ausdrucke von Angst an, der ihn von Neuem erschreckte. Allein jetzt waren die Brücken hinter ihm abgebrochen und er machte eine verzweifelte Anstrengung, um seine Sicherheit wieder zu gewinnen.

„Teures Fräulein," sagte er leise, doch eindringlich, während er seinen Kopf dem ihrigen näherte, „ich fürchte, zwischen uns waltet ein Mißverständnis ob, das aufzuklären meine heilige Pflicht gegen Sie, gegen meinen Freund, gegen mich ist. Mein Benehmen hat vielleicht eine Täuschung erweckt, die nicht bestehen darf. Es war ohne Zweifel schweres Unrecht von mir, Ihnen zu zeigen, welche warme Freundschaft ich für Sie empfinde; diese Freundschaft galt dem guten und schönen Mädchen, welches das Herz meines liebsten Freundes erfüllte, aber freilich hätte ich bedenken

müssen, daß sie auch anders gedeutet werden konnte, so lange die Beziehungen zwischen Ihnen und Paul nicht fest und klar lagen. Wenn Sie mich in Ihrer Nähe froh sahen, so war es, weil ich mir vorstellte, wie gesegnet das Leben meines Freundes sein würde, wenn er Sie einst sein nennen dürfte. Wenn Sie in meinen Blicken Wärme oder selbst Zärtlichkeit lasen, so war es, weil ich Ihnen unendlich dankbar war und bin für die Gefühle, die Sie Paul eingeflößt haben."

Malvine hatte sich während seiner Rede gegen die Sophalehne zurückfallen lassen und mit einem tiefen Seufzer die Augen geschlossen, an deren Winkeln einzelne große Tropfen langsam hervorzuquellen begannen. Wilhelm ergriff jetzt ihre Hand, die eiskalt war. Sie machte einen schwachen Versuch, sie zurückzuziehen, er hielt sie aber fest und fuhr fort:

„Liebste, beste Malvine, tragen Sie mir diese grausame Minute nicht nach und glauben Sie mir, daß nur die Rücksicht auf Ihr Lebensglück sie herbeigeführt hat. Ich verstehe ja, was in Ihnen vorgeht und wie Alles gekommen ist. Ihr gutes Herz war von Mitleid für mich erfüllt und schlug darum rascher und Ihre Unschuld glaubte hinter den rascheren Herzschlägen eine andere Ursache zu ahnen. Da war es dann nur natürlich, daß Sie selbst schwankten, so lange Sie sich von Zweien geliebt glaubten, und daß die Verwirrung Sie in Ihrem eigenen Herzen nicht klar sehen ließ. Jetzt wissen Sie, daß Paul Sie liebt und daß der Tag, an welchem er Sie an seinen Busen drücken darf, für mich seit Jahren wieder der erste glückliche sein wird. Sie werden nun leichter zu einer Entschließung gelangen, die, ich schwöre es Ihnen, Ihr Lebensglück ebenso bedeutet wie das Pauls. Denn Paul ist ein braver und treuer Junge und wohl dem Weibe, das einst seinen Namen trägt."

Er beugte sich bei diesen Worten über ihre Hand nieder und drückte seine Lippen auf sie. Da warf Malvine laut aufschluchzend in leidenschaftlicher Bewegung beide Arme um seine Schultern und küßte ihn auf das schwarze seidene Haar, dann sprang sie auf und floh aus dem Zimmer. Auch Wilhelm eilte in großer Verwirrung davon, dem Zufalle tief dankbar, daß er ihm jetzt die Begegnung mit Frau Brohl oder Frau Märker erspart hatte. Erst auf der Straße atmete er auf wie Jemand, der ein schweres Abenteuer heil bestanden hat. Aber sein Herz

klopfte laut und in ihm regte sich ein leises, dunkles, formloses Gefühl, das er um keinen Preis beleuchten und zergliedern wollte, dessen Vorhandensein er aber wahrnehmen mußte und das ihm so unleidlich war wie das Bewußtsein, einen garstigen Schmutzfleck am Rücken seines Rockes zu haben, an einer Stelle, die er nicht sehen konnte.

Paul wurde noch denselben Mittag von der Unterredung verständigt, wobei Wilhelm über Malvinens Gefühlsausbruch zart hinwegglitt, und er eilte unverzüglich nach der Lützowstraße, um mit stürmender Hand die Veste zu erobern, in deren Bollwerk sein Freund für ihn eine Bresche gebrochen hatte. Er wurde von Frau Brohl empfangen, die ihm geheimnisvoll winkte und ihn in ihr Schlafzimmer führte, das in der Wohnung weit rückwärts lag und vom Salon durch das große Eßzimmer getrennt war. Mit ihrer schwachen, seufzenden Stimme machte sie ihm zunächst milde Vorwürfe, daß er nicht mehr Vertrauen zu ihr gehabt und nicht früher ein offenes Wort mit ihr gesprochen habe. Seine Entschuldigungen unterbrechend erzählte sie dann, was vorgegangen war. Sie hatte mit Verwunderung erfahren, Doktor Eynhardt sei da gewesen und wieder fortgegangen, ohne ihr auch nur guten Tag zu wünschen. Als sie nach Malvine sehen wollte, um sie zu fragen, was der Besuch bedeutet habe, kam ihr die Enkelin entgegen, fiel ihr um den Hals und weinte und weinte, daß es der Großmutter ganz weich ums Herz wurde. Mit Mühe und Not entriß sie ihr bruchstückweise und unklar die Geschichte der Auseinandersetzung mit Wilhelm und nun konnte sie sie trösten und ihr beteuern, daß Alles gut werden solle. Malvine sei auf ihrem Zimmer, fuhr Frau Brohl fort, und sie meine, er solle jetzt nicht versuchen, sie zu sehen. So ein thöricht unerfahrenes Ding müsse doch etwas Zeit haben, vernünftig zu werden, übrigens werde sie Alles besorgen und Herr Haber könne sie schon jetzt, wenn er wolle, Großmama nennen. Er küßte ihr bewegt und dankbar die Hand, in ihren matten braunen Augen glänzte es feucht, sie rief auch Frau Märker herbei, die über den Stand der Dinge, welchen sie erst jetzt erfuhr, große Augen machte, doch mit schnell bereiter Rührung den künftigen Schwiegersohn umarmte; es war eine würdige Szene, zärtlich, aber ohne unfeine Übertreibung, wie es sich für eine ehrbare Familie geziemt, und wenn auch sämtliche reichen Leute von

Stettin Zuschauer gewesen wären, sie hätten nicht anders sagen können, als daß Alles gut und löblich hergegangen sei.

In den nächstfolgenden Tagen redete Frau Brohl ihrer Enkelin unausgesetzt ins Gewissen. Sie stellte ihr gelassen, aber mit einer Bestimmtheit, die keine Einwendung zuließ, dar, daß sie einfältig sei und sich an ihrem guten Glücke versündige; Paul sei die weitaus bessere Partie von den beiden, er sei eleganter und praktischer als Wilhelm, habe weit bessere Lebensaussichten als dieser und wem blond gefalle, der werde ihn ebenso hübsch finden wie den andern. Zum Überflusse liebe Paul sie und Wilhelm nicht, was immerhin auch zu erwähnen sei. Solchen Vorstellungen konnte Malvine um so weniger unzugänglich bleiben, als ihr ja Paul im Grund immer sympathisch gewesen war. Am nächsten Tage hörten ihr die Augen zu wässern auf und die Seufzer wurden seltener und seichter, zwei Tage darauf kehrte auch der Appetit wieder, angesichts welchen untrüglichen Zeichens eingetretener Beruhigung Frau Brohl nicht zögerte, Paul heranzuwinken; bei der ersten Begegnung war er noch ein wenig beklommen und sie etwas zurückhaltend, aber das gab sich wunderbar rasch, er war jetzt immer mit ihr zusammen, sie fand an seiner männlichen, blühenden Erscheinung und seinem ehrlichen Wesen immer innigeres Gefallen, Frühling war es auch, die Sonne leuchtete, der Himmel blaute, in ihrem Zimmer duftete jeden Tag ein frischer Blumenstrauß, den ihr Paul mit der Pünktlichkeit eines Briefträgers um elf Uhr Vormittags brachte, und als vierzehn Tage später im engsten Kreise die Verlobung gefeiert wurde, da war es ihr beim ersten Kuß auf die Lippen, den sie in Gegenwart ihrer Mutter und Großmutter und der Eltern Pauls empfing, ganz warm ums Herz und es hätte sie schwerlich in Verwirrung gebracht, wenn Wilhelm gekommen wäre, statt in seinem Feingefühle die ihm gewordene Einladung abzulehnen.

Nach Pfingsten richtete Frau Brohl dem jungen Paare die Hochzeit aus. Bei der Trauung in der Zwölf-Apostelkirche trug sie ihr schwerstes Seidenkleid und den ganzen Familienschmuck wie einst in Stettin bei den Kirchgängen an den höchsten Feiertagen. Ihre geknickte Gestalt war etwas gerader als sonst und über ihrem blassen, leidenden Gesichte schwebte ein Lächeln stolzer Befriedigung. Denn mehrere reiche Leute aus Stettin waren eigens zur Hochzeit nach Berlin gekommen und der Vater des

Bräutigams, der alte Herr Haber, an dessen Arme sie ging, war ein stattlicher Mann mit langem Vollbart und Paul trug seine Uniform und einen japanischen Orden, den er auf Veranlassung einiger japanischer Hörer seiner Ackerbauchemie-Kurse bekommen hatte, und in der Kirche waren viele Offiziere in Uniform nebst einer ganzen Anzahl von Professoren, Geheimräten und Räten. Pauls gesundes Antlitz strahlte vor Glück, sein blonder Schnurrbart stand triumphierend, die Scheitelung seines dichten, kurz gehaltenen Haupthaars war mathematisch gerade und ein Feldmarschall hätte geschworen, daß er ein Berufsoffizier sei. Die Braut war rosig und erfreulich anzusehen. Schleier und Kranz waren meisterhafte Handarbeiten der Familie, deren Kunstfertigkeit auch die Stickereien des Atlaskleides verrieten. Wilhelm war einer von Pauls Zeugen. Als er nach der Trauung zum glücklichen Paare herantrat und es beglückwünschte, da sah ihn Malvine mit einem Blick an, der gelinde Rührung und vielleicht ganz leise einen sanften Vorwurf ausdrückte; Paul aber preßte seine Hand und flüsterte ihm mit überströmender Dankbarkeit und Freude ins Ohr: „Dein Freund fürs Leben, Wilhelm, fürs Leben."

7.

Symposion.

Kaum von seiner Hochzeitsreise, deren Ziel Paris war, heimgekehrt, überraschte Paul seine Freunde durch eine Reihe gänzlich unvermuteter Handlungen. Er gab seine Dozentur auf, obwohl ihm die Ernennung zum außerordentlichen Professor schon für das nächste Semester bestimmt zugesagt war, er verließ seine junge Frau auf drei Wochen, während welcher man wenig von ihm hörte und nur ab und zu einen Brief mit dem Poststempel von Hamburg, Altona oder Harburg empfing, dann tauchte er wieder auf und teilte Malvine als vollendete Thatsache mit, daß sie von Berlin wegziehen würden, um künftig einen Teil des Jahres in Hamburg, den größten Teil auf einem Gut im Hannöverschen, nahe bei Harburg, zu leben, denn er habe sich entschlossen, die akademische Laufbahn zu verlassen und praktischer Landwirt zu werden, und er habe in dieser Absicht eine große Pachtung übernommen. Wilhelm und Schrötter ließ er von seinen Plänen mehr wissen. Was er mit Kaufrecht gepachtet hatte, das war gar kein Gut, sondern ein vollständig wüstes Moor, genannt das Friesen-Moor, dessen einziger Ertrag gegenwärtig saures Sumpfgras war, welches selbst die wenig verwöhnten Haidschnucken nicht mochten. Dieses Ödland, zu naß, um auch nur Torf zu geben, war augenblicklich wertlos und man hatte es darum um wenige Thaler haben können. Paul war nach jahrelangen Studien, von deren Ergebnissen er keiner sterblichen Seele bisher ein Wort gesagt hatte, zu der wissenschaftlichen Überzeugung gelangt, daß derartige Moore, entwässert und entsprechend gedüngt, das reichste Ackerland geben würden, und als er sich im Besitz eines großen

Kapitals sah, zögerte er keinen Augenblick, seine Theorie praktisch zu erproben. Das war immerhin ein Wagnis, bei dem er das ganze Geld einbüßen konnte, er hatte aber festes Vertrauen zu seinen Kenntnissen und — „wer nicht wagt, gewinnt nicht". Malvine und der alten Frau Brohl über den spekulativen Charakter seines Unternehmens ein Licht aufzustecken hielt er für durchaus überflüssig. Denn er wußte, daß namentlich der letztern das bloße Wort Spekulation einen Todesschrecken einjagte und daß sie „Neuerung" in ihrem schlichten, ängstlichen Geiste mit „Geld ans Bein binden" übersetzte.

Malvinens Trennung von der Mutter und Großmutter veranlaßte viel Seufzer und Thränen, aber Paul hatte in der kurzen Zeit durch seine Ruhe und Bestimmtheit schon ein solches Ansehen bei den Frauen erlangt, daß man sich ohne Widerrede Allem unterwarf, was er in seiner kräftigen Weise anordnete. Frau Brohl packte der Enkelin also mehrere Kisten mit den köstlichsten Handarbeiten voll, gab ihr einige ihrer geheimsten Rezepte für eingemachte Früchte und Fischtunken mit und ließ sie ziehen. Der Versuchung, die freigewordene Stube links vom Vorzimmer mit dem förmlich zu den Thüren und Fenstern hinausdrängenden Überflusse des Salons zu füllen, widerstand sie tapfer, versprach vielmehr, den Raum unverändert zu lassen, damit das junge Ehepaar es bei Besuchen in Berlin als Absteigequartier benützen könne. Paul lud Frau Märker und Frau Brohl heuchlerisch ein, zu ihm auf das Gut zu ziehen; ihm machten auch zwei Schwiegermütter nicht bange. Großmutter und Mutter waren von so viel Anhänglichkeit gerührt, lehnten aber dankend ab. Darauf hatte der schlaue Hund natürlich gerechnet. Er wäre in großer Verlegenheit gewesen, wenn sie angenommen hätten. Denn um die ganze Wahrheit zu sagen: in der binsenbestandenen Wüstenei, die er mit vollem Munde sein „Gut" nannte, gab es noch keinen trockenen Fleck, wo man einen nicht mit Wasserstiefeln bekleideten Fuß hinsetzen konnte, geschweige denn ein Obdach für Stadtmenschen, die an Bequemlichkeit gewöhnt waren. Vorläufig wechselten auf dem Friesenmoor nur Tümpel mit schwarzen Erdwellen ab, wo man auftrat, da quatschte es und hinterließ der zurückgezogene Fuß ein mit braunem Wasser gefülltes Loch und die einzigen Bewohner des Sumpfes waren Rohrdommeln, Wasserhühner, Frösche und Kröten. Er zeigte das Gut nicht einmal Malvinen, sondern

brachte sie in Hamburg angenehm unter, reiste allein jeden Morgen nach Harburg und kam am Abend wieder heim.

In kurzer Zeit gewann aber die Gegend zwischen der Seeve und Süderelbe ein anderes Ansehen. Hunderte von Arbeitern brachten wimmelndes Leben in die verschwiegene Haide-Wildnis, die bis dahin mit ihren Wasserflächen wie mit schwermütig träumenden Augen still zum Himmel geblickt hatte. Da wurden Dämme aufgeworfen, Gräben gezogen, auf eingerammten Pfählen ein stattliches Wohnhaus, zahlreiche Wirtschaftsgebäude und ein ganzes Arbeiterdorf gebaut, auf den neuen Straßen, die mit Holzknüppeln, Reisig und Steinschutt fest gemacht waren, rollten mit friesischen Rossen bespannte Wagen, auf den seichten, breiten Wasserrinnen schwammen flache Barken, die Häuser kamen unter Dach, zahlreiche Windmühlen, die zum Wasserschöpfen dienten, gestikulierten unaufhörlich mit den Flügeln und als Paul, der Alles selbst angeordnet und beaufsichtigt, die Arbeiter täglich unterwiesen und angefeuert hatte, im Herbste Malvine zum erstenmale nach Harburg mitnahm, sie auf der Station seinen leichten Federwagen besteigen ließ und nach halbstündiger flotter Fahrt an die Grenze des Friesenmoors brachte, da konnte er ihr ein überaus erfreuliches Bild zeigen. Die Leute standen mit ihren Schiebkarren, Schaufeln und Grabscheiten an beiden Seiten des zum Wohnhause führenden Straßendammes und begrüßten die junge Frau mit so herzlichen Zurufen, daß ihr die Augen naß wurden, die unabsehbar weite Fläche sah mit ihrer regelmäßigen Folge einander rechtwinkelig schneidender Rillen so sorgsam bearbeitet, so gepflegt und zivilisiert aus, daß Malvine unwillkürlich an eine nette Handarbeit mit Schachbrettmuster dachte, die Windmühlen zum Wasserheben schlenkerten rastlos mit den langen Armen, als winkten sie der Herrin eifrige Grüße zu, das einstöckige Wohnhaus, zu dem einige Steinstufen emporführten, lag freundlich auf einer aufgeschütteten, von Stützmauern umgebenen Terrasse und öffnete seine zahlreichen hellen und weiten Räume Glück und Ruhe verheißend und Malvine fand an Allem solche Freude, daß sie am liebsten gleich die Möbel aus Hamburg herausgeschafft hätte und dageblieben wäre. Paul mußte an die Gefahren eines Winteraufenthaltes in einem noch nicht ganz trockenen Hause und an ihren besondere Rücksichten erheischenden Zustand erinnern, um sie zum Verzicht auf ihren Wunsch zu bestimmen.

Ende März brachte ein Hamburger Telegramm Wilhelm und Doktor Schrötter die Kunde von der Geburt eines strammen Jungen, dessen Pate der erstere wurde. Der neue Weltbürger ward auf die Namen Paul Wilhelm getauft, mit Wilhelm als Rufnamen. Bei Beginn der schönen Jahreszeit siedelte die Familie auf das Moor über, während Malvinens Mutter und Großmutter, die sie in den Wochen zärtlich gepflegt hatten, in ihr Berliner Museum zurückkehrten Diesen Sommer verlebte Paul in Aufregung und Unruhe. Es galt, den Erfolg seines kühnen Versuchs zu sehen. Sein ganzes Geld steckte in den Bauten, Erd- und Wasserarbeiten, wenn der trockengelegte und entsäuerte Sumpf das ihm anvertraute Saatgut nicht zwanzigfältig wiedergab, so war Paul ein zu Grunde gerichteter Mann. Aber „die Natur steht“ nach dem schönen Dichterworte noch immer „mit dem Genius“, und nicht nur mit diesem, sondern mit Jedem, der im Namen ihrer Gesetze etwas von ihr fordert, „im ewigen Bunde“ und als der Juli ins Land zog und Paul die dichtstehenden starken Halme seiner Gerste und seines Weizens übersah, da wurde er aller Sorge ledig und im August verkündeten begeisterte Briefe den Freunden, daß die Schlacht gewonnen, die Ernte über alle Erwartung großartig und sein vor anderthalb Jahren vollkommen wertloses Moor ihm nicht für eine australische Goldgrube feil sei. Er hing jetzt an dem Gute mit einer väterlichen Zärtlichkeit wie an einem vernünftigen lebenden Wesen, dessen Erziehung und Bildung ihm oblag; die erste Ernte hatte ihm Erfahrungen gegeben, die neue Arbeiten veranlaßten, er blieb auch den Herbst und Winter über in seinem Haus inmitten der ihn vergötternden Arbeiter, die jetzt eine zahlreiche Kolonie mit Weibern und Kinderscharen den Damm entlang bildeten, und er war glücklich in seinem freiwillig eingeengten Gesichtskreise, den der Lauf der Süderelbe und der Seeve begrenzte.

Für Wilhelm waren diese zwei Jahre äußerlich ereignislos verlaufen. Vormittags arbeitete er im physikalischen Institute, Nachmittags studierte er zu Hause, Abends plauderte er mit Schrötter, eine Reise nach Hamburg und ein vierzehntägiger Aufenthalt im Friesenmoor-Hause hatten Erholung und Abwechselung gebracht, Paul kam nicht selten nach Berlin und fand im unverändert traulichen Beisammensein mit den beiden Freunden alle Stimmungen der Jünglingsjahre wieder, denen der nur um

ein Jahr jüngere Wilhelm mit seiner mädchenhaften Gesichtsfarbe, seinen schwärmerischen Augen und seiner weltfremden Art noch gar nicht entwachsen schien. Der Professor der Physik, der häufig von fremden Regierungen gebeten wurde, Lehrkräfte für europäische und überseeische Hochschulen zu empfehlen, lud Wilhelm wiederholt ein, nach der Türkei, nach Japan, nach Chili als Professor der Physik zu gehen, denn er hatte von seinem Wissen die höchste Meinung und bedauerte tief, daß sein Abenteuer mit Herrn von Pechlar ihm einen deutschen Lehrstuhl unzugänglich machte; Wilhelm lehnte aber jedesmal ab, stets mit derselben Begründung, daß er sich nicht zum Lehren, nur zum Lernen berufen fühle.

Mit Varinskoi, dessen unsittliche Weltanschauung ihm auf die Dauer unausstehlich geworden war, verkehrte er kaum mehr und er sah ihn fast nur noch, wenn er kam, um von ihm Geld zu borgen; dagegen war seit einiger Zeit eine neue ungewöhnliche Menschenerscheinung in seinen engsten Umgangskreis getreten. Das war ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann Namens Dörfling, eine hochgewachsene, hagere Gestalt mit langen, schlichten, schon ganz ergrauten Haaren, der Stirn eines Erleuchteten und tiefen Geisteraugen im fleischlosen Gesicht. Er war vom Rhein und der Sohn eines reichen Kaufmanns, dessen Firma er erben sollte. Bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre saß er getreulich neben seinem Vater in dessen Schreibstube und verriet durch nichts, daß er auf der Welt noch außerhalb des Hauptbuchs Interessen habe. Dann starb der Vater und Dörfling beeilte sich, das Geschäft zu liquidieren und sich vollständig philosophischen Studien zu widmen. Jahrelang zog er von einer Hochschule zur andern, zu Füßen der berühmtesten Lehrer sitzend und sich in deren Systeme vertiefend. In Heidelberg hatte Wilhelm ihn kennen und schätzen gelernt, doch war er ihm später aus den Augen gekommen. Im Herbste 1872 tauchte Dörfling plötzlich in Berlin auf und knüpfte seine alten Beziehungen zu Wilhelm wieder an. Seitdem war der wunderliche Autodidakt ein häufiger Gast bei Doktor Schrötters klassischen Abendessen und ein Begleiter Wilhelms auf dessen Nachmittag-Spaziergängen.

Dörfling war der aufmerksamste Zuhörer, den man sich wünschen konnte, doch selbst sehr wortkarg. Wenn das Gespräch

auf die großen Fragen der Erkenntnis, der Sittlichkeit, des Lebenszwecks kam, wie es bei diesen feinen und tiefen und von den gröbsten Lebenssorgen freien Geistern fast täglich geschah, so bestand Dörflings Anteil an der Unterhaltung ziemlich regelmäßig in der halblauten Bemerkung: „Ja, ja, das ist ein gewaltiger und aufregender Gegenstand. Ich beschäftige mich gerade jetzt mit ihm und in meinem Buche werden Sie meine Ansicht über ihn finden.“ Forderte man ihn auf, diese Ansicht schon jetzt zum Besten zu geben oder wenigstens anzudeuten, so schüttelte er leise den Kopf und sagte: „Ich bin kein Stegreifdenker. Meine Gedanken ringen mühsam nach klarem Ausdruck und ich erjage ihn nur mit der Feder in der Hand.“ Kein Tag verging ohne eine Anspielung auf „das Buch“, dem er seine Nächte widmete, bei dessen Erwähnung seine Stimme einen geheimnisvoll feierlichen Klang annahm und das er als seine Lebensaufgabe bezeichnete. Nähere Angaben waren aus ihm nicht herauszubringen, weder über den Titel, noch über den Umfang, noch über den Inhalt. Daß es ein philosophisches Werk sein mußte, schloß man aus den Stoffen, von denen er erklärte, daß er „sich eben mit ihnen beschäftige und sich in seinem Buch über sie aussprechen werde“. Das war aber auch Alles, was man über dieses erfuhr. „Das Buch“ wurde im Freundeskreise sprichwörtlich. Schrötter und Wilhelm waren zu ernst und edelgesinnt, um Dörfling unzart zu necken, doch sagte ihm der erstere manchmal mit einem Anfluge von Lächeln um die Mund- und Augenwinkel, er werde hoffentlich für dies oder jenes, wovon eben die Rede war, noch ein Plätzchen in seinem Buche finden, damit man auf diese Weise doch erfahre, wie er darüber denke; Paul, der ihn bei seinen häufigen Anwesenheiten in Berlin fast immer sah, fragte ihn anfangs harmlos, dann gutmütig hänselnd, ob „das Buch“ nun bald fertig sein werde, worauf er nie eine Antwort erhielt, was aber stets zur Folge hatte, daß Dörflings bleiches Gesicht noch blasser wurde und zwischen seinen tiefen Augen eine Schmerzensfurche erschien. Nur Barinskoi, der sich an ihn wie früher an Wilhelm herangemacht hatte und weise wechselnd einmal bei diesem, einmal bei jenem pumpte, war so geschmacklos und grausam, über „das Buch“ derber zu scherzen, es einmal eine Schraube ohne Ende, ein andermal den heiligen Gral zu nennen, es bald mit dem un-

sichtbaren, aber zweifellos vorhandenen Kriegsschatz im Juliusturme, bald mit Sindbads nur dem Vogel Rock bekanntem Diamanten-Lande zu vergleichen und in hundert Formen unziemliche Zweifelsucht und frivole Spottlust zu bekunden. Nach einer seiner zeitweise wiederkehrenden gemeinen Schnaps- und Dirnen-Orgien blieb er länger als sonst verschwunden und sah bei seinem Wiedererscheinen äußerst elend aus. Dörfling erfuhr auf seine freundliche Erkundigung, daß er eine Lungenentzündung überstanden habe, und um sich für die Teilnahme doch dankbar zu erweisen, fügte Barinskoi die Bemerkung hinzu: „Die Ärzte gaben mich auf, aber Sie haben mich am Leben erhalten, denn ich wollte nicht sterben, ehe ich Ihr Buch gelesen habe.“ Dörfling sah ihn blos mit einem kurzen Blicke der Verachtung an und wandte ihm den Rücken.

Da geschah es eines Tages, kurz nach Ostern 1874, daß Dörfling seinen Freunden eine große Neuigkeit mitteilte: „das Buch“ war fertig, es war sogar schon gedruckt und sollte in den nächsten Tagen im Kommissionsverlag einer großen Firma erscheinen; ehe es aber in die volle Öffentlichkeit des Buchhandels hinausgeschickt wurde, wollte er ihnen die ersten Exemplare überreichen. Das gedachte er bei einem kleinen Liebesmahle zu thun, zu welchem er sie einlud. Er hatte siebzehn Jahre lang das Buch im Kopfe getragen, acht Jahre lang daran geschrieben, es nahm in seinem Leben einen solchen Platz ein, daß man ihm die kleine Eitelkeit verzeihen werde, seine Vollendung durch ein bescheidenes Fest zu feiern. Auch Paul war brieflich gebeten, dabei zu sein, und die Sache schien ihm der Mühe wert, eigens nach Berlin zu kommen.

Am anberaumten Abend um acht Uhr versammelte man sich bei Borchhardt in der Französischen Straße. Ein würdiger Kellner, der das Antlitz, den Bart, die Kahlheit und die Haltung eines Botschafters hatte, empfing die Eingeladenen und führte sie nach einem der abgesonderten Räume, welche die linke Seite des großen Saals im erhöhten Erdgeschoß einnahmen. Dicke rote Tapeten polsterten das kleine Kabinet innen wie ein Schmuckkästchen aus, schwere Teppich-Portièren schlossen es gegen den Saal hin ab, mehrere Gasflammen erhellten, aber erhitzten auch seine Enge ein wenig über das Maß des Behaglichen. Ein großer Tisch, den an drei Seiten breite Divans umgaben, füllte das Kabinet fast

ganz aus. Er war reich gedeckt und mit Blumen geschmückt. Römer, Bordeauxgläser und Sektkelche vor jedem Gedecke kündigten ein Weinprogramm von schöner Mannigfaltigkeit an. Aus einem großen Eiskübel neben dem Eingange reckten Champagnerflaschen goldene Hälse hervor. Dörfling war natürlich vor seinen Gästen da und begrüßte sie, sowie der Kellner vor ihnen die schwere Portière des Kabinets aufhob. Er hatte Frack und weiße Halsbinde angelegt wie zu einem Hochzeitsschmaus und auch sein Antlitz, das noch etwas bleicher war als sonst, sah merkwürdig feierlich aus, so daß seine Freunde im ersten Augenblicke ganz verschüchtert wurden und sich entschuldigen zu müssen glaubten, daß sie im Straßenanzuge gekommen waren. Er unterbrach sie mit der Bitte, ihm die kleine Schrulle nachzusehen und kein Wort mehr über eine solche Äußerlichkeit zu verlieren, da er sonst gezwungen wäre, nach Hause zu fahren und in einem Schlafrock oder Reise-Ulster wiederzukommen.

Man setzte sich unter dem Eindrucke dieses eisbrechenden Wortes zu Tisch. An der Rückwand nahmen Dörfling und zu seiner Rechten Schrötter, an der linken Seite neben Dörfling Wilhelm und Paul, an der rechten neben Schrötter Barinskoi und ein Freund des Festgebers, ein Herr von Mayboom, Platz. Dieser Herr von Mayboom, ein Rheinländer wie Dörfling, war einer der erfolgreichsten Possendichter der Zeit und ein tiefdunkler Pessimist. Wenn er ein lustiges Couplet geschrieben hatte, erholte er sich von der Arbeit, indem er in Gesellschaft Dörflings über die Tragik von Welt und Menschenleben seufzte. Die Zeitungen behandelten seine Stücke als namenlosen Schund, das Publikum schwärmte für ihn wie nicht für Goethe. Die ernsten Kritiker faßten seinen Namen nur noch mit der Zange an, die Theaterdirektoren lieferten einander homerische Kämpfe, um in den Besitz seiner Arbeiten zu gelangen. Nach jeder neuen Posse von ihm schickte ihm sein Theateragent eine Fuhre vernichtender Rezensionen und sein Bankier ein Bündel ausgezeichneter Staatspapiere ins Haus. Er hatte eine schöne Frau, die ihn vergötterte, zwei wundervolle Kinder, die schon einigen verhärteten Junggesellen Heiratsgedanken eingegeben hatten, und die Miene und Haltung des Timon von Athen.

Auf Dörflings Klingeln erschienen zwei Kellner, von denen der eine eine mächtige Schüssel mit Austern auf den Tisch setzte,

während der andere mit großem Ernst in dem unbewegten Gesichte vor jeden der Gäste ein dickes Buch in stattlichem Oktav hinlegte.

„Die letzten der Saison!“ rief Barinskoi erfreut und langte sich einige der prächtigen Austern.

„Das Buch! Bravo!“ sagte Paul und reichte Dörfling über Wilhelm hinweg die Hand.

Es entstand ein kurzes Schweigen, während dessen Alle, auch der cynische Barinskoi, das Buch betrachteten. Auf dem perlgrauen Umschlage lasen sie: „Philosophie der Befreiung, von X. Rheinthaler.“

„Schöner, vielsagender Titel!“ unterbrach Wilhelm zuerst die Stille.

„Würde sich ausgezeichnet für eine Posse mit Gesang eignen,“ bemerkte Mayboom mit gramvoller Miene. Barinskoi lachte laut auf, während Dörfling ihn sanft bittend ansah. Der Possendichter stieß einen tiefen Seufzer aus und begann zu essen.

„Aber warum Rheinthaler?“ fragte Paul.

„Ich wollte das Buch ursprünglich anonym erscheinen lassen. Aber das Publikum ist nun einmal gewohnt, auf dem Titelblatt einen Eigennamen zu lesen. Wenn es keinen findet, so ist seine klatschsüchtige Neugierde erst recht erregt und es tritt ein, was ich gerade vermeiden möchte: die Ablenkung der Aufmerksamkeit vom Wesentlichen aufs Unwesentliche.“

„Das erklärt noch immer nicht, weshalb Sie nicht einfach Ihren Namen hinsetzten,“ wendete Paul ein.

„Meinen Namen? Wozu? Was ist ein Name? Was ist eine Individualität, die doch der Name symbolisiert? Die Gedanken, die ich in diesem Buch ausgesprochen habe, sind nicht von mir, dem vergänglichen Zufalle, Dörfling genannt, sondern vom Absoluten, dem Einen und Ewigen, das in meinem Hirne denkt. Ich bin ein Austräger von Wahrheiten, die mir zur Bestellung anvertraut sind. Was würden Sie von einem Briefträger sagen, der auf jeden abzugebenden Brief seinen Namen hinmalte?“

„Solcher Selbstlosigkeit wäre ich nicht fähig,“ meinte Paul. „Wenn ich die besten Jahre meines Lebens einer Arbeit widmen würde, so könnte ich dann nicht auf die verdiente Anerkennung verzichten.“

„Anerkennung! Herr Haber, was ist das für ein Wort! Man thut ja, was man thut, nicht weil man will, sondern weil man muß, nicht wegen einer beabsichtigten Wirkung, sondern wegen einer zwingenden Ursache. Wer für seine Handlungen auf Lohn irgend welcher Art rechnet, der steht auf dem naiven Standpunkte der thörichten Frau, die auf den Dank der Leute Anspruch zu haben glaubt, weil sie schön ist, oder des unverständigen Kindes, das belobt und gestreichelt sein will, weil es artig sein Mittagbrod aufgegessen hat. Eine reifere Anschauung gelangt zum Begriffe der Pflicht, die man um ihrer selbst willen erfüllt und nicht in der Hoffnung auf eine nachträgliche Befriedigung individueller Eitelkeit oder Selbstsucht. Kants Lehre vom kategorischen Imperativ ist eine noch unklare, aber schon deutlichere Umrisse erkennen lassende Ahnung, daß jede Menschenthätigkeit die Wirkung von sittlichen Gewalten ist, denen nicht zu gehorchen uns nicht freisteht. Anerkennung! Erwartet der Wind Anerkennung, wenn er Schiffe treibt? Fürchtet er Tadel, wenn er Schiffe zerschmettert? Er bläst, wie er muß, und was die Menschen dazu sagen und die Bäume und Schornsteine und Meereswogen dazu thun, ist ihm gleich. Mein Hirn denkt nun, wie der Wind weht. Zwischen den Vorgängen in meinem Organismus und den Vorgängen in der Atmosphäre ist kein Unterschied. Beiden gebieten dieselben ewigen Naturgesetze und diese erfülle ich, wenn ich ein Buch schreibe."

„Über diesen Punkt denke ich genau wie Sie," sagte Wilhelm.

Die Austern waren gegessen und mit einem Markobrunner von wunderbarer Blume hinabgespült. Die Kellner brachten eine duftende Printanière-Suppe. Am Tische stockte die Unterhaltung, denn unwillkürlich hatte Jeder das Buch geöffnet und blätterte darin, die einen vielleicht blos neugierig, die anderen mit tieferer Teilnahme.

„Bitte, jetzt nicht lesen," bat Dörfling, „das Buch ist auch morgen, was es heute ist, die Suppe aber wird kalt."

„Das ist das Wort eines Philosophen", bemerkte Barinskoi und versenkte seine rote, spitze Nase in den appetitlichen Dampf seines Tellers.

„Bei dem Blättern kommt ja freilich nichts heraus," sagte Schrötter, „es wäre deshalb freundlich von Ihnen, wenn Sie uns in einigen Worten den Grundgedanken Ihres Systems erklären würden."

„Wie könnte ich ein ganzes System in wenige Worte zusammendrängen und dabei klar bleiben," rief Dörfling erschrocken.

„Wir erlassen Ihnen alle Beweise und Entwickelungen; die lesen wir nachträglich in Ihrem Buche. Sie sollen uns blos dogmatisch die großen Linien Ihrer Philosophie der Befreiung zeigen."

Alle Gäste schlossen sich in dringender Weise dem Ersuchen Schrötters an, am eifrigsten Paul, der mit geheimem Schrecken daran gedacht hatte, daß er das dicke, unheimlich abstrakte Buch werde lesen müssen, und jetzt die Möglichkeit sah, seinen wesentlichen Inhalt in angenehmer Kürze und Bequemlichkeit zu erfahren.

Dörfling weigerte sich eine Weile, als aber die Freunde nicht abstanden, begann er:

„Der Welterscheinung liegt meiner Meinung nach ein einheitliches geistiges Prinzip zu Grunde, das Sie nennen können, wie Sie wollen: Kraft, letzte Ursache, Willen, Weltbewußtsein, Gott. Dieses ewige und eine Prinzip spaltet Teile seines eigenen Wesens von sich ab. Das sind die Menschenseelen. Jede Menschenseele hat die deutliche Erinnerung, daß sie ein Bruchstück eines ewigen Ganzen ist; sie empfindet ihre fragmentarische Existenz als ein Leid und Unglück und sehnt sich danach, wieder zu dem Ganzen zurückzukehren, von dem sie getrennt wurde und in welchem allein sie wieder ihre Vollendung finden kann. Das individuelle Leben ist ihre Entfernung aus dem allumfassenden, von keiner Schranke eingeengten höchsten Dasein, der individuelle Tod die Wiedervervollständigung des endlichen Teils zum unendlichen Ganzen. Das Leben ist also naturnotwendig ein unausgesetzter Schmerz und eine endlose Sehnsucht und der Tod die Befreiung vom Schmerz und die Erfüllung der Sehnsucht. Der einzige Zweck des Lebens ist das schließliche Sterben und der Tod das Ziel, nach welchem jede Thätigkeit des lebenden Organismus eifrig hinstrebt."

Paul sah Wilhelm und Schrötter an, da sie aber schwiegen, sagte er auch nichts.

„Deine Philosophie der Befreiung wird nirgends so viel Verständnis finden wie in Plötzensee," sagte Mayboom. Barinskoi klopfte ihm lachend auf die Schulter, was ihn veranlaßte, sich mit einem kühl fremden Seitenblick ein wenig von ihm wegzurücken.

Schrötter hatte nachgesonnen und fragte nun: „Warum spaltet aber das ewige Weltprinzip Teile von sich ab?"

„Um seine Einheit durch eine Vielheit mannigfaltig zu machen, um durch die Schöpfung von Nicht-Ichs erst zum Bewußtsein seines Ichs zu gelangen."

„Wie anthropomorphisch gedacht!" rief Schrötter aus. „Ihr ewiges Weltprinzip erscheint Ihnen demnach als ein Herr, der sich langweilt, weil er ganz allein in der Welt ist, und seine Einsamkeit bevölkert, um zerstreuende Gesellschaft zu haben."

„Überdies setzt doch das Schaffen von Nicht-Ichs, um zum Bewußtsein des eigenen Ichs zu gelangen, schon Kenntnis des Zwecks dieser Handlung, also Bewußtsein voraus," fiel Wilhelm ein.

Dörfling schüttelte blos den Kopf. „Diese Einwendungen liegen nahe. Ihre Widerlegung werden Sie im Buche finden."

„Sie haben Recht," sagte Schrötter, „es ist unbillig, zu kritisieren, ehe man gelesen hat. Nur eins möchte ich noch bemerken, nicht in der Absicht, Kritik zu üben, sondern um etwas Thatsächliches festzustellen. Ihre Philosophie der Befreiung ist nichts Anderes als eine neue Form der alten christlichen Anschauung, welcher ebenfalls die Erde als Jammerthal, das Leben als Verbannung, der Tod als Heimkehr ins Vaterhaus gilt. Kein vatikanischer Theologe würde an der Orthodoxie Ihres Systems ein Häkchen finden."

„Verzeihen Sie, Herr Doktor," erwiderte Dörfling, „ich sehe zwischen meinem System und der christlichen Doktrin doch einen großen Unterschied. Beiden gemeinsam ist die Erkenntnis, daß das Leben eine Qual und der Tod eine Befreiung ist. Aber das Christentum erklärt nicht, weshalb Gott Menschen schafft und ins Erdenleid hinabsendet, statt sie ruhig bei sich im Frieden des Himmels zu lassen, während ich den Anspruch erhebe, die Schöpfung lebender und bewußter Wesen zu erklären."

„Das heißt, Sie behaupten, das ewige Weltprinzip schaffe Organismen, um sich zu objektivieren und so zum Bewußtsein seiner selbst zu gelangen."

„Allerdings."

„Nun, darauf haben wir Ihnen schon früher geantwortet," sagte Schrötter, „und ich will meine Einwendungen nicht wieder-

holen. Lassen Sie mich von Ihrem System absehen und Ihnen ganz allgemein sagen, daß ich zwischen Metaphysik und Theologie überhaupt nicht den geringsten Unterschied sehe. Ein metaphysisches System und ein religiöses Dogma sind beides Versuche, das unfaßbare Weltgeheimnis menschlich vernünftig zu erklären. Wenn der Neger das Rätsel der Spieldose dadurch zu lösen meint, daß er in ihrem Innern einen Geist vermutet, der auf Befehl des weißen Mannes musikalische Töne von sich giebt, so thut er genau dasselbe, was Priester und Philosophen bei uns thun, wenn sie in die große Mechanik des Weltalls einen Gott oder ein ewiges Prinzip oder wie immer der Fetisch heißen mag hineindichten. Es liegt in unserer Menschennatur, daß wir hinter das Warum und das Wie der Erscheinungen gelangen wollen. Wenn wir ihre Gründe nicht wissen können, so helfen wir uns mit Vermutungen oder noch einfacher mit bewußten Erdichtungen. Diese Vermutungen sind unsinniger oder vernünftiger, je nachdem unsere Kenntnisse unzureichender oder umfassender sind. In ihrer Kindheit begnügt sich die Menschheit mit Märchen als Erklärung des Weltgeheimnisses; in ihrem reifern Alter will sie plausiblere Hypothesen haben. Die Märchen liefert ihr die Theologie, die Hypothesen die Philosophie. Die Religion trägt eine erdichtete Lösung des Welträtsels in konkreter, die Metaphysik in abstrakter Form vor, jene erzählt und versichert, diese argumentiert und vermeidet Unwahrscheinlichkeiten. Das sind Unterschiede des Grades, nicht des Wesens."

„Sie sprechen mir aus der Seele!" rief Wilhelm. „Die Metaphysik ist ebenso unfähig wie die Religion, wirkliche Aufschlüsse über das zu geben, was sich hinter der Welterscheinung verbirgt, und ich begreife einfach nicht — verzeihen Sie, Freund Dörfling, daß ich Ihnen ganz ehrlich sage, was ich meine — ich begreife einfach nicht, wie ein Philosoph sein System selbst ernst nehmen kann. Er muß doch wissen, daß seine Erklärung nur eine Vermutung, bestenfalls eine Möglichkeit ist, und er hat den Mut, sie als eine Gewißheit zu verkünden! Nein, Freund, von der Metaphysik erwarte ich nichts. Sie interessiert mich nur als Mittel zum Studium der Psychologie. Die Geschichte der philosophischen Systeme ist eine Geschichte der Entwickelung des Menschengeistes. Der einzige Wert der Systeme ist der von Zeugnissen für den jeweiligen Umfang des mensch-

lichen Denkvermögens. Objektive Wahrheit ist in allen Systemen zusammengenommen auch nicht ein Fünkchen enthalten."

„Das ist überhaupt der Grundunterschied zwischen der Naturwissenschaft und der Metaphysik," fiel Schrötter ein. „Die Wissenschaft stellt genau die Grenze des Wissens und Nichtwissens fest und ruft an dieser Grenze aus: Hier hört unsere Erkenntnis auf und von dem, was jenseits liegt, wissen und verstehen wir nichts, absolut nichts. Die Metaphysik dagegen will an dieser Grenze nicht stehen bleiben. Sie vermischt Wissen und Träumen und giebt beides für gleichwertig aus. Sie erklärt Dinge, die sie nicht versteht noch verstehen kann, und bietet uns ausführliche Beschreibungen von Gebieten, die sie nie betreten hat und die die Menschheit vielleicht nie betreten wird."

„Darf ich für die arme Metaphysik ein Wort der Verteidigung einlegen?" fragte Dörfling mit leisem Lächeln.

„Immerzu!" rief Barinskoi, der allein mehr trank als alle Übrigen zusammen und dem das ernste Gespräch außerordentliche Kurzweil zu bereiten schien.

„Sehen Sie, Freund Eynhardt, ich an Ihrer Stelle würde nicht so bestimmt behaupten, die Metaphysik enthalte kein Fünkchen objektiver Wahrheit. Um das sagen zu können, müßte man doch wissen, was die objektive Wahrheit ist. Das aber wissen Sie nicht, wie Sie selbst bekennen, und so müssen Sie logischer Weise doch wenigstens die Möglichkeit zugeben, daß eins der metaphysischen Systeme wirklich die objektive Wahrheit oder doch ein Fünkchen derselben enthält. Ich bin über diesen Punkt ganz anderer Meinung. Ich glaube, die volle Kenntnis des wirklichen Verhaltens der Dinge, der Gründe aller Erscheinungen, der Weltgesetze, kurz dessen, was Sie die objektive Wahrheit nennen, ist eine Grundeigenschaft der Atome oder woraus sonst die Welt besteht. Die absolute Erkenntnis, sage ich, ist dem Stoff inhärent wie Bewegung und Anziehung. Der Stoff lernt sie nicht, er besitzt sie. Die Zelle hat keine Chemie studiert, sie vollzieht aber mit unfehlbarer Sicherheit die wunderbarsten chemischen Arbeiten. Das Wasser weiß nichts von Physik und Mathematik, der Strahl des Springbrunnens steigt aber genau so hoch, wie es die Formel der Hydraulik vorschreibt."

„Bravo!" unterbrach hier Mayboom; „das erklärt mir endlich die sonst nicht zu begreifende unfehlbare Sicherheit, mit

der Blumentöpfe Vorübergehenden gerade auf den Kopf und nicht daneben fallen."

„Bitte Mayboom, heute keine schlechten Witze," wies ihn Dörfling sanft zurecht. Der Possendichter stieß einen tiefen Seufzer aus und versank in stilles Brüten, der Philosoph aber fuhr fort:

„Die Erkenntnis der Wahrheit, die jedem Atom anhaftet, wohnt natürlich auch dem Menschen inne. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß der Mensch eine überaus zusammengesetzte Gruppierung von unzählbaren Millionen und Billionen Atomen ist. Das Gesamtbewußtsein des Menschen kann ebensowenig wissen, was jedes der ihn bildenden Atome weiß, wie eine große Volksversammlung Griechisch oder Sanskrit versteht, weil das eine oder andere ihrer Mitglieder dieser Sprache mächtig ist. Nur durch gegenseitige Mitteilung und Belehrung könnte in der Versammlung das Sonderwissen der Einzelnen zum Wissen der Gesamtheit werden. Das, was in der Versammlung Mitteilung und Belehrung ist, das ist im einzelnen Menschenorganismus der innige, harmonische Anschluß der Atome an einander. Die Entwickelung der Lebewesen denke ich mir so, daß die sie bildenden Atome zuerst nur lose zusammenhängen und noch ein großes Maß von Unabhängigkeit bewahren, allmählich aber immer näher, immer fester zusammentreten und immer mehr von ihrer Selbständigkeit zu Gunsten des Gesamtorganismus aufgeben. Im Laufe dieses Entwickelungsprozesses tritt von der Erkenntnis der Einzelatome immer mehr in das Bewußsein des Gesamtorganismus über. Zuerst ist es eine äußerst blasse und unsichere Ahnung wie die Lichtempfindung eines Staarblinden, dann werden die Umrisse der Wahrheit immer deutlicher und heller und einst wird man sie ganz scharf und klar sehen. Die verschiedenen Erklärungsversuche des Weltgeheimnisses sind der Ausdruck dieser Ahnungen der Wahrheit. So enthält jedes der auf einander folgenden religiösen und metaphysischen Systeme meines Erachtens thatsächlich einen Kern von Wahrheit und die Hüllen, die diesen Kern umgeben, werden dünner und durchsichtiger in dem Maße, in welchem wir uns höher entwickeln."

„Das hört sich so hübsch an wie ein Märchen," sagte Schrötter, „aber — es ist auch nur ein Märchen. Sie vermuten, daß es sich so verhält, es könnte sich ja auch so ver=

halten, aber Sie sind nicht im Stand, es zu beweisen, und wenn ich es leugnen will, so haben Sie kein Mittel, mich zum Glauben zu zwingen, wie ich Sie etwa zwingen kann, mir zu glauben, daß zweimal zwei vier sind. Nein nein. Bei diesen metaphysischen Spekulationen kommt nichts heraus. Ich lasse darum von der ganzen Philosophie nichts gelten als die Psychologie und zwar ihre naturwissenschaftliche Richtung, die Psycho-Physiologie. Wir sind auch heute noch nicht weiter als die alten Griechen, deren Weisheit als letzten Schluß die Formel fand: Kenne dich selbst. Wir können hoffen, uns selbst zu kennen, eines Tages zu wissen, was in unserm Gehirne vorgeht. Daß unsere Erkenntnis jemals darüber hinaus gehen wird, glaube ich wirklich nicht."

„Mich hat das Studium der Naturwissenschaft zu derselben Überzeugung geführt," bemerkte Wilhelm. „Wir wissen heute nichts vom Wesen der Erscheinungen und von ihren letzten Gründen, wir haben gestern nichts davon gewußt, wir werden morgen nichts davon wissen. Den großen Fortschritt des menschlichen Denkens sehe ich gerade darin, daß wir uns heute keiner Selbsttäuschung mehr hingeben und genau wissen, was wir nicht wissen, während man sich gestern noch selbst betrog und sich einbildete, die Fabeln der Religion und Metaphysik seien positives Wissen. Die Geschichte der Naturwissenschaften ist in dieser Hinsicht überaus interessant. Sie lehrt, daß jeder Schritt nach vorwärts nicht in einer neuen Erklärung, sondern im Beweise bestand, daß die frühere Erklärung der Erscheinungen unrichtig war. Das Gebiet, das die exakte Wissenschaft beleuchtet, wird nicht weiter, wie Laien glauben, sondern enger. Ich möchte sagen, sie baut ganz nahe um uns eine Steinmauer auf, während uns früher täuschende, wallende Nebel unbestimmt umwogten. Es wäre lohnend, aus diesem Gesichtspunkte die Geschichte der Wissenschaft zu studieren."

„Warum schreiben Sie keine solche Geschichte?" fragte Schrötter.

„Wozu? Es giebt nichts Eitleres, als zu den Millionen Bücher noch ein Buch hinzuzufügen. Alles, was man sagen möchte, ist schon gesagt. Wirklich Neues wird alle tausend Jahre einmal geschrieben, alles Übrige ist Wiederholung, Verwässerung, Kompilation. Wenn Jeder, der über einen Gegenstand schreiben

will, zuvor Alles lesen würde, was darüber schon geschrieben ist, — und das sollte er doch, — so würde er sich gewiß beeilen, seine Feder zum Fenster hinauszuwerfen."

„Wieder muß ich eine abweichende Meinung vertreten," sagte Dörfling. „Es ist gut, daß man nur selten weiß, was Alles schon gedacht und gesagt und geschrieben wurde, es ist gut, daß man sich durch die Millionen Bücher nicht entmutigen läßt, ein neues, eigenes Buch zu schreiben. Gewiß sind die meisten Bücher Wiederholungen früherer Bücher. Aber es sind unbewußte Wiederholungen und das gerade giebt ihnen eine wunderbar tiefe Bedeutung. Es beweist die Einheit des Geistes, die Identität der Erkenntnis. Tausende Menschen erfinden täglich das Pulver. Viele lachen darüber, weil das Pulver eben schon seit ein paar hundert Jahren erfunden ist. Ich lache nicht. Ich sehe darin die Offenbarung des ewigen, einheitlichen Weltprinzips. So viele Menschen könnten nicht unabhängig von einander auf dieselben Gedanken kommen, wenn sie nicht Bruchstücke eines einzigen Ganzen wären. So viele Begegnungen in den Erfindungen, Entdeckungen, Dichtungen könnten nicht stattfinden, wenn all diesen Individuen, die sich etwas Selbständiges glauben, während sie abhängige Teile sind, ihre Erkenntnis nicht aus einer gemeinsamen Quelle zuflösse. Jetzt wissen Sie, weshalb ich mein Buch geschrieben, aber auch, weshalb ich es ohne meinen individuellen Namen in die Welt hinausgesandt habe."

Vom Nachbarkabinet drang ein übermütiges Gelächter aus weiblicher Kehle herüber, das mit Gläserklirren und der nicht zu unterscheidenden Rede eines Mannes abwechselte. Barinskoi spitzte die Ohren und zwinkerte Paul mit begehrlichen Augen zu. Die Anderen schenkten den kecken Tönen keine Aufmerksamkeit.

„Mißverstehen Sie mich nicht," sagte Wilhelm, an Dörflings letzte Worte anknüpfend, „ich habe nicht sagen wollen, daß Ihr Buch überflüssig sei. Sie hatten tausendmal Recht, es zu schreiben, wenn Sie darin Ihr Lebensziel sahen."

„Nicht mein Lebensziel," unterbrach Dörfling düster, „als mein Lebensziel erkenne ich nur den Tod, das heißt die Befreiung."

„Gut, ich will sagen: wenn Sie es als Ihre Pflicht fühlten, es zu schreiben."

„Pflicht — ja; das Wort kann ich eher gelten lassen.

Sagen wir noch genauer: Drang. Wenn man eine Erkenntnis hat, so fühlt man sich auch gedrängt, das heißt verpflichtet, sie den Anderen mitzuteilen."

Wilhelm lächelte. „Sie glauben eben an Erkenntnis. Daraus ergiebt sich allerdings das, was Sie für Ihre Pflicht halten. Ich weiß leider, daß ich Erkenntnis weder besitze noch Anderen mitzuteilen habe, und so erkenne ich als meine Lebenspflicht nur meine eigene sittliche Erziehung und möglichste Vervollkommnung."

„Das genügt doch nicht," ließ sich Paul vernehmen; „diese Selbsterziehung im einsamen Kämmerlein kommt Niemand zu Gute. Dafür kaufe ich mir nichts, wenn ich mich hier so unphilosophisch ausdrücken darf. Man hat auch Pflichten gegen das Gemeinwesen. Man muß sich dem Staate, den Mitbürgern nützlich machen. Man muß Werte schaffen, den Nationalreichtum vermehren."

„Bravo, Herr Haber," sagte Mayboom mit tiefem Ernste, „Sie sprechen wie ein Nachtwächter." Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „In meinem Mund ist das ein großes Kompliment."

„Wir drücken in verschiedener Form dieselbe Meinung aus," erwiderte Wilhelm. „Wie vermehrst du den Nationalreichtum? Indem du dich selbst zum reichen Manne machst. Und ich suche dem Gemeinwesen zu nützen, indem ich ihm in mir einen möglichst tugendhaften und möglichst ideal gesinnten Bürger erziehe. Aus sich herauszutreten ist nicht Jedermann gegeben, auf sich selbst aber kann Jeder wirken. Wenn jeder Einzelne sich bemüht, gut, wahr und dem Gemeinen abgekehrt zu sein, so wird auch das Volk in seiner Gesamtheit gut und edel sein."

„Da streiten Sie nun darüber," rief Barinskoi, dessen Pusteln und Nase glühten und dessen Augen von blasser graublauer Bleifarbe in alkoholischem Glanze leuchteten, „was Ihre Lebenspflicht sei. Beweisen Sie doch zuerst, daß es eine Lebenspflicht gibt. Ich leugne überhaupt jede Pflicht mit Ausnahme derjenigen, es sich selbst gut geschehen zu lassen. Was kümmert mich die Welt? Was gehen mich die Menschen an? Magen ist Trumpf und es lebe der Wein." Er trank sein Glas aus und schnalzte dazu laut mit der Zunge.

„Uns um die Nebenmenschen zu kümmern," sagte Wilhelm

ohne Mißmut, „die Anteilnahme an ihnen als eine Pflicht zu empfinden, ist uns ein angeborener Trieb."

„Wenn ich nun aber diesen Trieb nicht habe?" gab Barinskoi zurück.

„So sind Sie eine krankhafte Ausnahme."

„Beweise!"

„Der beste Beweis ist der Bestand der Menschheit. Wenn der Trieb der Anteilnahme am Nächsten allen Menschen fehlen würde, wie Sie sagen, daß er Ihnen fehlt, so wäre die Menschheit schon längst zu Grunde gegangen."

Barinskoi lachte. „Das ist bequem. Sie haben für Ihre Pflicht keine andere Begründung als Ihren Trieb und für Ihren Trieb keine andere Sanktion als den Bestand der Menschheit. Ich lasse Sie also ruhig Ihrem Triebe gehorchen und an mir Anteil nehmen, ich aber entziehe mich wohlgemut dieser Pflicht, denn die einzige Strafe, die ich zu fürchten habe, ist der Untergang der Menschheit, und der wird doch nicht bei meinen Lebzeiten eintreten."

„Es giebt noch eine andere Strafe," sprach Mayboom feierlich, „und die ist, daß ich Ihnen für Ihre Unsittlichkeit den Sekt entziehe."

Er nahm in der That die Flasche weg, Barinskoi machte Anstrengungen, sie wiederzubekommen, es entstand ein kleines ausgelassenes Durcheinander, dem Dörfling mit einem nachdrücklichen: „Bitte!" ein Ende machte. Zu Wilhelm gewendet nahm er das Wort: „An eine Lebenspflicht glaube ich natürlich wie Sie. Sie begründen sie mit einem Trieb, ich gebrauche ein anderes Wort, ich nenne Ihren Trieb die Ahnung der Einheit alles Seienden und seines Ausfließens aus dem ewigen Weltprinzip. Jedenfalls scheint mir diese Begründung ausreichend. Nur fasse ich die Pflicht anders auf. Sie beschränken sich auf Selbsterziehung und haben für die Mitmenschen wohl Liebe, aber keine Lehre. Ich meine, daß man zwar mit Selbsterziehung beginnen, aber mit der Erziehung Anderer enden soll. Das ist meine Form der Menschenliebe. Man braucht dazu gar nicht aus sich herauszutreten. Man kann auf entfernte Gegenstände einwirken, ohne sich zu rühren. Denken Sie nur an den Magnet. Es giebt ein großes Erziehungsmittel und das heißt: das Beispiel. Wer ein Beispiel setzt, aber ein auffallendes, nicht zu übersehendes,

die Einbildungskraft stark erfassendes, der erfüllt seine Pflicht gegen die Nebenmenschen, ohne dabei aus sich herauszutreten."

„Bild gegen Bild," sprach Schrötter, der alle die Zeit her nur dann und wann durch ein Kopfschütteln seine Teilnahme am Gespräche bekundet hatte. „Sie wollen für den Menschen die Rolle eines Magnets; das genügt nicht; ich will für ihn die Rolle eines Zahnrads. Er muß in seine Umgebung eingreifen. Indem er sich bewegt, muß er Alles rings um sich bewegen. Ein Magnet zu sein ist nicht Jedem gegeben. Der wird nur aus bestimmtem Stoffe gemacht. Ein Zahnrad kann man aber aus jedem nicht gerade flüssigen oder luftartigen Stoffe machen. Und noch eins: der Magnet wirkt nur auf bestimmte Körper. Er zieht wohl Eisen an, hat aber weder auf Kupfer noch auf Holz und Stein Gewalt. Das Zahnrad aber dreht jedes Nachbarrad, es sei aus welchem Stoff immer. Ich will das Bild nicht totreiten. Sie haben mich ohnehin verstanden. Ich halte übergreifende Thätigkeit für die erste Menschenaufgabe. Wir haben nicht blos Empfindungs-, sondern auch Bewegungsnerven. Wir nehmen nicht nur von Außen Eindrücke auf, wir sind auch mit Organen ausgerüstet, um die inneren Eindrücke auf die Außenwelt zurückwirken zu lassen. Jede Sinneserregung, die uns die Natur sendet, ist eine Aufforderung, ihr mit einer Handlung zu antworten. Also weder Selbsterziehung allein, noch Beispiel allein, noch passive Nächstenliebe allein, sondern bewußte und beabsichtigte Einwirkung auf Welt und Menschen. Das Mittelalter faßte die Lebensaufgabe in das Wort zusammen: Ora et Labora. Es ist ein schönes Wort, wir brauchen nur das, was mit Beten gemeint ist, zeitgemäßer auszudrücken. Also: sinnen und schaffen!"

Das helle Frauengelächter aus dem Nachbarkabinet wurde wieder hörbar, dann vernahm man ein Rücken von Stühlen und die Geräusche des Aufbruchs. Ein Seidenkleid rauschte in Begleitung klingender Sporen und eines rasselnden Kavaleriesäbels an der Portière vorüber und das Lautbild entfernte sich und verschwand allmählich, im Geiste der Hörer die Vorstellung leichtfertig fröhlichen Lebensgenusses eines jungen Paares erweckend.

Es war nahe an Mitternacht und Schrötter als der älteste erhob sich. Er dachte an Bhani, die aufblieb, bis er heimkam. Die Rechnung war ohne Zweifel im Voraus beglichen worden, denn den Augen der Gäste blieb das lästige Schauspiel eines

prosaischen Geschäfts erspart, das ihre Stimmung hätte erkälten können. Vor der Thür des Restaurants, in der nach der Hitze des engen Kabinets wohlthuend kühlen Nacht, nahm man Abschied von einander. Dörfling lehnte jede Begleitung ab, die ihm von Allen und am dringendsten von Mayboom angeboten wurde. Als ihm Varinskoi dankte und die Hand schüttelte, fiel ihm der merkwürdig abwesende schwimmende Blick seines tiefen Auges auf und er hatte in seinem leicht umnebelten Kopfe die Vorstellung, daß Dörfling offenbar nicht viel vertrage. „Leben Sie wohl!" sagten ihm die übrigen Freunde. „Sterben Sie wohl, wäre ein freundlicherer Wunsch," gab Dörfling zurück und über diesem seltsamen Worte trennte man sich.

Schrötter und Wilhelm ließen es sich nicht nehmen, Paul, der den weitesten Weg hatte, ein Stück zu begleiten. Eine kleine Weile schwieg er, dann platzte er los: „Nein, das geht mir über die Hutschnur! Die ganze Zeit war mir, als wäre ich in einer Gruft unter Gespenstern. Sie allein, Herr Doktor, haben mir den Eindruck eines Lebendigen gemacht. Ich atmete auf, so oft Sie sich vernehmen ließen. Wenn ich nicht gehört hätte, daß man sich nebenan amüsierte, und wenn das gute Essen und Getränk nicht glücklicherweise Wirklichkeit gewesen wäre, ich hätte geglaubt, daß ich träume."

„Was bringt dich so aus dem Häuschen, mein guter Paul?" fragte Wilhelm.

„Was? Seid ihr Menschen von Fleisch und Blut? Lebt ihr in der Wirklichkeit? Da sitzt ihr vier Stunden beisammen und das Gespräch reißt keinen Augenblick ab und die ganze lange Zeit kein vernünftiges Wort."

„Na, na," mäßigte Schrötter.

„Herr Doktor, Sie in allen Ehren, aber ich wiederhole: kein einziges vernünftiges Wort. Soll Dörflings Philosophie der Befreiung vernünftig sein? Oder deine Selbsterziehungs-Philosophie, die ich, nimm mirs nicht übel, Wilhelm, metaphysische Onanie nennen möchte? Sechs Männer, darunter nur zwei über Fünfunddreißig, und einen geschlagenen Abend kein Wort der Lebensfreude, kein Wort der Liebe."

Sie waren bei der Kreuzung der Friedrich- und Leipzigerstraße angekommen und Schrötter zeigte mit dem Kopfe nach der linken Ecke hinüber. Dort stand unter einer Gasflamme Varinskoi in eifrigem Gespräch mit einem Frauenzimmer.

„Ja, der! Dieses Vieh ist noch der Verständigste unter euch Philosophen. Er schmarotzt mit Methode und genießt nach allen Kategorien des Aristoteles. Aber eure Metaphysik . . ."

„Was willst du eigentlich, Paul? Man kann doch nicht immer von Skat sprechen?"

„Lästere den Skat nicht, es steckt mehr darin, als sich die Weisen träumen lassen. Aber ohne Scherz: ich wollte, ihr ständet einmal mitten im praktischen Leben und hättet zweihundert Arbeitern Lohn zu zahlen und zehntausend Morgen Moor zu bewirtschaften und euch um Kunstdünger- und Getreidepreise, um Pacht und Hypotheken zu kümmern, dann würdet ihr wahrhaftig weniger Interesse daran haben, ob die Seele ein Stück Weltprinzip oder ein Gummiball und ob der Mensch ein Magnet oder ein Rad ist."

Wilhelm lächelte nur. Er hatte es längst aufgegeben, seinen praktischen Freund zu idealeren Anschauungen zu bekehren. An der Ecke der Kochstraße trennten sie sich und Paul setzte seinen Weg in der Richtung der Lützowstraße fort, während Wilhelm und Schrötter umkehrten.

Als Wilhelm zwanzig Minuten später in sein Schlafzimmer trat, fiel ihm auf seinem Nachtkästchen sofort ein Brief in die Augen, auf dessen Umschlag er Dörflings Handschrift erkannte. Überrascht öffnete er das Schreiben und las Folgendes:

„Lieber Freund!

Wenn Sie dies lesen, habe ich mich von allem Leid und allen Zweifeln befreit. Was ich mir als Lebensaufgabe gesetzt, ist erfüllt und ich kehre aus der Beschränktheit in die Unendlichkeit zurück. Seien Sie glücklich, wie ich es in wenigen Stunden sein werde, bewahren Sie mir ein freundliches Andenken, so lange Sie selbst noch im Erdenelend eingekerkert sind, und glauben Sie, daß Ihnen in warmer Freundschaft zugethan war Ihr

L. Dörfling."

Wilhelm stand einen Augenblick lang wie vom Blitze getroffen da. War es vielleicht ein geschmackloser Scherz? Nein, dessen war Dörfling nicht fähig. Also grauenhafte Wirklichkeit. Er stürmte ohne längeres Besinnen die Treppe hinunter zum Hause hinaus und zunächst zu Schrötter. Glücklicherweise war

der Nachtwächter zur Stelle und Wilhelm konnte einen Augenblick später an der Thür seines Freundes klingeln. Der alte indische Diener öffnete und berichtete in seinem gebrochenen Englisch, Schrötter Sahib habe bei seiner Heimkehr einen Brief vorgefunden, den man kurz vorher gebracht, und sei gleich darauf mit allen Anzeichen großer Aufregung weggeeilt.

Jetzt konnte Wilhelm nicht länger zweifeln. Laufend begab er sich nach der Mauerstraße, wo Dörfling wohnte, erlangte erst nach Minuten verzweiflungsvoller Ungeduld Einlaß, flog die Treppen hinauf durch unordentlich offenstehende Thüren in das Schlafzimmer seines Freundes und fand da Schrötter, den schluchzenden Mayboom und einen thränenüberströmten, händeringenden alten Diener versammelt. In einem Lehnstuhl vor dem Bette saß Dörfling, noch im Frack und in der weißen Halsbinde, der Kopf zurückgesunken, das fleischlose Antlitz kaum fahler als im Leben, die Arme schlaff niederhängend und inmitten der weißen Brustfläche des Hemdes ein großer roter Fleck, der sich unter der ausgeschnittenen Weste verlor. Am Boden neben dem Stuhle lag ein Revolver.

Furchtbar erschüttert faßte Wilhelm nach der Hand des Freundes. Sie war noch warm. Er wandte sich mit angstvoll flehendem Blicke zu Schrötter. Dieser aber sagte tonlos: „Tot“.

Da stürzten auch ihm die Thränen unaufhaltsam hervor und seine zitternden Finger hatten kaum die Kraft, dem Freunde die Lider über den Augen zu schließen, die aus den tiefen Höhlen unheimlich friedvoll und rätselhaft hervorsahen, als blickten sie nun in die Offenbarung aller Geheimnisse.

Zweites Buch.

Von des Gedankens Blässe
angekränkelt ....
Shakespeare.

1.

Unheimliche Zeit.

Dörflings Selbstmord machte auf Wilhelm einen tiefen Eindruck und das Bild des stillen Mannes mit dem weißen Gesicht und der blutigen Brust stand monatelang vor seinen Augen. Es übte eine unheimliche Anziehung auf ihn und zwang ihn immer wieder, auf die tragische Mainacht zu sprechen zu kommen, die mit einem frohen Mahle begonnen und mit einem tötlichen Revolverschusse geendet hatte. Pauls Urteil über das Ereignis war kurz und bündig. „Der arme Kerl war verrückt," sagte er und damit war der Fall für ihn abgethan. Mayboom verehrte das Andenken seines Freundes wie das eines Heiligen und errichtete ihm in seiner Wohnung eine Art Kapelle, in welcher Dörflings Bildnis, sein Buch und verschiedene Gegenstände, die ihm gehört hatten, durch Draperien hervorgehoben und mit allerlei Symbolen umgeben, zur Andacht des Hausherrn und seiner Besucher ausgestellt waren. Schrötter verhielt sich gegen diesen Kultus ablehnend. Er schätzte den Charakter, die Folgerichtigkeit, die Willensstärke und den hohen Sinn Dörflings nach Verdienst, aber er wurde nicht müde, Wilhelm zu predigen und zu beweisen, daß alle diese Gaben durch eine krankhafte Störung aus der richtigen Bahn gedrängt worden waren. Es sei ungeheuerlich, führte er aus, sich von einem philosophischen System die Hand zum Selbstmorde waffnen zu lassen. Wie, wenn die Voraussetzungen falsch wären? Dann sei der freiwillige Tod ein furchtbarer Irrtum gewesen, den nichts mehr gut machen könne. Solchen Irrtümern aber dürfe man sich nicht aussetzen. Er glaube an Entwickelung, an den Fortschritt der organischen Welt von Niederem zu Höherem. Fort-

schritt und Entwickelung haben aber das Leben zur Voraussetzung und wer zur Selbstvernichtung schreite, der gebe das Beispiel einer unsittlichen Empörung gegen das schönste und tröstlichste aller Naturgesetze. Überdies sei der Selbstmord eine Kraftvergeudung, die mit anzusehen geradezu herzbrechend sei. Es gebe so viel Großes zu thun, was den Einsatz des Lebens erfordere. Auf tausend Gebieten könne man durch Winkelried-Thaten ein Wohlthäter der Menschheit werden. Wenn man schon zu sterben entschlossen sei, so solle man durch seinen Tod mindestens den Überlebenden einen jener erhabenen Dienste leisten, die das Opfer des Lebens erheischen.

Er war in den häufigen Unterhaltungen über diesen Gegenstand so eifrig, so absichtsvoll beredt, daß Wilhelm ihm schließlich lächelnd die Versicherung gab, er predige einem Bekehrten; zwar habe er hohe Achtung vor einem Menschen, der nicht zögere, das Leben von sich zu werfen, wenn sein ganzes Denken ihn zur Überzeugung gebracht habe, daß der Tod dem Leben vorzuziehen sei, und so unsittlich der Selbstmord objektiv auch sein möge, subjektiv sei es doch ideal sittlich, die Handlungen bis zum Äußersten mit den Anschauungen in Einklang zu bringen; aber er selbst könne trotzdem Dörflings That nicht billigen und würde sie nie nachahmen, denn man wisse nicht, was die unbekannten Weltkräfte mit dem Einzelnen beabsichtigen, er entziehe sich durch den Selbstmord vielleicht einer Bestimmung und sein vorzeitiges Verschwinden störe möglicherweise den Gang des großen Mechanismus, in welchem er als Schräubchen oder Rädchen wohl auch seine kleine Rolle und Pflicht gehabt habe.

Wie um Schrötter zu beweisen, daß die „Philosophie der Befreiung“ an ihm keinen Anhänger gefunden, wandte er sich den Wirklichkeiten des Lebens mehr zu als je früher. Dörfling hatte merkwürdige letztwillige Anordnungen getroffen. Er hinterließ sein in einem Düsseldorfer Miethaus und besten Staatspapieren angelegtes Vermögen, das einen jährlichen Ertrag von etwa fünfunddreißigtausend Mark abwarf, seinen beiden Freunden Doktor Schrötter und Doktor Eynhardt mit der einzigen Belastung, daß sie seinem alten Diener, den er noch in seinem Vaterhause bekommen hatte und der buchstäblich von der Wiege bis zum Grabe stets um ihn gewesen war, daraus eine auskömmliche Leibrente bezahlten. Das Vermögen sollte ihr gemeinsames und unteilbares Eigentum sein und, starb der eine ganz auf den

Überlebenden übergehen, der nach seinem Gutdünken dafür sorgen sollte, daß es auch nach seinem Tod eine den Absichten des Erblassers angemessene Verwendung finde. Er drückte die Erwartung aus, daß seine beiden Erben die Einkünfte aus dem Vermögen zur Linderung der vom Erdendasein untrennbaren Menschenleiden benützen werden, zu deren Zeugen das Leben sie mache. Eine nahe Verwandte, die einzige, die Dörfling hatte, war selbst sehr reich und von edler Gesinnung und sie focht das Testament nicht an, das denn auch zum Vollzug gelangte.

Wilhelm erklärte von vornherein, daß er von der Verwaltung eines großen Vermögens, von Papieren und dergleichen nichts verstehe, und wollte die Verfügung über das Ganze Schrötter überlassen. Damit war aber wieder dieser nicht einverstanden und nach einem Wettstreite großmütiger Entsagung und edeln Vertrauens einigte man sich schließlich dahin, daß Schrötter, der geschäftskundige, weltgewandte Praktiker, das Vermögen allein verwalten, Wilhelm aber von den Einkünften monatlich fünfzehnhundert Mark bekommen sollte, um sie nach seinem Gutdünken zur Unterstützung Bedürftiger zu verwenden. Die andere Hälfte des Einkommens blieb zur Verfügung Schrötters, der ihr natürlich dieselbe Bestimmung gab. Als Mitglied der Armen-Deputation wie als Armenarzt kam er mit sehr viel Not und Elend in Berührung und er konnte auch Wilhelms Wohlthätigkeit auf die richtigen Spuren leiten. Es wurde dessen regelmäßige Arbeit in den Nachmittagsstunden, die ihm bezeichneten Wohnungen Unterstützungsbedürftiger aufzusuchen, sich durch den Augenschein über den Stand der Dinge ein Urteil zu bilden, Erkundigungen über die Leute einzuziehen und zu helfen, wo Hilfe nötig und verdient war.

Jetzt erst lernte er das Leben kennen und was er sah, gab ihm weder größere Freude am Dasein noch machte es ihn stolz darauf, ein Mensch unter Menschen zu sein. In den Kreisen der Berufsbettler hatte man natürlich bald erfahren, daß in der Dorotheenstraße ein Herr sitze, der jährlich eine erhebliche Summe Geldes wegzuschenken habe, und es entstand ein solcher Andrang von Bittstellern in seiner bescheidenen Wohnung, daß seine Wirtin, die alte Frau Postsekretärswitwe Müller, bei der er nun schon im siebenten Jahr Obdach und Tisch hatte, in Verzweiflung geriet und ihrem Mieter erklärte, wenn der infame

Zulauf nicht aufhöre, müsse sie sich von ihm trennen, obwohl das ihr Tod sein würde, weil sie doch so sehr an ihm hänge und an ihn gewöhnt sei. Wilhelm hatte ein Einsehen und ermächtigte Frau Müller, alle Besucher, deren Namen ihr unbekannt waren und die ohne Einführung kamen, unnachsichtlich abzuweisen, was sie mit solcher Kraft und Unerbittlichkeit that, daß die würdige Brüderschaft der Berufsbettler rasch zur Einsicht gelangte, es sei zwecklos, bei Doktor Eynhardt eindringen zu wollen, da um die langgewachsene dürre Alte, welche die Thür öffnete, aber nicht losließ, doch nicht herumzukommen sei. Der beständige Galopp schmutzigen Schuhwerks auf der hallenden Treppe hörte auf und Wilhelm sah nicht mehr die schwarzgekleideten Witwen hoher Beamten, die eine Nähmaschine oder ein Piano brauchten, um nicht Hungers zu sterben, die Kavaliere, die sich erschießen mußten, wenn sie nicht das Geld auftrieben, um eine Ehrenschuld zu bezahlen, die stellenlosen Buchhalter, die seit einer Anzahl von Tagen nichts gegessen hatten und denen daheim ein krankes Weib und sechs bis zwölf Kinder, alle klein, auf Brod warteten, die Fremden, die in Berlin keine Arbeit fanden und abreisen wollten, wenn sie die paar Thaler für ein Eisenbahnbillet vierter Klasse bekamen, und ähnliche interessante Personen, deren Lebensromane ihn durch ihre endlose Mannigfaltigkeit monatelang in einem Zustande beständigen Staunens erhalten hatten. An die Stelle der Besucher traten Briefe, deren er so viele erhielt wie ein Ministerium. Es waren dieselben Geschichten, nur weniger wirksam, weil meist in ungenügendem Stil und schadhafter Rechtschreibung vorgetragen und nicht durch thränenfeuchte, mit dem Taschentuche kräftig gewischte Augen, abgrundtiefe Seufzer und knackend gerungene Hände illustriert. Eine Weile ging Wilhelm nach jeder in diesen Zuschriften angegebenen Adresse, um selbst zu sehen und zu hören, aber mit der Zeit schärfte sich sein Unterscheidungsvermögen und er lernte inmitten der Betrugsversuche des Schwindels und geschäftsmäßigen Bettels die wirkliche Not erkennen, welche ein Recht auf Teilnahme hatte.

Freilich wurde ihm auch in den kahlen Stuben des Elends allmählich klar, daß dieses fast niemals ganz unverschuldet war. Wo nicht Müßiggang, Leichtsinn, Trunksucht die hilflose Armut herbeigeführt hatte, da war deren Quelle Unverstand oder Un=

fähigkeit, mit anderen Worten ungenügende Ausrüstung zum Kampf ums Dasein. Er sah aber in den Erscheinungen der Welt und des Lebens Kundgebungen unbekannter Naturgesetze, in deren Walten mit thöricht unbewußter Hand eingreifen zu wollen ebenso nutzlos wie unsinnig sei. Er fragte sich darum ernstlich, ob nicht die Natur selbst, indem sie ihm die Eigenschaften versagt, welche zum Sieg im Kampf ums Dasein unentbehrlich sind, einen Teil der Menschheit zu Leid und Untergang verurteilte, ob die unerlösbar Armen, die nach jeder Hilfe immer wieder ins Elend zurücksinken, nicht Abfälle der Menschheit seien, die künstlich erhalten zu wollen ein zugleich vergebliches und naturwidriges Beginnen wäre? Zum Glücke ließ er die Thaten seiner Nächstenliebe von der Blässe derartiger Gedanken nicht ankränkeln. Er fand Gründe, die seinen nüchternen Zweifeln gegenüber das letzte Wort behielten. Das Elend war vielleicht eine Wirkung unerbittlicher Naturgesetze; aber war es nicht auch das Mitleid? Die Armen waren arm unter dem Zwang einer Notwendigkeit; aber waren die Wohlthätigen nicht wohlthätig unter demselben Zwange? Überdies: war Wilhelm so sicher, daß er selbst zum Kampf ums Dasein besser ausgerüstet war als die Elenden, die untergingen, weil sie ein Gewerbe gewählt hatten und blind darin verharrten, zu dem sie körperlich oder geistig ungeeignet waren, oder weil sie aus Trägheit oder Hartnäckigkeit gerade in Berlin bleiben wollten, wo man ihrer nicht bedurfte, während sie vielleicht eine Wegstunde weiter alle Bedingungen des Gedeihens gefunden hätten? Wußte er, ob er im Stande gewesen wäre, sein Brod zu verdienen, wenn ihm sein Vater nicht den stets gedeckten Tisch hinterlassen hätte? In den Stuben ohne Hausrat und voll ausgemergelter Menschengestalten, in die ihn sein helfender Eifer täglich führte, sah er sich selbst, blaß und mager, ohne Brod und ohne Bücher, und obwohl er die kleine Eitelkeit hatte, zu glauben, daß Entbehrung und Not ihm weniger nahegehen würden als den armen Teufeln, die er besuchte, so öffnete die Vorstellung, daß er das Bild seines eigenen Geschicks vor sich habe, wie es ohne den glücklichen Zufall des väterlichen Erbes wohl geworden wäre, seine Hand doch weiter und fügte den Geldstücken Worte der Teilnahme und Liebe hinzu, welche den Unterstützten, wenn sie nicht völlig verhärtet waren, ebensoviel Freude machten wie die Gabe selbst.

Neben seiner Almosenier-Thätigkeit hatte er jetzt noch eine

zweite Beschäftigung, welche den ganzen Rest seiner Zeit in Anspruch nahm. Schrötter hatte eine bei Dörflings Festmahle gegebene Anregung nicht stillstehen lassen und Wilhelm so lange zugeredet, bis er sich wirklich zu dem Entschluß aufraffte, eine Darstellung der Art und Weise zu schreiben, wie sich die Menschheit von ihren gröbsten Irrtümern befreit hat. Sie sollte sich „Geschichte der menschlichen Unwissenheit" betiteln und ein durchaus eigenartiges Buch werden. Wilhelm wollte zeigen, wie sich die Menschen zu verschiedenen Zeiten die Welt vorstellten, wie sie sich die Naturerscheinungen, ihren Zusammenhang, ihre Ursachen und Wirkungen erklärten. Er wollte beim albernsten Aberglauben der Wilden anfangen und seine Geschichte durch alle sich wissenschaftlich nennenden Systeme des Altertums und Mittelalters hindurch bis zu den Anschauungen der zeitgenössischen Forscher führen. Man sollte sehen, aus welchen seelischen Gründen die Menschen auf einer gewissen Stufe geistiger Entwickelung notwendig in bestimmte Irrtümer fallen mußten, mit Hilfe welcher Erfahrungen, Versuche und Schlüsse sie dieselben allmälig als solche erkannten, wie die neue Deutung einer einzigen Erscheinung die bis dahin für zureichend gehaltene Erklärung zahlreicher anderer Erscheinungen mit einem Schlag über den Haufen warf, wie herrschende wissenschaftliche Theorien geniale Beobachter und Entdecker nie förderten, sondern stets hemmten und vom rechten Weg abzubringen drohten, wofür er an Aristoteles und seinem krampfhaften Bemühen, jeden der menschlichen Sinne zum Vertreter eines der vier Elemente, an die man damals glaubte, zu machen, an Kepler und seinem phantastischen Bestreben, in der Planetenwelt die Herrschaft der pythagoräischen Siebenzahl nachzuweisen u. s. w. schlagende Beispiele fand. Aus dem Buche sollte die Lehre hervorgehen, daß die Geschichte der menschlichen Erkenntnis eine Geschichte von irrigen Deutungen und Verknüpfungen richtiger Sinneswahrnehmungen ist, daß die Entwickelung der Erkenntnis stets in der Zerstörung herrschender Ansichten bestand, daß von allen bisherigen wissenschaftlichen Systemen blos der Teil Geltung behielt, welcher die Nichtigkeit früherer Theorien nachwies, nie aber der, welcher an die Stelle des zerblasenen Kartenhauses der ältern Theorie eine neue aufbaute, daß mit einem Worte der Fortschritt sich in immer neuer Erkenntnis des Nichtwissens, wo man zu wissen geglaubt, nicht aber in neuem Wissen ausdrückt.

Wilhelm machte sich seine Arbeit nicht leicht. Er brachte zu ihr die ganze Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit seiner ehrlichen Natur mit und begnügte sich mit keiner Angabe aus zweiter Hand, sondern wollte Alles aus erster Quelle schöpfen. Das kostete außerordentlich viel Zeit, aber die hatte er ja. Ihm eilte es nicht, fertig zu werden, denn er schrieb nicht aus Ehrgeiz und um irgend einen Vorteil zu erlangen, sondern um sich selbst zu befriedigen. Er begann damit, sein Schulgriechisch so weit wieder aufzufrischen, daß er die alten Philosophen geläufig lesen konnte, was schon nach einigen Monaten erreicht war, dann machte er sich daran, Arabisch zu lernen, weil dies die Hauptsprache der Wissenschaft im Mittelalter war. Schrötter erschrak über so umfassende Vorbereitungen und beeilte sich, ihm durch befreundete Pandits englische Auszüge aus dem wissenschaftlichen Schrifttume der Inder zu verschaffen, denn sonst hätte er vielleicht auch Sanskrit studieren wollen und wäre nicht vor einigen Jahrzehnten dazu gelangt, das erste Wort seines Buches zu schreiben.

So vergingen vier arbeitschwere, wenn auch keine äußerlichen Spuren hinterlassende Jahre. Im neuen Reiche war mittlerweile Alles anders geworden. Man atmete mit beklommener Brust eine schwüle Luft. Dem leuchtenden Morgenrot, das einen herrlichen Tag versprochen hatte, war grämliches Nebelwetter gefolgt und der blaue Himmel verschwand hinter dicken bleigrauen Wolken, die keinen tröstlichen Sonnenblick durchließen. Wo war nun die helle Begeisterung und überschwengliche Hoffnungsfreudigkeit, die in den ersten Jahren nach dem großen Kriege jedem Deutschen die Wange höher gefärbt und in den Augen Flammen entzündet hatte? In allen deutschen Gauen standen die Parteien einander wie gewappnete Männer gegenüber, die sich zum Schwertgang auf Leben und Tod anschicken. Stadt und Dorf hallten von Verwünschungen und Spottreden, von Schreien des Zornes und der befriedigten Rache wider, die Deutsche gegen Deutsche ausstießen. Der Katholik erhob die geballte Faust gegen den Protestanten, der Freisinnige gegen den Konservativen, der Schutzzöllner gegen den Freihändler, der Anhänger der Regierungs-Allmacht gegen den Verteidiger der Volksrechte. Überall Haß, überall Erbitterung, überall ein wütender Hang, zu knebeln, zu mißhandeln, zu zerfleischen, und inmitten dieser Entfesselung der bösesten Leidenschaften des Menschen ein

Aufblühen der Feilheit, der Gesinnungslosigkeit, des Strebertums, das an das widerlich üppige Wuchern von Schimmelrasen in feuchtwarmen Winkeln schlechtgehaltener Speisekammern erinnerte.

Auch die Hochflut der Milliarden war verronnen und es war kein befruchtender Nil gewesen, sondern ein verheerender Lavastrom, der verbrannte und verwüstete Gefilde hinter sich zurückließ. Das Gold, das man gestern noch zwischen den wollüstig wühlenden Fingern hatte rieseln lassen, war heute in Asche und dürres Laub verwandelt wie im Märchen von Rübezahl. Geringere Lust zur Arbeit, wahnwitzig gesteigerte Ansprüche ans Leben, Erschütterung aller Sittlichkeitsbegriffe durch das skandalöse Beispiel erfolgreicher Laster und Gemeinheiten, das war der Segen, der von der Zeit des sogenannten Aufschwungs nach dem „Krach" übrig blieb. Die Arbeitsgelegenheit wurde spärlich, der Lohn geringer, der Strom der Arbeitsuchenden vom flachen Lande fuhr aber fort, sich nach der Hauptstadt zu wälzen, den Rückstau der Unglücklichen, die auf den Bauplätzen, in den Fabriken und Werkstätten keinen Zulaß fanden, mit unbesiegbarem Nachdruck überwindend, über die Gefallenen blind und stumpf hinwegstampfend, an einen Wanderzug von Lemmingen erinnernd, die immer geradeaus vorwärts eilen, durch nichts aus der Marschrichtung gebracht werden können und, wenn sie an einen Abgrund gelangen, der die Spitzen des Heeres verschlingt, unaufhörlich nachdrängen, bis der Letzte in der Tiefe versunken ist. Die Not unter den Besitzlosen wurde herzzerreißend. In den Arbeitervierteln und Vororten konnte man jeden Morgen Hunderte und Tausende von starken Männern sehen, welche, die zur Müßigkeit verurteilten Hände in den leeren und gelöcherten Taschen verbergend, von einer Fabrik zur andern zogen, um wegen Beschäftigung anzufragen, und denen die Fabrikaufseher schon von Weitem abwehrend winkten, um unnötige Wechselreden zu vermeiden. Waren die Arbeiter in den Milliarden-Jahren aus Neid und Übermut Sozialdemokraten geworden, so wurden sie es jetzt unter dem Stachel des Elends und es gab in dem weiten Berlin kaum mehr einen Proletarier, der nicht ein fanatischer Anhänger der neuen Lehre, ihrer zähneknirschenden Verdammung des Bestehenden, ihrer berauschenden Verheißungen für die Zukunft gewesen wäre. Wilhelm hatte jetzt viel Gelegenheit,

mit Arbeitern zu verkehren, die keine Beschäftigung fanden. Er half, so weit die fünfzig Mark reichten, über die er täglich zu verfügen hatte, und wehrte ja den Hunger von mancher Schwelle ab. Aber die Brod- und Fischvermehrungswunder des Evangeliums wären nötig gewesen, um selbst nur das Elend zu lindern, das er mit eigenen Augen sehen konnte, und wenn ihm auch Vieles, was die Sozialdemokratie predigte, noch immer Phrase und Irrtum schien, so erlangte er doch allmählich die Überzeugung, daß in der Gesellschaftsmaschine irgendwo, er wußte freilich nicht wo, ein Konstruktionsfehler sein müsse, da so viele Leute, die arbeiten konnten und wollten, aus Mangel an Arbeit der Verzweiflung und dem Untergang überliefert wurden.

Der Frühling 1878 kam heran und brachte in einem Abstande von drei Wochen die beiden Anschläge auf das Leben des Kaisers. Kaum hatte das deutsche Volk sich von dem Grauen erholt, das ihm das Verbrechen Hödels verursacht, als der Schuß aus Nobilings Mordgewehr es von Neuem bis in seine letzten Tiefen erschütterte.

An jenem Schreckenssonntage, dem 2. Juni, hatte Wilhelm bei Schrötter zu Mittag gegessen und es war gegen drei Uhr, als sie zu einem gemeinsamen Spaziergang auf die Straße hinaustraten. Während der wenigen Schritte von der Mittelstraße bis zu den Linden merkten sie nichts von dem, was die Stadt bewegte. Unter den Linden aber empfing sie das Geschrei der Zeitungshändler, welche die ersten Extrablätter ausriefen, und sie gerieten in den Menschenstrom, der sich teils nach dem königlichen Palais, teils nach dem Hause Nummer 18 wälzte, an dem man sich das Fenster im zweiten Stocke zeigte, aus welchem der nur zu wohl gezielte Schuß gefallen war. Die Extrablätter, die wirren Reden und Rufe der Menge, in deren Gedränge sich die Beiden befanden, und Erkundigungen bei den Schutzleuten, die feindselig dreinsahen und noch unmitteilsamer und barscher waren als gewöhnlich, belehrten sie hinreichend über das blutige Ereignis, das sich vor einer Stunde zugetragen. Wilhelm konnte sein Entsetzen kaum bemeistern und auch Schrötter, obschon er ruhiger blieb, war schwer betrübt und verdüstert. Der Spaziergang freute sie nicht mehr und sie beschlossen, wieder nach Schrötters Wohnung umzukehren.

„Es ist grauenhaft, zu denken," sagte Wilhelm, als sie in

die Friedrichstraße eingebogen waren, „daß mitten unter uns derartige Bestien leben. Daß viele Leute leiden, wissen wir ja. Aber wie tierisch gebunden muß der Geist eines Menschen sein, um für sein Elend die Person des Kaisers verantwortlich zu machen! Und die Leute, die vom Staats-Organismus noch heute einen solchen Begriff haben, sind Wähler!"

„Um des Himmels Willen," rief Schrötter mit unbewußter Heftigkeit, „Sie werden doch nicht auch in den herrschenden Fehler verfallen, aus den Attentaten allgemeine Schlüsse zu ziehen? Diese Ereignisse haben überhaupt keine allgemeine Bedeutung. Es sind Thaten von Wahnsinnigen. Gerade daß sie so rasch auf einander gefolgt sind, ist der beste Beweis dafür. Wir haben in Deutschland Tausende und vielleicht Zehntausende von Unglücklichen, deren Geist mehr oder weniger gestört ist, ohne daß ihre nicht sachkundige Umgebung etwas davon merkt. Irgend ein außerordentlicher Vorfall versetzt plötzlich die Gesamtheit des Volkes in Aufregung. Die Phantasie der krankhaft Beanlagten wird davon besonders mächtig ergriffen, die Vorstellung des Ereignisses erlangt Gewalt über ihr ganzes Denken, verdrängt jede andere Idee aus ihrem Geiste, wird für sie zu einem Alpdruck, einer Verfolgung und schließlich zu einem unwiderstehlichen Drange, dieselbe Handlung zu wiederholen. Nach jeder derartigen Begebenheit hört man, eine ganze Anzahl Personen sei plötzlich verrückt geworden und ihr Delirium bringe sie auf irgend eine Weise mit dem Ereignis in Zusammenhang. Die Laien bilden sich dann ein, sie seien in Folge des Ereignisses verrückt geworden. Keine Spur. Sie waren schon vorher verrückt, aber ihr latentes Delirium hat erst durch den zufälligen Anstoß bestimmte Form und Inhalt bekommen."

Sie waren nun vor Schrötters Hausthor und schickten sich an, in den Flur zu treten, als plötzlich ein Schutzmann auf sie zutrat und Wilhelm am Arme fassend sagte: „Meine Herren, Sie müssen mitkommen."

„Wieso? Was fällt Ihnen ein?" riefen beide verblüfft.

„Machen Sie kein Aufsehen und kommen Sie mit," gab der Schutzmann zurück; „dieser Herr beschuldigt Sie, eine Majestätsbeleidigung begangen zu haben."

Jetzt erst sahen sie einen Menschen, der hinter dem Schutzmanne stand und sie mit wütenden Augen anblickte.

„Sind Sie verrückt?" fuhr ihn Schrötter an.

„Das wird der Richter entscheiden," schrie der Unbekannte mit zornbebender Stimme, „Sie aber, Herr Schutzmann, haben jetzt Ihre Pflicht zu thun."

Vorübergehende begannen sich um die Gruppe zu sammeln und um dem ärgerlichen Auftritt ein Ende zu machen, sagte Schrötter zu Wilhelm: „Gehen wir mit dem Schutzmann. Die Aufklärung wird ja wohl folgen."

Nach kurzer Wanderung erreichten sie das Polizeibüreau in der Neuen Wilhelmstraße und wurden vor den anwesenden Polizei-Leutnant geführt. Der Schutzmann berichtete kurz, er habe an der Ecke der Friedrich- und Mittelstraße gestanden, die beiden Herren seien unter lautem Gespräch an ihm vorübergegangen, der dritte Herr, der ihnen in kurzer Entfernung folgte, sei zu ihm getreten und habe ihn aufgefordert, jene zu verhaften, weil sie soeben Majestätsbeleidigungen begangen haben, und da seien sie nun. Er selbst habe sonst nichts gesehen noch gehört. Der Polizei-Leutnant fragte zunächst die Vorgeführten nach ihren Personalien. Als er hörte: „Medicinae Doktor Schrötter, Stadtverordneter und emeritierter Professor," und „Philosophiae Doktor Eynhardt, Hausbesitzer," bot er ihnen Stühle an. Der Angeber stellte sich als den verabschiedeten Unteroffizier Pätke, Mitglied eines Kriegervereins und Anwärter auf Zivilversorgung vor.

„Was haben Sie gegen die Herren vorzubringen?" fragte der Polizeibeamte.

„Ich bin hinter den beiden Herren von den Linden bis zur Mittelstraße hergegangen. Sie haben sich laut über das Attentat unterhalten und ich habe natürlich zugehört."

„Gar so natürlich scheint mir das nicht," bemerkte der Beamte trocken.

Der Angeber geriet ein wenig außer Fassung. Er sammelte sich jedoch wieder und fuhr deklamatorisch fort: „Der junge Herr da, der schwarze, hat von Seiner Majestät dem Kaiser in ungeziemenden Ausdrücken gesprochen und unter Anderem gesagt, das Attentat hätte keine Wichtigkeit. Ich bin ein Patriot, ich habe Seiner erhabenen Majestät gedient, wenn Seine Majestät . . . ."

„Schon gut," unterbrach der Beamte die Rede, die der ehemalige Unteroffizier mit großen Geberden des ausgestreckten rechten Armes begleitete; „können Sie die ungeziemenden Ausdrücke wieder-

holen, in welchen dieser Herr nach Ihrer Behauptung von Sr Majestät gesprochen haben soll?"

„Ich kann mich der genauen Worte nicht mehr entsinnen. Ich war zu aufgeregt. So viel erinnere ich mich bestimmt, daß er das Attentat für ein Ereignis ohne Wichtigkeit erklärt hat."

Wilhelm nahm jetzt das Wort. „An dieser Aussage," sagte er ruhig, „ist keine Silbe wahr. Keiner von uns Beiden hat auch nur ein Wort gesprochen, das diese unbegreifliche Anklage rechtfertigen könnte."

„Die Äußerung, welche dieser Denunziant aufgeschnappt zu haben scheint," bemerkte Schrötter seinerseits, „hat gar nicht mein Freund, Herr Doktor Eynhardt gethan. Sie ist von mir. Ich habe auch nicht gesagt, das Attentat habe keine Wichtigkeit, sondern es habe keine allgemeine Bedeutung, es sei nicht etwa ein Anzeichen herrschender Stimmungen."

„Ob keine Wichtigkeit oder keine Bedeutung, das kommt auf Eins heraus," fiel da der Angeber ein. „Es kann auch sein, daß dieser Herr die Worte gesagt hat, aber gehört habe ich sie und als treuer Diener Seiner Majestät . . ."

„Genug!" herrschte ihn der Polizei-Leutnant an. Und zu den beiden Freunden gewendet: „Es thut mir sehr leid, aber wie die Dinge gegenwärtig liegen, muß ich der Sache ihren gesetzlichen Lauf lassen. Bestehen Sie auf Ihrer Anklage?" fragte er den ehemaligen Unteroffizier.

„Zu Befehl, Herr Leutnant, meine patriotische Pflicht . . ."

„Schweigen Sie. Meine Herren, ich muß Anzeige erstatten. Sie werden sich wohl vor dem Richter zu verantworten haben. Ich zweifle nicht, daß Sie es mit Erfolg thun werden. Ich halte Sie nicht länger zurück."

Wilhelm und Schrötter entfernten sich mit höflichem Gruß, ohne den Angeber eines Blickes zu würdigen. Dieser zögerte und schien sich mit dem Polizei-Leutnant noch weiter unterhalten zu wollen, ein nachdrückliches: „Sie können gehen" brachte ihn jedoch ebenfalls rasch über die Schwelle des Polizei-Büreaus.

Fünf Tage später, am Freitag, hatten Schrötter und Wilhelm in der Stadtvogtei vor dem Untersuchungsrichter zu erscheinen. Dieser war ein unangenehmer Mann von galliger Gesichtsfarbe, mit stechenden Augen hinter Brillen und der häßlichen Gewohnheit, mit dem kleinen Finger der linken Hand immer im Ohr zu

wühlen. Die beiden Freunde, der Angeber und der Schutzmann waren zur Stelle. Der Untersuchungsrichter empfing die Beschuldigten mit einer Miene, als wären sie eines Raubmordes an ihren Eltern angeklagt. Allerdings war er auch gegen den Ankläger nicht freundlicher. Vielleicht war ihm seine Miene des Abscheus angeboren und sie gestattete keinen Rückschluß auf seine Stimmung.

Er hatte ein Schriftenbündel vor sich, in welchem er eine Weile blätterte, ehe er den Mund aufthat.

„Sie sind der Majestätsbeleidigung beschuldigt," sagte er zu Schrötter.

„Unerhört leichtfertiger Weise," gab dieser zurück.

„Sie ebenfalls," wandte er sich an Wilhelm.

„Ich kann nur Herrn Doktor Schrötters Antwort wiederholen."

„Erzählen Sie, was Sie wissen," befahl er dem Schutzmanne.

Dieser gehorchte.

„Haben Sie von dem Gespräche der Herren etwas verstehen können?"

„Nein."

„In welcher Entfernung war Pätke hinter den Sprechenden?"

„Einige Schritte."

„Genauer."

„Genaueres könnte ich nicht sagen, denn ich schenkte den Herren keine besondere Aufmerksamkeit, ehe ich aufgefordert wurde, sie zu verhaften."

„Haben Sie den Eindruck, daß Herr Pätke deutlich verstehen konnte, was die Herren mit einander sprachen?"

„Laute Äußerungen hätte er wohl verstehen können, denke ich. Aber bestimmt weiß ich es nicht."

„Herr Pätke, was haben Sie zu sagen?"

Der ehemalige Unteroffizier, der für die Gelegenheit seine 1870er Kriegsdenkmünze angelegt hatte, nahm eine stramme Haltung an, blickte starr auf den Staatsanwalt und begann pathetischen Tones: „Am vergangenen Sonntag war ich gerade auf der Straße, als der schändliche Mensch seine Mörderhand an die geheiligte Person unseres erhabenen Herrschers legte. Mir blutete das Herz. Ich war ganz wütend und hätte Alles zerreißen können. Wie ich so für mich hingehe, sehe ich die beiden Herren, die mir gleich verdächtig vorkamen."

„Wieso?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Nun, der eine mit seinem schwarzen Haar und Bart, der andere mit seiner gebogenen Nase, ich dachte mir: das sind Juden.“

Der Untersuchungsrichter bückte sich lebhaft über seine Schriften und stieß eine Art Knurrlaut aus. Das war seine Weise, sich zu räuspern. Der Schutzmann konnte trotz seiner hölzernen Dienstmiene einen Anflug von Lächeln nicht völlig verbeißen.

Pätke fuhr fort: „Da höre ich den jüngern Herrn sagen: es ist Seiner Majestät dem Kaiser ganz recht geschehen.“

„Hat er wirklich gesagt: Sr. Majestät dem Kaiser?“ unterbrach der Untersuchungsrichter.

„Nein,“ antwortete Pätke eifrig, „das sage ich.“

„Sie sollen blos wiederholen, was der Herr wirklich gesagt hat.“

„Daß dem Kaiser recht geschehen wäre, hat er wirklich gesagt.“

„Das ist unerhört!“ brach Schrötter los, „Mensch, ersticken Sie denn nicht an Ihrer Lüge?“

„Ich bitte sich nicht an den Zeugen zu wenden,“ sagte der Untersuchungsrichter mürrisch. Und zu Pätke streng: „Das haben Sie bei Ihrer ersten Anzeige nicht gesagt.“

„Ich war damals ganz verwirrt. Ich konnte mich nicht recht besinnen. Aber nachträglich ist es mir eingefallen.“

„Das ist doch sehr unwahrscheinlich. Was haben Sie zu erwidern, Herr Doktor Eynhardt?“

„Blos daß die Aussage dieses Mannes vollständig unwahr ist. Ich habe Worte, wie er sie anführt, oder auch nur entfernt ähnliche weder gesagt noch gedacht.“

„Was mein Freund verschweigt,“ fiel Schrötter ein, „ist, daß er im Gegenteile tiefe und schmerzliche Erregung über das Verbrechen äußerte.“

Der Untersuchungsrichter warf Schrötter unter der Brille einen giftigen Blick zu, der vor den blauen Flammen seiner auf ihn gerichteten halb zugekniffenen Augen nicht Stand hielt. Er setzte seine Vernehmung Pätkes fort:

„Nun und was haben Sie gegen diesen Herrn vorzubringen?“

„Dieser Herr hat gesagt, das Attentat sei nichts Wesentliches."

„Ihre erste Angabe lautet, das Attentat habe keine Wichtigkeit und diese Äußerung habe Doktor Eynhardt gethan."

„Ob nichts Wesentliches oder nichts Wichtiges ist doch ganz egal. Und wer spricht, das kann man nicht so genau unterscheiden, wenn man hinten hergeht. Darin könnte ich mich wohl geirrt haben."

„Sie haben die Äußerung nicht abgeleugnet?" fragte der Untersuchungsrichter Schrötter in seinem bissigsten Tone.

„Ihr Ausdruck ist nicht glücklich gewählt. Unter ableugnen verstehe ich, eine wahre Thatsache lügnerischerweise für unwahr erklären. Dergleichen liegt nicht in meiner Gewohnheit und ich würde es auch von Ihnen nicht voraussetzen, Herr Untersuchungsrichter."

„Ich habe von Ihnen keine Belehrung zu empfangen," fuhr dieser auf.

„Es scheint doch," gab Schrötter ruhig zurück.

Der Untersuchungsrichter stieß wieder einige Knurrlaute aus und fragte nach einer kleinen Pause, während welcher er besonders eifrig im linken Ohr gewühlt hatte:

„Sie haben die Äußerung zugegeben?"

„Nicht ganz. Es ist richtig, daß ich gesagt habe, das Attentat habe keine allgemeine Bedeutung, der Sinn meiner ganzen Bemerkung war aber, daß die politischen Parteien, welche aus diesem ganz vereinzelten Verbrechen eines zweifellos geistig gestörten Menschen das Recht zu allgemeinen freiheitfeindlichen Maßregeln ableiten, etwas Unberechtigtes und Verwerfliches thun."

„Kann es sich so verhalten?" fragte der Untersuchungsrichter Pätke.

„Ich weiß nicht. Ich habe blos gehört, was ich vorhin gesagt habe."

Jener knurrte wieder einigemale, wühlte im Ohr und blätterte in den Schriften. „Hm, hm," murrte er vor sich hin, „das genügt doch nicht. Das ist doch zu unbestimmt, trotz mancher starken Verdachtsgründe." Dann blickte er auf und fragte Schrötter mit einer Stimme, in die er möglichst viel Hohn zu legen suchte: „Sie haben im Jahre 1848 eine politische Rolle gespielt?"

„Ja, und die Erinnerung daran ist der Stolz meines Lebens."

„Danach habe ich nicht gefragt. Und Sie sind gegenwärtig Vorsitzender eines fortschrittlichen Bezirksvereins?"

„Ich habe diese Ehre."

„Sonst liegt nichts gegen Sie vor. Und Sie, Herr Doktor Eynhardt, Sie haben im Feldzuge das eiserne Kreuz abgelehnt?"

„Ja."

„Sie sind mit schlichtem Abschied aus dem Heeresverband entlassen?"

„Ja."

„Wegen Ablehnung einer Herausforderung," bemerkte Schrötter.

„Herr Doktor Eynhardt ist mündig und kann für sich selbst antworten. — Sie haben sozialdemokratische Versammlungen besucht?"

„Blos einmal."

„Und dort sogar Reden gehalten?"

„Eine Rede."

„Die aber gegen die Sozialdemokratie gerichtet war," sagte Schrötter wieder.

Der Untersuchungsrichter wurde vor Ärger ganz krebsrot im Gesicht. „Es ist wirklich unerhört," rief er mit zornbebender Stimme, „daß ich einen Mann in Ihrer Stellung immer wieder ermahnen muß, blos zu antworten, wenn er gefragt wird. Warum haben Sie nicht selbst gesagt, daß Sie gegen die Sozialdemokraten gesprochen haben, Herr Doktor Eynhardt?"

„Weil Sie mich nicht danach gefragt haben," erwiderte Wilhelm mit feinem Lächeln.

Nach einer kleinen Pause fuhr der Untersuchungsrichter fort: „Sie stehen mit einem Russen Namens Doktor Barinskoi in freundlichem Verkehr?"

„Das kann man kaum sagen. Ich bin mit ihm umgegangen, wenn auch nicht eben freundschaftlich, seit etwa zwei Jahren aber ist er mir gänzlich aus den Augen entschwunden."

„Wußten Sie, daß Doktor Barinskoi ein Nihilist ist?"

„Ja."

„Das hat Sie weiter nicht gestört?"

„Ich habe nicht gefürchtet, von ihm verdorben zu werden," sagte Wilhelm und lächelte wieder.

„Verdorben nicht, aber kompromittiert!" brummte der Untersuchungsrichter.

„Eine derartige Besorgnis hat mir bisher ferngelegen."

„Von einem Freunde, der durch Selbstmord geendet, haben Sie ein großes Vermögen geerbt, das Sie hauptsächlich zur Unterstützung von sozialistischen Arbeitern verwenden?"

„Ich verwende es zur Unterstützung von Armen und die finden sich allerdings unter den sozialistischen Arbeitern häufiger als unter den Fabrik- oder Hausbesitzern."

„Ich verbitte mir schlechte Witze," schrie der Untersuchungsrichter.

„Sie haben Recht," erwiderte Wilhelm gelassen, „ich kenne ebenfalls nichts Unangenehmeres als schlechte Witze."

Schrötter hatte eine Bewegung, als wollte er den Freund umarmen. So hatte er ihn noch nie gesehen.

„Es ist Ihnen nie eingefallen, sich mit den Geistlichen Ihres Bezirks ins Einvernehmen zu setzen, um so zur würdigen Armut Zugang zu finden, welche diese Herren viel leichter zu kennen Gelegenheit haben als ein Privatmann?"

„Ich werde Ihnen auf diese Frage antworten, wenn Sie die Gewogenheit gehabt haben werden, mir ihren Zusammenhang mit der Denunziation dieses Mannes zu erklären."

Der Untersuchungsrichter starrte ihn durch seine Brille vernichtend an, seine Blicke begegneten aber einem ruhig lächelnden Antlitze, das er nicht einzuschüchtern vermochte,

„Darf ich Sie nun bitten," nahm jetzt Schrötter das Wort, „den Zeugen Pätke zu fragen, ob er sich nicht seit einigen Wochen um die Stelle eines Geheimagenten der politischen Polizeibewirbt?"

Schrötter hatte nämlich seit Sonntag auch allerlei Erkundigungen eingezogen und diese Thatsache erfahren.

„Allerdings," stotterte Pätke, der sehr rot geworden war, „ich will mich in diesen schrecklichen Zeiten, wo die Sozialdemokraten und Reichsfeinde . . ."

„Schweigen Sie, Herr Pätke," fiel der Untersuchungsrichter heftig ein, „das gehört überhaupt nicht hierher." Er dachte eine kleine Weile nach und sagte dann äußerst übellaunig: „Die Aussage des einen Zeugen, der noch dazu in manchen wesentlichen Punkten unsicher ist, würde allerdings nicht ausreichen, um eine Verurteilung herbeizuführen. Ich will Ihnen darum trotz mancher

Verdachtsgründe, die ich in Ihrer Vergangenheit und in Ihren bekannten Gesinnungen finde, die Anklage ersparen, schon um nicht das Beispiel eines Stadtverordneten zu geben, der einer schweren Majestätsbeleidigung beschuldigt ist."

In Schrötter kochte es und er hatte äußerste Mühe, seine leidenschaftliche Natur zu zügeln.

„Besten Dank für Ihre Freundlichkeit," brachte er mit bebender Stimme heraus, „und diesem Lumpen da finden Sie gar nichts zu sagen?"

„Herr," schrie der Untersuchungsrichter jetzt wütend und sprang von seinem Stuhl auf, „verlassen Sie sofort dieses Zimmer! Und Sie, Herr Pätke, wenn Sie gegen den Herrn wegen Beleidigung Strafantrag stellen wollen, so können Sie sich auf mich als Zeugen berufen."

Pätke war so bescheiden, von dem liebenswürdigen Anerbieten keinen Gebrauch zu machen; Wilhelm zog Schrötter lebhaft zur Amtsstube hinaus und noch außen hörte man den Untersuchungsrichter seine Knurrlaute mit großer Heftigkeit ausstoßen.

Es folgten unheimliche Tage, in welchen Schrötter die schlimmsten Stunden der Reaktionszeit nach dem „tollen Jahre" wiederzuerleben glaubte. Eine moralische Seuche, die Denunzier-Wut, verbreitete sich über ganz Deutschland und drang in Hütten und Paläste. Man war weder im Familienkreise noch am Stammtische des Wirtshauses, weder im Hörsaale noch auf der Straße vor dem elenden Aufpasser sicher, der aus Fanatismus oder Dummheit, aus persönlicher Feindschaft oder aus Streberei ein übereiltes oder unvorsichtiges Wort aufschnappte, verdrehte, zurichtete und brühwarm dem Staatsanwalt zutrug, welcher selten den Mut hatte, den Angeber mit einem Fußtritte die Treppe hinunterzuwerfen. Es kamen Untergründe der Menschennatur zum Vorschein, so voller Fäulnis und Pestilenz, so gräßlich wimmelnd von Giftgewürm und Schlangen, daß man von dem nie für möglich gehaltenen Schauspiele die Augen entsetzt abwandte. Die Blätter berichteten täglich über Denunziationen und Verurteilungen wegen Majestätsbeleidigung und wenn Schrötter dies las, so schlug er die Hände zusammen und rief erschüttert: „Leben wir in Deutschland? Sind das meine deutschen Landsleute?" Er wurde von diesen immer häufigeren Gerichtsverhandlungen so angeekelt, daß er es bald aufgab, deutsche Zeitungen

zu lesen, und seine Kenntnis der Weltvorgänge nur noch aus den beiden Londoner Blättern schöpfte, die er aus vierteljhundertjähriger Gewohnheit noch immer hielt. Er wollte nichts mehr von den Denunziationen erfahren, in welchen mit Hilfe von Polizei und Richter jede Feigheit und jede Niedertracht, Brodneid und Glaubenshaß, Nebenbuhlerschaft, Tücke und angeborene Bosheit gefahrlose Befriedigung suchten und fast immer ausgiebig fanden. Aber durch diese Geschichten wurde ihm beinahe der Umgang mit den Menschen verleidet und wie ihm, so vielen Anderen. Man lernte vorsichtig und mißtrauisch werden. Man gewöhnte sich daran, im Unbekannten einen Feind zu fürchten und vor dem Nachbar wie vor einem lauernden Verräter auf der Hut zu sein. Heuchelei wurde eine Form des Selbsterhaltungs-Triebes, man vermied sorgfältig von dem zu sprechen, wovon Allen das Herz voll war und was mit fast unwiderstehlicher Sprudelkraft nach den Lippen drängte, und Berlin gewann eine Vorstellung vom Geisteszustande der Bevölkerung Spaniens zur Blütezeit der Inquisition und Venedigs in den Tagen, als die stets aufgerissenen Löwenmäuler am St. Markusplatz anonyme Denunziationen schluckten.

Der Reichstag wurde aufgelöst, das deutsche Volk hatte eine neue Vertretung zu wählen und die Frage, die es hauptsächlich, ja beinahe ausschließlich durch seine Abstimmung beantworten sollte, war: „Sind die Sozialisten unter Ausnahmegesetze zu stellen oder unter dem gemeinen Rechte zu lassen?" Jetzt hielt Schrötter sich für gerechtfertigt, ja verpflichtet, die Zurückhaltung aufzugeben, die er sich seit der Rückkehr ins Vaterland auferlegt hatte, und er trat als Kandidat für den Reichstag auf, und zwar in einem Vorort-Bezirke, da der Berliner Wahlkreis, dessen armer Bevölkerung er seit sieben Jahren als Arzt und Mensch, mit Pflege, Rat und Geld ein unermüdlicher Wohltäter gewesen, nicht frei war. In einer Wählerversammlung legte er sein politisches Glaubensbekenntnis ab. Ein Ausnahmegesetz, führte er aus, sei durch nichts gerechtfertigt, es sei wirkungslos, ja gehe gerade gegen das angestrebte Ziel. Die Regierung mache sich der Verleumdung schuldig, wenn sie das Verbrechen zweier halb oder ganz verrückter Menschen den Sozialisten in die Schuhe schiebe; es liege ihr ob, zu beweisen, daß diese Partei die Mordanschläge verursacht habe, diesen Beweis habe sie aber nicht erbracht. Kein Ausnahmegesetz der Welt könne übrigens geistig Gestörte ver-

hindern, eine That des Wahnsinns zu begehen, und die Verbrechen eines Hödel und Nobiling seien weder vorauszusehen noch durch Vorsichtsmaßregeln zu verhüten. Der einzige Erfolg der Ausnahmegesetze werde sein, die Sozialisten im eigenen Vaterlande heimatlos zu machen. Darin aber liege nicht nur eine entsetzliche Härte gegen eine große Klasse von Mitbürgern, sondern auch eine furchtbare Gefahr für den Staat. In Hunderttausenden ertöte man gewaltsam das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Gemeinwesen, in dem sie leben; sie fühlen sich als Verfolgte und werden zu Feinden der Verfolger; es sei gerade, als verpflanzte man einige hunderttausend Franzosen inmitten des deutschen Volkes ins Heer, in die Großstädte, in die Fabriken, Arsenale und Eisenbahn-Verwaltungen und sie lauerten auf einen günstigen Augenblick, um sich an Deutschland zu rächen. Das werde die unausbleibliche Folge sein, wenn man den Sozialisten die Bürgschaften des gemeinen Rechts entziehe. Er halte die sozialistische Lehre für falsch und unheilvoll, ihre Ziele für unvernünftig und glücklicherweise auch unerreichbar und gerade darum fürchte er sie nicht. Erst wenn man den Sozialisten die Möglichkeit nehme, sich in Wort und Schrift frei auszusprechen, werde ihre Unzufriedenheit, die sich jetzt in ungefährlichen Redensarten Luft mache, sich in der Form von Gewaltthaten kundgeben.

Seine Rede machte Eindruck, noch größern aber die eines Gegenkandidaten, welcher die tiefsten und mächtigsten Gefühle der Hörer erregte, indem er in schlichten Worten sagte, wer der Regierung die von ihr für nötig erachteten Mittel zum Schutze der Gesellschaft verweigere, der liefere einfach das Leben des geliebten greisen Monarchen den Händen von Meuchelmördern aus. Bei der Wahl hatte Schrötter nur die kleine Anzahl freisinniger Bürger vor sich, die empfindsamen Phrasen gegenüber kalt zu bleiben vermochten. Die Arbeiter stimmten nicht für ihn, weil er sich als einen Gegner des Sozialismus bekannt hatte. Der Gegenkandidat wurde mit großer Mehrheit gewählt.

Der Reichstag versammelte sich, das Sozialistengesetz wurde angenommen, über Berlin der kleine Belagerungszustand verhängt und eine große Anzahl Arbeiter ausgewiesen. Es war November geworden und der Winter ließ sich ungewöhnlich streng an. An einem trüben und bitter kalten Nachmittag geschah es,

daß der alte Stubbe, der seit über zwanzig Jahren Vizewirt in Wilhelms Hause war, zu diesem ins Zimmer trat.

„Was bringen Sie, Vater Stubbe?" rief ihm Wilhelm entgegen.

„Nichts Gutes, Herr Doktor. Den Schlosser Wander, Sie wissen wohl, den Mieter im Hinterhause, zwei Treppen, haben sie polizeilich ausgewiesen. Er soll ein sehr gefährliches Subjekt sein. Ich muß sagen, ich habe nichts gemerkt. Er war so weit ordentlich. Nur mit den Kindern hatte man Plage. Das trieb sich immer im Hofe herum und lief einem beständig zwischen die Beine. Na, Fehler hat schließlich Jeder. Und dann hat er ja auch schon im Oktober keine Miete bezahlt . . ."

Wilhelm, der Vater Stubbes Redseligkeit kannte, aber nicht sonderlich schätzte, fiel ihm ins Wort: „Nun und was weiter?"

„Ja, was weiter, Herr Doktor! Die Frau sitzt nun mit den fünf Kindern da, Verdienst ist nicht, gestern hat sie schon einen Schrank weggebracht, um ihn irgendwo zu versilbern, — viel wird sie freilich nicht gekriegt haben, denn es war ein Scherben — die anderen Möbel werden auch wohl bald Beine kriegen, denn sechs Mäuler wollen essen und woher soll es denn kommen. Sie braucht nicht erst zu rücken, es wird bald ohnehin nichts da sein als die nackten Wände. Von Miete ist keine Rede. Wird auch keine sein, so viel ich sehen kann. Da wollt ich nun fragen, was wir mit den armen Leuten anfangen sollen."

„Was kann man mit ihnen anfangen?"

„Man kann das bischen Rumpelwerk wegpfänden, das sie noch haben. Für die rückständige Miete wird es schon jetzt nicht langen. Das Beste ist vielleicht, man sagt der Frau Wander, sie soll sich in Gottes Namen mitsamt ihren Siebensachen drücken. Dann können wir wenigstens die Wohnung vermieten."

„Frau Wander arbeitet nicht?"

„Wo soll sie denn? Fünf Göre und das kleinste Wurm noch an der Brust."

„Ich will mal selbst nachsehen. Dann will ich Ihnen das Weitere zu wissen thun."

„Sehr schön, Herr Doktor," sagte Vater Stubbe vergnügt. Er hatte ein gutes Herz und nur sein strenges Pflichtgefühl war überhaupt die Ursache, daß er den Fall Wander und be-

sonders das unstatthafte Möbel-Wegschaffen bei seinem Hauswirt zur Anzeige gebracht hatte.

Der Vizewirt war noch kaum heimgekommen, als auch Wilhelm schon in der Kochstraße eintraf. Sein Haus lag zwischen der Charlotten- und Markgrafenstraße und war ein alter, unansehnlicher Bau, der zwischen den stattlichen Häusern einer spätern Zeit, die ihn überall umgaben, wie ein armer Verwandter auf dem Familientag einer reichen und vornehmen Sippe aussah. In den Milliardenjahren hatten ihm Bauspekulanten ansehnliche Beträge für das Grundstück geboten, er aber war zum Verkaufe des Hauses, das ihm sein Vater hinterlassen, nicht zu bestimmen gewesen. Es war blos sieben Fenster breit und hatte ursprünglich nur einen Stock gehabt, auf den man dann einen niedrigen zweiten aufgesetzt hatte, den man sofort als angestückte Flickarbeit erkennen konnte. Ein großer Schlüssel über dem Eingange zeigte an, daß im Haus eine Schlosser-Werkstätte war. Der Hof war sehr lang und schmal und mit runden Steinen, zwischen denen reichliches Gras wuchs, holprig gepflastert. Am Ende desselben erhob sich das ebenfalls zweistöckige Hinterhaus, in dessen Erdgeschosse der Schlosser sein geräuschvolles Handwerk trieb.

Wilhelm stieg in Begleitung Stubbes die stark ausgetretene Holztreppe zu der im zweiten Stock gelegenen Wohnung der Frau Wander empor. Diese Wohnung bestand aus einer Küche und einer einfenstrigen Stube. Auch bei verschwenderischem Sonnenschein war es da nicht sonderlich hell, jetzt, am früh hereingebrochenen Abend des grämlichen Spätherbsttages, umfing Wilhelm dämmeriges Zwielicht, als er die Thür aufklinkte. Im Ofen brannte kein Feuer, auf dem Tische keine Lampe. In der Kälte und Dunkelheit unterschied man zwischen spärlichem Hausrat eine magere, verkümmert aussehende Frau, die auf einem Strohsessel am Tische sitzend einen in eine Wolldecke gehüllten Säugling im Arme hielt, einen großen, knochigen Mann in Arbeiterkleidung mit buschigem Bart und finsteren Augen, der an die Wand gelehnt neben dem Fenster stand, und einige kleine blondköpfige Kinder, die für ihr Alter unnatürlich schweigsam und unbeweglich dicht aneinander gedrückt auf dem Bette saßen und kaum manchmal ein wenig mit den Beinen bammelten.

Als Wilhelm mit einem freundlichen Guten Abend-Gruß eintrat, erhob sich die Frau von ihrem Stuhl und blickte den Ankömmling feindselig an, die pendelnden Beine der Kinder hielten still und der Arbeitsmann zog sich scheu vom Fenster weg tiefer ins Dunkel der Ecke zurück.

„Der Herr Hauswirt," stellte Stubbe feierlich vor.

Frau Wander warf lebhaft den Kopf in die Höhe.

„Nanu, was wollen Sie wieder?" sprach sie rasch und mit großer Bitterkeit im Tone, der auf gewöhnlicher Redehöhe anfing und sich schnell zu keifendem Geschrei steigerte. „Es wird ja wohl wegen der Miete sein? Und wir sollen wohl raus? Mir ist es recht. Ich habe kein Geld, daß Sie es nur wissen, aber was da ist, können Sie behalten und die Haut können Sie mir abziehen. Und die Kinder lasse ich Ihnen auch. Milchkarren werden sie schleppen können so gut wie Hunde. Schneiden Sie mir doch lieber gleich die Gurgel ab, so sind wir fertig."

„Aber liebe Frau!" rief Stubbe entsetzt, „wie kommen Sie mir nun wieder vor! Der Herr Doktor meint es doch gut mit Ihnen."

Wilhelm war ganz nahe zu der armen Frau herangetreten, die sich in eine solche Aufregung hineingeredet hatte, daß sie am ganzen Leibe zitterte, und sagte mit dem mildesten Tone seiner zu Herzen gehenden Stimme:

„Sie machen sich unnötige Sorgen, Frau Wander, ich bin nicht wegen der Miete gekommen und es soll Sie auch Niemand in Ihrer Wohnung stören. Herr Stubbe hat mir von Ihrer bedrängten Lage erzählt und ich wollte sehen, ob man Ihnen nicht ein wenig beistehen kann."

Sie starrte ihn sprachlos und mit weit aufgerissenen Augen an. Die Kinder begannen auf ihrem Bette zu flüstern. Wilhelm benützte die Pause, um Vater Stubbe einige leise Worte ins Ohr zu sagen, worauf der Alte verschwand.

„Bieten Sie doch dem Herrn einen Stuhl an," sagte der Arbeiter, der jetzt ein wenig aus seiner dunkeln Ecke hervorkam.

Die Frau zog langsam einen Sessel heran, von dessen durchlöchertem Sitze das aufgesträubte Stroh nach allen Seiten wegstand, Wilhelm dankte mit einer Handbewegung und sagte:

„Haben Sie Vertrauen, liebe Frau Wander, und erzählen Sie mir etwas von Ihren Verhältnissen."

Was war da viel zu erzählen! meinte die Frau noch immer mürrisch. Wie es mit ihr stand, sah er ja selbst. Den Mann hatten sie ihr ausgewiesen, aber ob sie mit ihren fünf Kindern verhungerte und erfror oder nicht, das kümmerte die Polizei nicht. Es wäre auch schon geschehen, wenn sich nicht einige Kameraden ihres Mannes ein wenig ihres Elends angenommen hätten, wie ihr gegenwärtiger Besucher, der Maschinenschlosser Groll. Aber was konnten sie viel für sie thun, sie hatten ja selber nichts und die Polizei war immer hinter ihnen her wie der Teufel hinter einer armen Seele. Was wollte man eigentlich von ihnen? Ihr Mann hatte es ja mit den Sozialen gehalten, aber damit that er doch Niemand was zu Leide. Seit Wander bei den Sozialen war, trank er nicht, auch nicht einen Tropfen, nur Kaffee und manchmal Bier, und seine Frau und Kinder behandelte er immer gut und er hatte keine Schulden, so lange er etwas verdiente. Der Schlossermeister unten hatte ihn schon seit dem zweiten Attentate weggeschickt, obschon er ein geschickter Arbeiter war, aber der Meister hatte Angst vor der Polizei und die anderen getrauten sich auch nicht, ihn zu nehmen. Das war ja schon schlimm genug, aber im Sommer ging es noch und die Sozialen hielten redlich zusammen und es gab ab und zu einen Groschen zu verdienen. Jetzt aber, wo er fort mußte und der Winter vor der Thür —

Sie konnte nicht länger an sich halten und brach in Thränen aus.

Wilhelm setzte sich vorsichtig auf den gelöcherten Strohsessel und fragte: „Wo ist Ihr Mann jetzt und was gedenkt er weiter anzufangen?"

„Er sucht sich bis zum Rhein durchzuschlagen und in Dortmund oder da herum Arbeit zu finden," antwortete sie, während sie der Bock stieß und sie sich mit dem Handrücken die Thränen aus den Augen wischte. „Bekommt er keine, so will er nach Belgien oder Frankreich gehen oder gar nach Amerika, wenn es sein muß. Das kostet nur so viel Geld und woher nehmen und nicht stehlen? Wir sollen nachkommen, wenn er etwas gefunden hat und Reisegeld schicken kann. Bis dahin —"

Und der freie Arm, der nicht das Kind hielt, machte eine trostlose Geberde.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, Vater Stubbe

trat ein und hielt in der einen Hand einen Leuchter mit brennender Kerze und in der andern einen großen duftenden Laib Brod. Er stellte beides auf den kahlen Tisch und zog sich wieder diskret zurück.

„Brod! Brod!" riefen die Kinder auf dem Bett, in die plötzlich Leben kam, und sie sprangen zum Tische heran, um den sie sich gierig blickend und händeklatschend stellten. Es waren richtig vier, das kleinste ein zwei oder dreijähriger Knirps, der nur mit den übrigen mitlallte, das größte ein etwa sieben bis achtjähriges blasses und mageres Mädchen.

„Kinder! Werdet ihr wohl!" schrie die Mutter sie an, aber ihre Stimme bebte vor innerer Bewegung.

„Bitte, Frau Wander, schneiden Sie zuerst den Kindern Brod, dann reden wir weiter."

Das älteste Mädchen hatte im Nu aus der Küche ein großes Messer herbeigeholt, die Kinder fuhren fort „Brod! Brod!" zu jubeln und in die Hände zu klatschen, Frau Wander schnitt ihnen große Stücke und während sie es that, sagte sie: „Wir haben nie etwas geschenkt genommen, Herr Doktor, und haben uns unser Leben immer ehrlich mit Arbeit verdient. Es ist hart, daß man so weit kommen muß. Aber was können wir dafür, daß die Polizei uns den Strick um den Hals legt."

„Seien Sie ruhig, liebe Frau Wander," mahnte Wilhelm, „und reden Sie nicht so von der Polizei, damit nützen Sie sich gewiß nichts und können sich vielleicht sehr schaden. Man wird für Sie thun, was man kann. Wegen der Miete seien Sie unbesorgt. Sie bleiben ruhig hier wohnen. Und erlauben Sie mir, Ihnen mit dieser Kleinigkeit zu Hilfe zu kommen —" er drückte ihr zwei Zwanzigmarkstücke in die halb widerstrebende Hand, die das Almosennehmen nicht gewohnt war, — „und dasselbe sollen Sie durch Herrn Stubbe jeden Monat haben, so lange Sie Ihrem Manne nicht nachreisen können."

Er reichte ihr die Hand, die sie stumm ergriff, unfähig, ein geeignetes Wort zu finden, dann ging er rasch zur Thür. Der Maschinenschlosser griff hastig nach der Kerze auf dem Tisch, eilte ihm nach, leuchtete ihm die Treppe hinunter und murmelte bewegt: „Tausend Dank, Herr Doktor, und vergelt' es Ihnen Gott."

Während Wilhelm hinabging, tönte ihm noch der Brod-Gesang der jubelnden Kinder nach.

Wenige Tage darauf, es war am 2. Dezember, saß Wilhelm des Morgens an seinem Schreibtisch und zog eben aus dickbändigen englischen Reisebeschreibungen Angaben über die Naturanschauung der australischen Wilden aus, als aus dem Vorzimmer der Lärm eines Zanks an sein Ohr schlug. Er unterschied die gereizte Stimme der Frau Müller und den Ton eines männlichen Organs, das seinen Namen nannte. Er schenkte dem Wortwechsel anfangs keine Aufmerksamkeit, denn er dachte, es werde irgend ein Zudringlicher sein, in welchem die wackere Hausfrau einen Berufsbettler erriet und den sie deshalb abwies. Aber der Streit hörte nicht auf, er wurde immer geräuschvoller, die Stimme der Frau Müller steigerte sich zu erbittertem Geschrei, es schien sogar etwas wie ein Handgemenge stattzufinden, so daß Wilhelm es als seine Pflicht erkannte, zu sehen, was es gebe, und nötigenfalls dem treuen Hausdrachen beizuspringen. Er öffnete rasch die Thür und empfing Frau Müller in seine Arme. Wenn er sie nicht gehalten hätte, so wäre sie rücklings in das Zimmer gefallen. Sie hatte nämlich als ein lebendes Bollwerk gegen die Thür gelehnt gestanden, um mit ihrem Leibe den Eingang gegen zwei Männer zu verteidigen, von denen der eine sie wegzuschieben suchte, während der andere sich weiter rückwärts hielt und seinen Begleiter hinderte, Frau Müller zu unsanft anzufassen. Wilhelm erkannte in dem Tollkühnen, welcher sich nicht scheute, an die zornglühende und fauchende Hausfrau die frevelnde Hand zu legen, auf den ersten Blick den Maschinenschlosser, den er bei Frau Wander gesehen hatte. Bei seinem Erscheinen zog der Arbeiter sofort höflich den Hut und ehe die keuchende Frau Müller, welcher die Aufregung die Kehle zuschnürte, zu Worte kommen konnte, sagte er: „Wir bitten tausendmal um Entschuldigung, Herr Doktor, wenn wir stören, aber wir müssen Sie unbedingt sprechen. Ich weiß von Herrn Stubbe, daß Sie um diese Zeit immer zu Hause sind, und ließ mich deshalb von der Dame nicht abweisen.“

„Der Dame!“ brachte Frau Müller endlich heraus, „jetzt kommt er mit der Dame und eben hat er sich noch unterstanden ...“

„Verzeihen Sie, Madame,“ wandte sich der Arbeiter sehr höflich an sie, „es war nicht böse gemeint, wir mußten eben Herrn Doktor sprechen.“

„Treten Sie ein,“ sagte Wilhelm kurz und kühl, indem er

Frau Müller, deren Augen noch immer vor Zorn funkelten, dankbar die Hand drückte.

Jetzt nannte ihm der zweite Besucher seinen Namen. Es war der eines der bekanntesten Führer der deutschen Sozialdemokratie. Wilhelm wies den beiden Männern Stühle an und fragte, womit er dienen könne.

„Ich weiß vom Maschinenschlosser Groll," erwiderte der Arbeiterführer, auf diesen zeigend, „was Sie für Frau Wander gethan haben. Das hat uns den Gedanken nahegelegt, uns vertrauensvoll mit einer Bitte an Sie zu wenden."

Auf eine auffordernde Handbewegung Wilhelms fuhr er fort:

„Sie haben mit eigenen Augen einen Fall gesehen und noch keinen von den schlimmsten. Solcher Fälle haben wir aber schon jetzt Dutzende und es werden wahrscheinlich Hunderte werden. Die Partei thut, was sie kann. Jedes Mitglied giebt einen Teil seines Wochenlohnes für die unglücklichen Opfer her und damit wird man ja vielleicht der Regierung die Schuld ersparen können, unschuldige Frauen und Kinder zum Hungertode verurteilt zu haben. Aber unsere Leute sind arm und kämpfen selbst mit Not. Größere Opfer können wir ihnen nicht zumuten. Was wir brauchen, das ist eine ansehnlichere Summe auf einmal, um die Familien der Ausgewiesenen ihren Ernährern nachschicken zu können. Und da klopfen wir bei wohlhabenden Gesinnungsgenossen an, die in Anbetracht der Zeitverhältnisse sich uns zwar nicht offen anschließen mögen, aber für das Arbeiterelend ein Herz haben."

Während er dies sprach, sah er Wilhelm tief in die Augen. Dieser hielt den Blick ruhig aus und erwiderte:

„Wenn Sie mich für einen Gesinnungsgenossen halten, so irren Sie. Ich glaube, daß Sie falsche Wege wandeln, daß Sie vor den Arbeitern Dinge behaupten, die Sie nicht beweisen können, und ihnen Dinge versprechen, die Sie nicht zu halten vermögen, und ich gestehe Ihnen offen, daß ich Sie nicht um die Verantwortlichkeit beneide, die Sie auf sich laden."

Der Arbeiterführer strich sich mit einer nervösen Bewegung den kurzen Vollbart und der Schlosser drehte verlegen den Hut in der Hand. Wilhelm fuhr nach kurzer Pause fort:

„Aber das hindert mich nicht, für die Not von Frauen und Kindern Teilnahme zu haben, und ich will gern thun, was ich

kann, wenn Sie mir über den Stand der Dinge Genaueres mitteilen wollen."

Der Besucher entwarf in kurzen, nüchternen Worten ein Bild der Verhältnisse, das gerade wegen seiner phrasenlosen Sachlichkeit herzbrechend war. So viel Ausgewiesene, so viel Frauen, so viel Kinder, unterstützungsbedürftige Eltern und Geschwister. Darunter so viel Kranke, Wöchnerinnen, Krüppel. So viel hatten Aussicht, in bessere Verhältnisse zu gelangen, wenn sie von Berlin abreisen konnten. Dazu war so viel notwendig. Das und das war bereits vorhanden. Er nannte den Betrag einzelner großer Gaben und fügte hinzu: „Die Geber nenne ich Ihnen nicht, denn es kann unter Umständen für Sie besser sein, wenn Ihnen die Namen unbekannt bleiben."

Wilhelm hatte schweigend zugehört. Jetzt zog er eine Schublade seines Schreibtisches heraus, nahm einen gelben Umschlag, in welchem Schrötter die Gewohnheit hatte, ihm jeden Ersten aus dem Dörfling'schen Nachlasse 1500 Mark einzuhändigen, und gab den Betrag, den er tagsvorher bekommen hatte und der noch voll war, dem Arbeiterführer. Dieser überflog den braunen und die blauen Scheine und blickte überrascht zu Wilhelm auf. Wilhelm nickte blos leicht mit dem Kopfe.

Der Arbeiterführer stand auf: „Eine Empfangsbestätigung zu geben wäre nicht rätlich. Sie zweifeln nicht, daß Ihre großartige Spende dem richtigen Zwecke zugeführt wird. Haben Sie tausend Dank und denken Sie an uns, wenn Sie einmal im Leben treue und entschlossene Menschen brauchen."

Eine Woche später, Tag um Tag, brachte ein Schutzmann früh am Vormittag ein amtliches Schreiben an Wilhelm, das ihn aufforderte, denselben Nachmittag beim Polizei-Präsidium in der Stadtvogtei zu erscheinen. Zur anberaumten Stunde betrat er das ihm bezeichnete Büreau, wo ihm ein Beamter seine Vorladung abnahm und nach einem Blick auf das Schriftstück ihn fragte:

„Sie sind Herr Doktor Wilhelm Eynhardt?"

„Ja."

Er griff nach einem zur Hand liegenden Papier und sagte trocken:

„Ich habe Ihnen zu eröffnen, daß Sie auf Grund des Sozialistengesetzes aus dem Berliner Polizeibezirk ausgewiesen sind und die Stadt morgen spätestens um Mitternacht zu verlassen haben."

„Ausgewiesen!“ rief Wilhelm verblüfft. „Und darf ich wissen, was ich verschuldet habe?“

„Das werden Sie besser wissen als ich,“ antwortete der Beamte hart. „Übrigens habe ich Ihnen keine weitere Auskunft zu geben und stelle Ihnen nur noch anheim, sich mit einem Gesuch an das Polizei-Präsidium zu wenden, wenn Sie etwa zur Ordnung Ihrer Angelegenheiten noch einen oder zwei Tage nötig hätten.“

Zugleich übergab er ihm das Papier, das er in der Hand hatte und das der schriftliche Ausweisungsbefehl war, und entließ ihn mit einer leichten Kopfneigung.

Wilhelm ging, ohne ein Wort zu sagen. Natürlich nahm er fast unbewußt den Weg zu Schrötter, dem er stumm das Polizei-Schriftstück hinhielt. Dieser las und schlug die Hände zusammen. „Ist es möglich!“ murmelte er, „ist es möglich!“ Er ging mit großen Schritten im Salon auf und ab, dann blieb er plötzlich vor seinem Freunde stehen, legte ihm die Hände auf die Schulter und sagte mit tiefbewegter Stimme: „Ich hätte nicht gedacht, daß ich das noch in meinem Vaterlande werde erleben müssen. Ich bin jetzt bald ein Sechziger und es ist für mich spät, ein neues Leben anzufangen. Aber wirklich, es wird mir schwer, noch länger hier die Luft zu atmen. Wo werden Sie hingehen?“

„Das weiß ich selbst noch nicht. Ich muß erst meine Gedanken sammeln.“

„Wofür Sie sich auch immer entscheiden, ich habe große Lust, mit Ihnen zu gehen. Es wird mir nichts übrig bleiben, als auf meine alten Tage wieder auszuwandern.“

„Das thun Sie nicht!“ erwiderte Wilhelm lebhaft; „Männer wie Sie sind hier unentbehrlicher als je. Sie müssen bleiben. Ich bitte Sie darum. Erinnern Sie sich der Selbstvorwürfe, die Sie sich zwanzig Jahre lang machten, weil Sie nicht dabei waren, als unser Volk sich gegen die Manteuffel'sche Reaktion wehrte. Und dann — Ihre Kranken, Ihre Armen, die Hunderte, die Ihrer bedürfen —“

Schrötter sagte nichts und setzte sich auf den Divan. Sein gewaltiges Gesicht war finster wie die Mitternacht und die blauen Feueraugen waren fast geschlossen. Nach einer Pause fragte er dumpf:

„Aber warum? warum?“

„Wohl wegen der fünfzehnhundert Mark für die Angehörigen der Ausgewiesenen."

„Freilich!" rief Schrötter und schlug sich mit der Hand vor die Stirne.

„Dörflings Gold ist nicht umsonst vom Rheine," lächelte Wilhelm trüb, „es sollte wie ein Nibelungenhort allen seinen Besitzern zum Verhängnisse werden."

Als Schrötter nichts erwiderte, fuhr Wilhelm fort: „Und da wir einmal davon sprechen, so können wir die Sache gleich erledigen. Natürlich werden Sie nun die Zinsen ganz allein für Ihre Armen verwenden."

„Aber durchaus nicht!" rief Schrötter. „Warum soll denn nicht Alles beim Alten bleiben? Wo Sie auch immer Ihren Wohnsitz nehmen, Arme giebt es überall."

Wilhelm schüttelte den Kopf. „Ich gehe vielleicht ins Ausland und sehen Sie, Herr Doktor, ich habe das Vorurteil des Vaterlandes. Ich glaube, wir kommen Dörflings Absichten näher, wenn wir mit seinem Gelde zunächst deutsches Elend lindern."

Schrötter widersprach nicht mehr. Daß Wilhelm von dem Geld unter keinen Umständen auch nur einen Pfennig für sich verwenden würde, das wußte er genau und schließlich war es wirklich gleich, ob die Armen es aus seinen oder Wilhelms Händen empfingen. Er schrieb sich blos einige Adressen auf, die ihm Wilhelm angab. Es handelte sich um Personen, die er regelmäßig unterstützte und zu gleichem Zwecke Schrötter empfahl.

Als Wilhelm gegen Abend heimkam und, wie er ja nicht umhin konnte, Frau Müller die Neuigkeit mitteilte, da wurde sie fast ohnmächtig und mußte sich setzen. Sie blieb eine ganze Weile sprachlos und fand auch dann nur die Kraft zu einem stillen Stöhnen. Ihr Mieter! Und ausgewiesen! Wie ein Vagabund! Ein Hausbesitzer! Ein so ordentlicher, prächtiger junger Herr! Den sie seit zehn Jahren wie ihren Augapfel hütete! Schrecklich! Schrecklich! Aber das kam von diesem Räubergesindel, das sich vor acht Tagen eingedrängt hatte. Sie hatte es gleich geahnt. Hätte sie doch damals sofort die Polizei gerufen! Die Polizei — sie hatte gewiß Respekt vor ihr und sie war die Witwe eines königlichen Beamten und sie liebte gewiß ihren guten König, aber daß man den Herrn Doktor auswies, das war doch

nicht recht, das konnte unmöglich recht sein. Frau Müller konnte sich in den Gedanken der Trennung nicht finden. Sie beschwor Wilhelm, ein Gnadengesuch an den König zu richten, der gute König werde das nicht zulassen. Sie wollte zu ihrem Gönner, dem geheimen Oberpostrat, laufen, er werde sich für ihn verwenden. Und als Wilhelm immer nur lächelte und ihr sanft zusprach, da brach sie in Thränen aus und schluchzte: „Ich bin so an Sie gewöhnt, Herr Doktor, ich weiß nicht, wie ich ohne Sie leben werde.“ Sie wurde erst etwas gefaßter, als Wilhelm ihr sagte, er lasse vorläufig seine Bücher und andere Habseligkeiten da, denn er werde ja vielleicht doch bald wiederkommen dürfen, und einstweilen solle ein junger Mann, den sie kannte und der auf Wilhelms und Schrötters Kosten Naturwissenschaften studierte, bei ihr wohnen und essen und sie solle dafür dasselbe bekommen, was auch er immer bezahlt hatte.

Die Nacht brachte Rat. Wilhelm beschloß, zunächst nach Hamburg zu reisen, wo Paul den Winter über wohnte, dort die schöne Jahreszeit abzuwarten und dann weitere Pläne zu fassen. Er besuchte das Grab seiner Eltern, gab Vater Stubbe Anweisungen wegen der Verwaltung des Hauses, nahm von ein Paar Bekannten Abschied, ging noch zu einigen Armen, die er zu unterstützen pflegte, und hatte dann in Berlin nichts weiter zu suchen. Den Rest des Tages verbrachte er mit Schrötter, dem die Trennung sehr nahe ging. Bhani, vom Stande der Dinge unterrichtet, hatte Thränen in den schönen dunklen Augen, die in ihrem welken Gesicht allein jung geblieben waren, und als er die lieben, vertrauten Räume in der Mittelstraße verließ, bat sie ihn in indischen Worten, die sie mit Blicken und Geberden verständlich genug übersetzte, ein Amulet aus grünlichem kaltem Jade von ihr als Andenken anzunehmen.

Um elf Uhr Abends entführte ein langsamer Zug Wilhelm aus Berlin.

Am Bahnhofe bemerkte er das Gesicht seines alten Freundes Pätke, den er schon im Laufe des Tages wiederholt auf seiner Spur gefunden hatte. Der ehemalige Unteroffizier hatte anscheinend das Ziel seiner Wünsche, die Anstellung bei der Geheimpolizei, erreicht.

Bis zum letzten Augenblicke hatte Schrötter auf dem Wagen=

tritte gestanden und die Hand des Freundes in der seinen gehalten. Jetzt lehnte Wilhelm sich in die Ecke seines Abteils zurück und schloß die Augen, und während der Zug durch die schneebegrabene Ebene dahinrasselte, fragte er sich zum erstenmal, ob Dörfling wirklich der Narr gewesen sei, für den ihn die Meisten hielten.

2.

Erfolge.

Als Wilhelm am nächsten Morgen gegen halb sieben im Bahnhofe zu Hamburg ausstieg, da fühlte er sich von zwei starken Armen an einen stattlichen Pelzrock gedrückt. Hinter diesem warmen Kleidungsstücke schlug ein noch wärmeres Freundesherz, das von Paul Haber, dem Tags vorher ein Brief Wilhelms mitgeteilt hatte, daß dieser ausgewiesen sei und am folgenden Tage mit dem letzten Zuge kurz vor Mitternacht nach Hamburg reisen wolle, und der es sich nicht hatte nehmen lassen, den Ankömmling trotz der Kälte und Dunkelheit der ungebührlich frühen Stunde am Bahnhofe zu erwarten.

Die Begrüßung war kurz und innig. „Sei tausendmal willkommen!" rief Paul. „Wir wollen trachten, dir hier eine neue Heimat zu bereiten."

„Du siehst, ich habe zuerst an dich gedacht, als ich mich nach einem Ruheplätzchen in der weiten Welt umsah."

„Ich habe von dir nicht weniger erwartet. Behalte nur die Ohren steif und lasse dir die unangenehme Geschichte nicht nahegehen."

Hinter Paul stand ein Diener, dem er Wilhelms Handgepäck übergab, und mit untergefaßten Armen schritten die beiden Freunde dem Ausgange zu, wo ein elegantes Coupé, blau ausgeschlagen, mit einem auffallend hübschen hochbeinigen Fuchse bespannt und einem dicken, langbärtigen Kutscher auf dem Bock, ihrer harrte.

Wilhelm nannte dem Kutscher einen Gasthof, wo er abzusteigen gedachte. Paul schnitt ihm aber das Wort ab. „Du denkst nicht daran! Nach Hause, Hans, und fahre schneidig!" Ehe Wilhelm

Einspruch erheben konnte, war er in den Wagen geschoben, Paul neben ihm, der Schlag zugeklappt, der Diener auf den Bock geklettert und fort gings, so viel der stolze Fuchs Beine hatte.

Paul besaß seit zwei Jahren eine Villa auf der Uhlenhorst, in der Carlstraße, und dorthin brachte sie der flotte Traber. Unterwegs war Wilhelm schweigsam und Paul begnügte sich damit, seiner angenehmen Stimmung dadurch Ausdruck zu geben, daß er von Zeit zu Zeit dem Freund auf die Schulter klopfte und die Hand drückte. Nach nicht ganz halbstündiger Fahrt waren sie zur Stelle. Paul duldete nicht, daß Wilhelm in der Vorhalle irgend etwas mit sich vornehme, sondern zog ihn wie er ging und stand in ein Rauchzimmer im Erdgeschosse, wo Malvine ihm entgegentrat und ihn herzlich, doch nach ihrer ruhigen Art ohne Überschwang begrüßte. Sie sah blühend aus, nur war sie vielleicht schon etwas zu stark geworden. Sie trug eine Morgentoilette von rotem Sammt mit Goldspitzen und glich in diesem kostbaren Anzug einer Fürstin oder Bankiersfrau.

„Sie müssen frieren und müde sein," sagte sie, „der Kaffee ist angerichtet, schnell zum Frühstückstisch, damit Sie etwas Warmes in den Leib bekommen. Toilette machen Sie nachher." Und sie ging hurtig voran in das anstoßende Zimmer, wo eine reich gedeckte Tafel bereit stand, über welcher der duftende Rauch verschiedener dampfender Schüsseln schwebte. Es war ein üppiges Frühstück nach englischer Art; neben Thee und Kaffee gab es Eier, Seezunge, Schinken, Putenbraten, Hummersalat, dazu verschiedene feine Weine. Ein Diener in Jägertracht wartete bei Tisch auf.

Wilhelm schüttelte den Kopf beim Anblicke dieser Pracht: „Aber liebe Freundin, um meinetwillen solche Umstände!"

„Du irrst," antwortete Paul für Malvine nicht ohne ein Lächeln der Selbstzufriedenheit, „es ist unser gewöhnliches Frühstück, heute wie alle Tage."

Wilhelm sah ihn überrascht an und fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Ich würde dir nicht geschrieben haben, wenn ich geahnt hätte, daß du vor Tags aufstehen und das ganze Haus aus dem Schlafe wecken würdest, um mich von der Bahn zu holen."

„Ach, sei doch kein Kind. Wir sind es ja gewohnt, früh aufzustehen. Im Friesenmoor-Hause müssen wir noch zeitlicher heraus."

„Das ist im Sommer."

„Richtig. Dafür lohnt uns aber auch kein Freundesanblick für den Abbruch am Morgenschlummer."

Während sie von den guten Dingen aßen und Paul, der den Kaffee und Kuchen geringschätzte, einen leicht gewärmten alten Bordeaux zum Braten schlürfte, nahm er zwischen zwei Schlücken wieder das Wort: „Als ich deinen Brief bekam, war ich ganz niedergedonnert. Du und ausgewiesen! Der harmloseste, gesetzachtendste Bürger, den ich mir denken kann! Was hast du nur eigentlich angestellt? Mir kannst du es ja sagen."

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt, Paul."

„Na, etwas wird doch wohl vorgefallen sein, denn die Polizei trifft eine derartige Maßregel nicht ohne Grund, das denken höchstens ruppige Fortschrittsleute, aber wer unsere Regierungs-Grundsätze und unser Beamtentum kennt, der glaubt das gewiß nicht."

„Du bist ja sehr regierungsfreundlich geworden."

„Immer gewesen! Aber freilich, angesichts des Treibens der Oppositionsparteien werde ich es noch mehr, bis zum Fanatismus."

„Dann wird dir vielleicht allerdings als Verbrechen erscheinen, was ich gethan habe."

„Aha! Also doch."

„Ja. Ich habe zu einer Sammlung für die notleidenden Angehörigen der ausgewiesenen Sozialdemokraten fünfzehnhundert Mark beigesteuert."

„Das hast du gethan?" rief Paul, legte seine Gabel auf den Teller und starrte Wilhelm verblüfft an.

„Und das scheint dir schrecklich?"

„Hörst du, Wilhelm, du weißt, daß ich dich lieb habe, aber wirklich, du hast nur, was du verdienst. Wie konntest du an einer derartigen revolutionären Kundgebung teilnehmen?"

„Ich sah und sehe darin nichts Politisches. Es handelt sich um Frauen und Kinder, die ihres Ernährers beraubt sind und die man doch nicht verhungern und erfrieren lassen kann."

„Ach, laß mich mit solchen fortschrittlichen Phrasen zufrieden. In Berlin verhungert und erfriert keiner. Der wirklichen Armut nimmt sich die Behörde ausreichend an. Die Revolutionäre setzen die angebliche Not dieser Frauen und Kinder geschickt in Szene. Es ist ein Agitationsmittel, eine

Waffe gegen die Regierung. Dieses Gesindel spekuliert auf die Thränendrüsen sentimentaler Dummköpfe. Sie stellen eine Art Kolportageroman her, wo man auf der einen Seite die verfolgte Unschuld in Gestalt bleicher, händeringender Mütter und jammernder Kinder und auf der andern Seite den triumphierenden Bösewicht in Gestalt eines Schutzmannes oder Polizeibeamten sieht. Daß du auf den Schwindel hineinfallen konntest!"

„Du bedenkst wohl nicht, wie grausam es ist, von fremdem Elende so aufgeräumt zu sprechen, wenn man selbst bei einem solchen Frühstücke sitzt."

„Bravo, Wilhelm, jetzt wirfst du mir gar meinen Wohlstand vor wie der erstbeste Güterverteiler. Du bist doch nicht am Ende selbst Sozialist geworden, du, der du so vortrefflich gegen das Pack gesprochen hast?"

„Sei ruhig. Ich bin kein Sozialist. Ihre Lehre hat mich bisher nicht überzeugen können. Aber ich habe jahrelang die Not der Arbeiter aus der Nähe mit angesehen und weiß, daß jeder Mensch, der ein Herz im Leibe hat, verpflichtet ist, ihnen beizustehen."

„Wer sagt denn etwas dagegen? Thun wir nicht Alle unsere Pflicht? Armut hat es immer gegeben und wird es immer geben, dafür ist aber auch die Wohlthätigkeit da. Für die Kranken haben wir Spitäler, für die Alten und Arbeitsunfähigen Versorgungshäuser und Gemeinde-Unterstützung, für arbeitsscheues Gesindel jedoch allerdings nur das Zuchthaus."

„Sehr schön. Und was fängst du mit den ehrlichen Leuten an, die arbeiten wollen und keine Arbeit finden?"

„Wilhelm, ich habe vor dir, deinem Geiste, deinem Wissen immer Hochachtung gehabt, aber verzeihe mir, da redest du von Dingen, die du nicht verstehst. Wer arbeiten will, der findet immer Arbeit. Ich hoffe, du wirst nächsten Sommer bei mir sein. Da sollst du sehen, wie ich in der Erntezeit Blut schwitze, um die nötigen Arbeiter aufzutreiben, und was ich Alles von den Hallunken einstecken muß, um sie nur bei guter Laune zu erhalten. Einem Gutsbesitzer muß man nicht mit solchen windigen Reden kommen. Leute, die arbeiten wollen und keine Arbeit finden! Laß dir sagen, mein Sohn, daß weder ich noch einer meiner Gutsnachbarn je so viel Leute auftreiben können, wie wir nötig hätten."

„Es kann doch nicht Jeder Feldarbeiter sein.“

„Jetzt triffst du endlich ins Schwarze. Da liegt der Hund begraben. In der Landwirtschaft giebt es noch sicheres Brod für Alle, die ordentlich schaffen können und wollen. Aber das paßt dem Gesindel nicht. Die Arbeit ist ihm zu hart und besonders die Zucht auf dem Gute zu streng. Das läuft lieber nach der Stadt, das hungert lieber in einer Werkstatt oder holt sich die Lungenfäule in der Fabrik, weil es da freier ist, das heißt sich die Nächte um die Ohren schlagen und die Tage nach Belieben blau machen kann, weil es da den Herrn spielt und sich einem General oder Minister gleich dünkt. Natürlich bleibt dann das Elend nicht aus und statt einzusehen, daß ihre eigene Vernageltheit und Widerborstigkeit daran schuld ist, werden sie gegen die Regierung rebellisch. Ausrotten muß man die Hunde!“

„Paul, ereifere dich doch nicht,“ mahnte Malvine schüchtern, da der Hausherr im Gesicht ganz rot geworden war und zu essen aufgehört hatte.

Wilhelm blieb immer ruhig. „Du hältst also das Sozialistengesetz für gerechtfertigt.“

„Gerechtfertigt? Ich werfe ihm vor, daß es viel zu mild ist. Ein Staat muß sich gegen Todfeinde mit allen Mitteln verteidigen, auch mit den schärfsten. Lauheit gegen die Feinde der Gesellschaft ist Härte gegen uns, die anständigen, fleißigen Bürger, die arbeiten und etwas vor sich bringen und für ihren wohlverdienten Besitz nicht immer zittern wollen, weil Tagediebe, Quaßler und Hungerleider nach Räuberart genießen möchten, ohne sich zu schinden.“

„Mein bester Paul, so spricht Fanatismus und gegen diesen ist mit vernünftiger Rede allerdings nicht aufzukommen. Laß mich dir nur soviel sagen: ich glaube nicht, daß die Sozialisten irgend Jemand berauben wollen, ich glaube nicht, daß sie Feinde des Staates und der Gesellschaft sind. Sie wollen auch einen Staat und eine Gesellschaft, nur einen andern als den bestehenden; sie haben auch ein Gerechtigkeitsideal, nur ein anderes als das geschichtlich gewordene. In der neuen Ordnung der Dinge, wie sie sich sie denken, haben sie für jeden Menschen, für jeden Gedanken und für unsere ganze Gesittung Platz. Was die regierenden Klassen heute gegen sie sagen, das hat man stets gegen die Anhänger neuer Ideen gesagt. Wer immer an dem Bestehenden das Geringste ändern wollte, der war stets denen, welche aus

dem Bestehenden persönliche Vorteile zogen, ein Feind des Staates und der Gesellschaft, ein Räuber und Rebell. Auch die Urchristen hat man so angesehen wie heute die Sozialisten. Man nannte sie Feinde der Menschheit und ließ sie von wilden Tieren zerreißen, was man, vielleicht zu deinem Bedauern, den Sozialisten doch noch erspart. Und trotzdem Löwen und Tiger erheblich schlimmer sind als ausweisende Polizeischreiber, hat die Idee des Christentums dennoch gesiegt und nichts beweist, daß nicht auch die Idee des Sozialismus siegen wird."

„Unglücksprophet!" rief Paul.

„Nicht notwendigerweise. Wo wäre das Unglück? Ich bin fest überzeugt, daß der sozialistische Staat vom heutigen Staate nicht wesentlich verschieden sein würde. Nur die Macht würde aus den Händen des grundbesitzenden und dienenden Adels in die Hände einer andern Klasse übergehen. Wer keinen Anteil an der Macht will, dem kann das gleichgiltig sein. Siehst du: die Menschen bleiben immer dieselben und ihre Einrichtungen ändern sich nur sehr allmählich, fast unmerklich, wenn sie auch manchmal den Namen wechseln. Das Christentum hat den Anbruch des tausendjährigen Reichs versprochen, es ist aber in der Hauptsache Alles geblieben, wie es vorher war. Der Sozialstaat wird auch nicht machen, daß die Sonne im Westen aufgeht und der Tod abgeschafft wird. Es wird im Sozialstaate wie heute Minister, Steuerboten und Gendarmen, Tugend und Laster, Ehrgeiz, Eigennutz, Bedrückung und Nächstenliebe geben und wenn die Sozialisten zur Herrschaft gelangen, werden sie auch bald Ausnahmegesetze einführen und die Anhänger anderer Meinungen verfolgen, wie man heute sie verfolgt. All das spielt auf der Oberfläche und berührt den Kern der Dinge nicht. Warum sich über ein Schattenspiel aufregen?"

„In praktischen Dingen," erwiderte Paul lächelnd, „glaube ich dir über zu sein, in der Metaphysik bist du mir über. Prophezeiungen gehören aber entschieden in die Metaphysik und so streiche ich die Segel vor dir."

„Das mußt du um so mehr," ließ sich Malvine vernehmen, „als es unverzeihlich ist, daß du gleich eine große Debatte angefangen hast, während unser armer Freund übernächtig und müde ist."

Es war acht Uhr geworden und Wilhelm hatte wirklich das

Bedürfnis, sich zurückzuziehen. Ehe er aber auf sein Zimmer ging, fragte er nach seinem Patenkinde, dem kleinen Wilhelm. Darauf hatte Malvine sichtlich gewartet; sie eilte zur Thür, rief in ein Nebenzimmer: „Komm, Willy, komm fix, Onkel Eynhardt ist da und will dich sehen", und gleich darauf kam der Kleine hereingelaufen und sprang Wilhelm jauchzend an den Hals. Willy war bisher das einzige Kind seiner Mutter geblieben, in deren Familie die Frauen schon seit drei oder vier Geschlechtern sehr wenig fruchtbar waren. Er war nun bald sechs Jahre alt, ein schöner, für sein Alter nicht sehr großer, aber urgesunder Knabe mit drallen Waden, blühenden Wangen, den dunkeln Augen seiner Großmutter und langen, hellblonden Locken. Er trug einen allerliebsten Matrosenanzug mit breit zugeschlagenem, weiß gesticktem Kragen, darunter ein überquer blau und weiß gestreiftes Tricothemdchen, schwarze Kniestrümpfe und reizende Lackschühlein mit seidenen Bandschleifen. Wilhelm hob diesen kleinen Prinzen in die Höhe, küßte ihn und fragte: „Nun, Willy, kennst du mich denn noch?" Er hatte ihn seit anderthalb Jahren nicht gesehen.

„Gewiß, Onkelchen, wir sprechen ja jeden Tag von dir," rief das Kind mit heller Stimme. „Bleibst du denn jetzt bei uns?"

„Ja, das soll er," antwortete sein Vater für den Freund.

„Das ist famos! Das ist famos!" jubelte Willy und klatschte in die Hände. „Dann wirst du mich reiten lehren, nicht wahr, Onkelchen? Papa hat dazu keine Zeit."

„Ich kann ja selbst nicht reiten," erwiderte Wilhelm lächelnd.

Willy sah enttäuscht zu ihm auf. „Was kannst du denn?"

„Sei artig," fiel Malvine ein, „laß jetzt den Onkel zufrieden und geh auf dein Zimmer. Später sollst du ihn wieder haben."

Willy sprang nach neuen Liebkosungen davon und Paul führte seinen Gast in das ihm angewiesene Zimmer, wo er ihn endlich allein ließ.

Wilhelm hatte Paul im vergangenen Sommer auf seinem Gute besucht, seitdem aber nur in Berlin gesehen. Das neue Haus auf der Uhlenhorst kannte er nicht und er staunte über die gediegene Pracht, die ihm hier überall entgegentrat. Das Gastzimmer war nicht weniger reich als das Rauch- und Frühstückszimmer, die er vorher gesehen hatte, und angesichts dieses geschnitzten breiten Himmelbettes mit reichgefalteten Draperien,

dieser schwarzseidenen Sitzgarnitur, dicken Teppiche, hohen geschliffenen Spiegel, dieses marmornen Toilette-Tisches mit unzähligen Gefäßen und Gegenständen aus Porzellan, Kristall und Silber konnte er sich eines Gefühls von Betretenheit nicht erwehren. Sein Freund Paul war ja ein sehr vornehmer Mann geworden!

Das war er in der That. Das Friesenmoor hatte sich zur Goldgrube entwickelt und im ganzen Kreise schätzte man seinen Reinertrag auf zweihundert oder zweihundertzwanzigtausend Mark jährlich.

Paul war längst in der Lage gewesen, sein Kaufrecht auf das Gut geltend zu machen, er hatte dazu noch gegen zweitausend Morgen angrenzenden Moors erworben, allerdings schon zu wesentlich höheren Preisen, und war jetzt der Besitzer eines schuldenfreien, abgerundeten Guts von zwölftausend Morgen, das die Bewunderung und den Stolz der Gegend bildete. Er hatte die Bewirtschaftung des Moors, die noch vor sechs Jahren eine kühne Theorie war, mittlerweile zu einer sichern Wissenschaft ausgebildet und seine Methoden, deren Vortrefflichkeit nahezu tropisch üppige Ernten und unausgesetzt wachsender Reichtum bezeugten, fanden allenthalben emsige Nachahmung. Paul Haber war weit und breit als die erste Autorität der Moorwirtschaft anerkannt. Die Regierung, auf seine Erfolge längst aufmerksam geworden, behielt seine Thätigkeit stets im Auge und ließ sich vom Landrat über die Fortschritte seines Gutes regelmäßig Bericht erstatten. Junge Leute aus den besten Familien des Landes bewarben sich um die Erlaubnis, bei ihm ein Jahr als Volontärs oder Praktikanten zu dienen. Fremde Regierungen schickten Professoren, Dozenten und praktische Landwirte zu ihm, teils blos um seine Anlagen zu besichtigen, teils um unter seiner Anleitung arbeitend seine Methode zu erlernen und in ihr Vaterland zu verpflanzen. Paul war mehr als ein Gutsbesitzer, er war eine Art Professor, der unter freiem Himmel oder im eleganten, mit Jagdtrophäen geschmückten Herrenzimmer des Friesenmoor-Hauses ungezwungene Vorträge hielt, bei welchen ihn stets eine Schaar eifriger und bewundernder Hörer verschiedener Nationalität und meist vornehmen Ranges umgab.

Die äußeren Ehren blieben unter solchen Verhältnissen natürlich nicht aus. Vor zwei Jahren war er zum Premier-Leutnant in der Landwehr befördert worden. Eine ganze

Reihe ausländischer Orden schmückte seine Brust und als ihn im vergangenen Jahre der Minister für Landwirtschaft in Begleitung des Regierungs-Präsidenten und Landrats besuchte, fügte er ihnen den Kronen-Orden vierter Klasse hinzu. Paul saß im Kreis-Ausschuß und Provinzialrat und wenn er nicht auch Landtags-Abgeordneter und Reichstagsmitglied war, so erklärte sich dies blos durch seine Abneigung gegen den Parlamentarismus, den er eine unfruchtbare Kraft- und Zeitvergeudung nannte. In der Provinz stand er in hohem Ansehen und man bewies es ihm, indem man ihn einstimmig zum Vorsitzenden auf Lebenszeit des Moorkultur-Vereins wählte, den seine Nachahmer und Bewunderer gründeten und dem die ersten Gutsbesitzer des ganzen deutschen Nordens angehörten.

Diese Verhältnisse wirkten auch auf Pauls Wesen zurück. In seinem Äußeren suchte er jetzt nicht mehr einem forschen Berufs-Offizier, womöglich von der Garde, sondern einem Landedelmann aus altem Haus ähnlich zu sein. Der dichte blonde Schnurrbart war nicht mehr kühn emporgezwirbelt, sondern wagrecht gerade gestrichen und lang ausgezogen. Mit der idealen Scheitelung des Haupthaares war es ohnehin vorbei, da vornehme Kahlheit die Stelle der ehemaligen Fülle einnahm und dem Coiffeur nur noch die Finanzkünste der Anleihe und Bedeckung gestattete. Sein Bäuchlein hatte Alles gehalten, was es in jungen Jahren versprochen, und rundete sich stattlich in dem knappen Reitbeinkleid aus feinstem Gemsleder. Paul war in seiner Tracht noch immer von ausgesuchter Eleganz, nur bewegte sich diese jetzt nicht in Salonlinien, sondern hatte bukolischen Stil und Charakter. Er trug hochschäftige Lackstiefel mit kleinen geknöpften Sporen aus Silber, die vorhin erwähnten Lederbeinkleider, eine graue Joppe mit grünen Klappen und großen Hirschhornknöpfen, dazu ein blaues Seidenhalstuch mit großen weißen Tupfen, das in einen losen Knoten geschlungen war und dessen Enden frei flatterten, einen kunstvoll geknitterten weichen Filzhut und in der rotbehandschuhten Hand eine kleine Reitgerte mit ziseliertem Goldknauf. Das war Alles bei höchster Feinheit musterhaft geschmackvoll und klagte in keiner vordringlichen Einzelheit einen Emporkömmling an.

Das macht: Paul war eben kein Emporkömmling, sondern ein Mann, der die Empfindung hatte, dorthin gelangt zu sein,

wohin er nach Natur und Recht gehörte. An ängstlicher Bescheidenheit hatte er ja nie gelitten und seine Erfolge hatten sein Selbstgefühl natürlich noch gesteigert; aber dieses war nicht vorlaut zänkisch und gewaltthätig wie eines, das sich bei widerstrebenden Urteilen Geltung erzwingen will, sondern ruhig und natürlich, da ihm volle Anerkennung von allen Seiten freiwillig entgegengebracht wurde. Er glaubte an sich und hatte Recht, da auch alle Anderen an ihn glaubten. Er sprach mit Autorität, denn er sah nur Leute um sich, die mit Achtung und zum Teil mit Bewunderung an seinen Lippen hingen. Behauptungen und Urteile formte er mit überlegener Sicherheit, aber er durfte es, denn sie betrafen immer nur Dinge, von denen er mehr verstand oder zu verstehen überzeugt war als die meisten Menschen. Auch sein Reichtum stieg ihm nicht zu Kopfe, sondern wirkte auf ihn nur wie ein mäßiger Trunk auf Jemand, der viel vertragen kann. Er gönnte sich das volle Maß der Lebens-Annehmlichkeiten, das er sich mit seinem Einkommen verschaffen konnte, aber er that es sich zu Liebe, nicht im Hinblick auf die Anderen, es war ihm nur um das eigene Behagen, nicht um den äußern Glanz zu thun. Er hielt auf schöne Pferde und Hunde, ausgezeichneten Tisch und Keller und ausreichende geschulte Bedienung. Dagegen vermied er jeden gesellschaftlichen Aufwand, war kein Gast beim Rennen und besuchte keine Modebäder, gab keine prunkvollen Soiréen und hatte keine Loge im Stadt- oder Thaliatheater, gehörte keinem Klub an und spielte kein hohes Spiel. Seine Frau trug vielleicht etwas mehr Schmuck und hielt sich vielleicht etwas peinlicher an die allerneuesten Pariser Moden, als auf dem Friesenmoor und selbst auf der Uhlenhorst unbedingt nötig war, da sie aber in ihrem Wesen einfach und natürlich blieb, so konnte man sie wegen dieser kleinen erblichen Schwäche noch nicht protzig nennen.

Seiner Familie gegenüber benahm sich Paul musterhaft und darin zeigte es sich am deutlichsten, daß er in die Höhe gekommen, aber kein Emporkömmling war. Fast alle seine zahlreichen Geschwister und Schwäger hatten ihm eine Förderung oder geradezu die Versorgung zu verdanken. Einige waren auf seinem Gut angestellt, andere hatte er in der Moorkultur ausgebildet und es war ihnen dann leicht gewesen, mit seiner Empfehlung glänzende Brodstellen als Gutsverwalter oder Domänen-

Pächter zu finden, und zwei seiner Brüder hatten es schon zum königlichen Amtmanne gebracht. So konnte er sich mit Genugthuung sagen, daß er alle Lebenspflichten eines Muster-Menschen und -Bürgers weit über das Unerläßliche hinaus erfüllt habe.

Für Wilhelm empfand Paul noch immer die zärtliche Freundschaft der Jünglingstage, nur war sie, ihm selbst unbewußt, etwas väterlich geworden, trotzdem der Altersunterschied zwischen ihnen nur ein Jahr ausmachte; sie hatte eine leichte Beimischung von dem schonenden, rücksichtsvollen Mitleid, das starke Menschen für ein schwächeres und unvollkommeneres Geschöpf empfinden.

Am Tage seiner Ankunft ließ Paul seinen Freund allein, damit er sich ausruhen könne. Am nächsten Morgen aber klopfte er früh an seine Thür und rief: „Kann man hinein?"

„Gewiß," tönte es von innen heraus und in der sich öffnenden Thür wurde Wilhelm angekleidet und ganz zur Musterung fertig sichtbar.

„Du bist noch immer der alte Frühaufsteher, das ist brav," sagte Paul und klopfte ihm auf die Schulter.

„Du ja auch," erwiderte Wilhelm lächelnd.

„Ich! Das ist etwas Anderes. Ich bin Gutsbesitzer und bei uns gilt das Sprichwort: Das Auge des Herrn macht das Vieh fett. Deine Bücher aber werden nicht bei Tagesanbruch getränkt und gefüttert. Da du nun so weit bist, so komm hinunter, wir plaudern beim Frühstück."

Unten empfing ihn Malvine mit freundlichem Lächeln und Händedruck. Sie trug an diesem Morgen einen blauen Sammtschlafrock mit langer Schleppe und bunter Seidenstickerei auf Brust und Ärmeln und ein Häubchen aus Blonden mit blauer Bandgarnitur. Der Tisch war wieder so reich gedeckt wie Tags vorher.

„Ich habe die Absicht, Wilhelm, dich auf das Gut mitzunehmen. Wir haben heute eine Jagd, das Wetter ist schön, es wird dich angenehm zerstreuen."

„Danke, Paul, ich bitte dich aber, lasse mich lieber hier. Ich bin kein Jäger, das kannst du wohl wissen."

„Was man nicht ist, das kann man werden. Niemand ist als Jäger geboren. Oder richtiger: der Mensch ist wohl als Jäger geboren, aber er verdummt im leidigen Stadtleben und muß die Urkunst unserer Ahnen später mühselig wieder erlernen.

Übrigens brauchst du kein einziges Körnchen Pulver zu verbrennen. Es ist mehr wegen der gesunden Bewegung im Freien, wegen des Anblicks des Friesenmoors im Winterkleid und wegen der Gesellschaft, die dich interessieren wird. Es sind Gutsnachbarn, fast Jeder ein Charakterkopf: der alte Baron Hüning, der den Krimkrieg als englischer Offizier mitgemacht hat, der Kammerherr von Swerte, der voll kurioser Hofgeschichten steckt, der Graf Olderode, der trotz seines Podagra einen Luftsprung machen wird, wenn ich dich als meinen liebsten Freund auf der Welt vorstellen und hinzufügen werde, du seist eben unter dem Sozialistengesetz aus Berlin ausgewiesen worden. Und dann meine Volontärs. Schneidige junge Leute. Es ist jetzt unter ihnen ein russischer Prinz und ein engster Landsmann, ein junger Edelmann aus der Mark, Reserve-Offizier bei den roten Husaren. Na, sei ein bischen forsch, komm mit."

„Du bist zu gütig, aber ich ziehe es wirklich vor, deinem podagrischen Grafen den Luftsprung zu ersparen."

„Der Herr Doktor hat recht," mischte sich Malvine ins Gespräch, „das ist auch ein Gedanke, ihn mir zu entführen, nachdem er kaum bei uns warm geworden ist. Bleiben Sie, Herr Doktor, heute ist mein Jour und Sie sollen Nachmittag einige reizende junge Mädchen kennen lernen. Das wird Sie mehr interessieren als Pauls alte Kammerherren."

„Auch gut," lachte Paul, „aber nimm dich in Acht, Wilhelm, ich spüre etwas. Malvine hat Absichten auf dich. Sie will dich verheiraten. Wenn du mitkommen würdest, so wärst du Jäger. Bleibst du aber, so wirst du das Edelwild sein."

„Und wenn auch?" erwiderte Malvine. „Es ist doch vernünftiger, sich von einem hübschen Mädchen fangen zu lassen, als arme Hasen und Wasservögel umzubringen."

Paul bestand nicht weiter auf seiner Einladung und fuhr einige Minuten später davon, um erst am folgenden Tage Mittags wiederzukommen. Malvine aber machte ihre Drohung wahr und zwang Wilhelm mit sanfter Gewalt, ihr beim Nachmittags-Kaffee Gesellschaft zu leisten, sich allen Besucherinnen vorstellen zu lassen und an deren Unterhaltung teilzunehmen. Bei der Vorstellung empfand Malvine einige Verlegenheit. Erst jetzt wurde ihr klar, daß ihr lieber Gast eigentlich Nichts und Niemand war. Sie fühlte peinlich die Kahlheit seines Namens und unscheinbaren Doktor-

Titels und den Mangel irgend einer Bezeichnung, die sie etwa hinzufügen konnte, um ihn der besondern Aufmerksamkeit ihres Damenkreises zu empfehlen. Nicht Rittergutsbesitzer, nicht Professor, nicht einmal Dozent. Auch „der berühmte Herr Doktor Eynhardt" konnte sie mit gutem Gewissen nicht sagen. Selbst Offizier war er nicht und ihn als „den schönen Doktor Eynhardt" vorzustellen ging doch nicht an. Zum Glücke bedurfte es des letztern Beiwortes nicht. Die Damen der Kaffee-Gesellschaft merkten auch ohne Nachhilfe, welche auffallend schöne Mannes-Erscheinung dieser Herr mit den mädchenhaften Wangen, dem rabenschwarzen seidenen Bart und Haar und den glänzenden Schwarzaugen war, und reizende Lippen zogen ihn fortwährend in das Gespräch, das, gebildet und umfassend, sich vom Winterwetter bis zur kürzlich geschlossenen Pariser Weltausstellung und von Sarasate bis zu Vischers eben erschienenem Roman „Auch Einer" bewegte. Wilhelm hatte zu all diesen bedeutenden Themen nichts zu sagen und blieb einsilbig oder ganz schweigsam, so daß die meist sehr aufgeweckten Damen alsbald zu der Überzeugung gelangten, er sei eben so beschränkt als schön, wie das ja meistens der Fall ist.

Beim Abendessen wurde Malvine nicht müde, Wilhelm zu fragen, wie ihm diese Brünette gefallen habe, was er zu jener Blondine sage und welchen Eindruck die pikante Kleine mit dem übermütigen Krauskopf auf ihn mache. Als er ihr aufrichtig gestand, er habe keine der jungen Damen besonders bemerkt und entsinne sich ihrer kaum, da wurde sie sehr entmutigt. Es war entschieden schwer, diesem ungeschickten Menschen zu helfen. Alle drei Mädchen, nach denen sie gefragt, waren reiche Erbinnen, dazu schön und gebildet, was wollte er eigentlich?

Ach, er wollte ja nichts, als daß man ihn in Ruhe lasse, und das war eben das Betrübende. Malvine hatte es sich in den Kopf gesetzt, Wilhelm zu verheiraten, und zwar ausgezeichnet zu verheiraten. Ihre Schwärmerei für ihn war längst andern minder beunruhigenden Gefühlen gewichen, wie sie sich für eine tadellose Gattin, Mutter und Gutsbesitzerin ziemen. Sie war ihm dafür verpflichtet, daß er rechtzeitig ihren einstigen kindischen Herzensirrtum erkannt und berichtigt hatte. Ein Unbehagen erfaßte sie, wenn sie bedachte, daß es auch anders hätte kommen können. Was wäre sie heute als Frau Doktor Eynhardt? Eine Frau ohne großes Vermögen, ohne gesellschaftliche Stellung, ohne

Ansehn und zur Stunde sogar unstät und landfahrend. So aber war sie eine vornehme und reiche Gutsbesitzerin, bei der die beste Gesellschaft von Hamburg und dem Lüneburger Kreise verkehrte und die wie eine kleine Königin über eine zahlreiche Dorfschaft von Hintersassen herrschte, und das verdankte sie diesem braven, diesem lieben Paul, der ihr in bald siebenjähriger Ehe noch keine Minute des Kummers bereitet, ihren Augen noch keine Thräne gekostet hatte. Aus der Erkenntlichkeit für dieses Schicksal, das ihr Wilhelm wesentlich mit bereiten geholfen, und aus den unbewußten Nachklängen der einstigen Verliebtheit war eine tiefe Freundschaft für ihn hervorgegangen, deren ungewöhnliche Wärme allein einem geübten Seelen-Zergliederer ihre verborgenen Ursprünge verraten hätte. Sie wollte ihn glücklich sehen, sie dachte ernstlich darüber nach, was ihm zum Glücke fehle, und sie fand, daß dies nur eine hübsche und möglichst reiche Frau sei. Diese wollte sie ihm verschaffen und das konnte sie leicht, da sie in einem Kreise lebte, in welchem es eine ganze Anzahl von Goldfischchen gab.

Wenn er sich nur ein wenig entgegenkommender gezeigt hätte! Die jungen Damen, denen er sichtlich wohlgefiel, konnten ihm doch nicht zuerst eine Liebeserklärung machen! Er jedoch saß am nächsten Donnerstag ebenso wie am ersten still und hölzern in der munter schwatzenden Gesellschaft da und näherte sich keinem Mädchen, zeichnete keines aus. Dann aber mußte Malvine ihre wohlmeinenden Manöver eine Weile unterbrechen, denn am dritten Donnerstag war Weihnachten und ihr Jour fiel wegen der Vorbereitungen für den Christbaum aus.

Zum Feste kamen, wie regelmäßig, seit Paul das Haus auf der Uhlenhorst besaß, Frau Brohl und Frau Märker aus Berlin. Letztere war sehr stark geworden und in ihrem Haare wurden die ersten Silberfäden sichtbar. Sonst aber sah sie blühend aus und war so schweigsam wie immer. Die alte Frau Brohl war staunenerregend. Es hatte sich nichts an ihr geändert und die Jahre gingen machtlos an ihr vorüber. Sie war so gebeugt und so bleich und in ihren Bewegungen so langsam wie je, ihre braunen Augen blickten nach wie vor matt und ihre leise, seufzende Stimme hatte den alten leidenden Klang. Aber ihr Appetit war eher noch etwas kräftiger geworden und

von einer oder zwei Erkältungen in den Wintern abgesehen hatte sie alle die Zeit her keine kranke Stunde gehabt.

Natürlich kam die Großmutter nicht mit leeren Händen. Sie brachte zwei Kisten mit, von denen die eine eine große Anzahl Gläser voll ausgezeichneten Dunstobstes enthielt, das Malvine noch immer Allem vorzog, was ihr eigenes, hochbezahltes Küchengesinde hervorbringen konnte, während die andere mit einer Sammlung auserlesener Handarbeiten gefüllt war. Beim Auspacken des Schatzes zeigte sich, daß die Erfindungskraft der Siebzigerin noch überraschend war. Dem Hausherrn wurde eine Jagdtasche bescheert, aus roten und blauen Glanzleder-Streifen geflochten und geknüpft, an indianischen Stil anklingend, seltsam und natürlich unbrauchbar. Malvine bekam einen seidenen Spitzenschleier, dessen Muster aus einer Anzahl großer Malven bestand, eine gefällige Anspielung auf ihren Namen. Frau Brohl hatte anderthalb Jahre lang an dem Meisterwerke geklöppelt. Für den kleinen Willy war mit Rücksicht auf die vornehmen Neigungen, die man beim Erben eines Großgrundbesitzers voraussetzen durfte oder nötigenfalls erwecken mußte, ein Flobert-Gewehr da, dessen Riemen in ganz neuer Technik, durch Ausschneiden einer dünnen Schicht des Leders und Goldstickerei, mit Arabesken und Figuren geschmückt war. Für das Haus im Allgemeinen waren einige Arbeiten aus Tannenzapfen und kleinen Seemuscheln bestimmt.

Der Christbaum, der im großen Salon des Erdgeschosses aufgerichtet war, reichte fast bis an die Decke. Es war ein prächtiger, schlanker Tännling, so frisch und harzduftig, daß er noch vom lebenden Waldodem umwittert schien. Zum Anzünden versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft; außer der Familie die vornehmeren Volontärs vom Gut, einige Nachbarn von der Uhlenhorst mit fünf oder sechs kleinen Kindern und der Kammerherr von Swerte mit seiner gnädigen Frau Gemahlin. Das Paar war kinderlos und um den Christabend nicht allein zu verbringen, hatte es Pauls Einladung angenommen und sich eigens von seinem Schlößchen bei Rönneburg nach der Uhlenhorst begeben.

Der Kammerherr hatte die Ehren des Abends. Paul nahm Gelegenheit, Wilhelm zuzuflüstern: „Herr von Swerte ist aus dem Hause Hellebrand. Eine der vornehmsten Familien des

Landes. Eine rasend alte Gesellschaft." Die alte Frau Brohl hatte am Frackschoß das goldene Litzchen, das Abzeichen der Kammerherrn-Würde, bemerkt und operierte geschickt in der Weise, daß sie häufig seine hintere Ansicht zu sehen bekam und das stolze Zeichen mit stiller Ehrfurcht bewundern konnte. Die Kinder freilich hatten für dergleichen noch keinen Sinn, sondern jubelten und tobten um den strahlenden Tannenbaum, der sie mit den prächtigsten Bescheerungen überschüttete. Willy bekam eine Husaren-offizier-Uniform mit Säbel, Portepée, Sporenstiefeln, kurz Allem, was dazu gehört, und ruhte nicht, bis man sie ihm auf seiner Stube angezogen hatte und er vor der Gesellschaft in der martialischen Tracht erscheinen konnte. Seiner Mutter wurden vor Stolz und Rührung die Augen feucht, als Herr von Swerte den kleinen Krieger emporhob und küßte und laut sagte: „Na, mein lieber Herr Haber, das wird ja mal einen strammen Reiter-offizier geben!"

Beim Festmahle kam Wilhelm neben Frau Brohl zu sitzen. Die alte Frau konnte ihn noch immer gut leiden und vergaß es ihm nicht, wie anständig er sich in einer kritischen Lage benommen und mit welcher bescheidenen Selbsterkenntnis er eingesehen hatte, daß er für ihre Enkelin nicht der richtige Mann wäre.

In ihrem Bemühen, ihm etwas Angenehmes zu sagen oder doch von Dingen zu sprechen, die ihn interessieren konnten, fiel ihr plötzlich etwas ein und sie sagte zwischen dem Fisch und dem ersten Braten: „Wissen Sie schon die Geschichte von Ihrer alten Flamme, der Frau von Pechlar?"

Wilhelm sah sie überrascht an und wechselte die Farbe.

Frau Brohl merkte nichts, sondern fuhr in ihrem leisen, klagenden Tone fort: „Sie hat Ihr Schutzengel bewahrt, Herr Doktor. Sie wären schön angekommen, wenn Sie Fräulein Ellrich geheiratet hätten. Man hat schon seit Jahren allerlei gemunkelt, aber jetzt ist es zum offenen Skandal gekommen. Sie hat Herrn von Pechlar verlassen und ist mit einem Grafen durchgegangen, der ihr schon lange den Hof gemacht hat. Wie es heißt, soll sie mit ihm nach Italien gereist sein."

Wilhelm sagte nichts, aber er war selbst erstaunt, daß es ihm bei der Mitteilung einen jähen Stich in's Herz gab, daß er den ganzen Abend beklommen atmete und, obgleich er spät zu Bette ging, vor dem Einschlafen noch stundenlang an sie denken

mußte, die er einst geliebt hatte und die nun den Abhang der Sünde hinabtaumelte. Warum that ihm der Gedanke so weh? Er liebte sie doch längst nicht mehr! Heilen Herzenswunden so schwer und unvollkommen, daß die Narbe bei unvorsichtiger Berührung noch nach einem Jahrzehnt heftig schmerzt? Oder beklagte er einfach die Beschmutzung eines Bildes, das bisher in seiner Erinnerung köstlich eingerahmt gewesen war und rein geglänzt hatte? Er wußte es selbst nicht, aber er blieb tagelang verstimmt bis zur Niedergeschlagenheit.

Der Sylvesterabend wurde in Erwiderung der Höflichkeit des Kammerherrn bei diesem gefeiert. Die ganze Familie Haber mit Frau Brohl und Frau Märker, der „weißen" und der „braunen Großmama", wie der kleine Willy sie zur Unterscheidung nannte, fuhr Nachmittags über Harburg nach Rönneburg, Wilhelm aber konnte nicht bestimmt werden, sie zu begleiten. Paul setzte ihm zu wie ein Inquisitor, Malvine schilderte mit ungewöhnlicher Beredsamkeit die Trostlosigkeit einer einsamen Neujahrsnacht, Frau Brohl wies darauf hin, wie angenehm es sei, ein Fest in Gesellschaft von lauter reichen Leuten zu feiern, und selbst der kleine Willy bat: „Komm mit, Onkelchen, komm mit, du wirst unterwegs auf mich Acht geben." Da indes Alles nichts fruchtete, überließ man ihn endlich seinem Schicksal und er blieb allein im Hause zurück.

Die anbrechende Nacht fand ihn am Schreibtisch in Pauls Bibliothekzimmer, den Kopf in die Hand gestützt und sinnend. Er tauchte schließlich aus seiner tiefen Träumerei auf und schrieb folgenden Brief an Schrötter:

„Mein hochgeehrter Freund!

„Ich will auch heute einer nun schon achtjährigen Gewohnheit nicht entsagen, sondern den Sylvesterabend mit Ihnen, dem Menschen, der mir in der Welt am nächsten steht, verbringen. Ich bin allein in der reichen Villa, das Gesinde scheint sich unten bei Punsch und Gänsebraten zu vergnügen, Paul ist mit den Seinigen über Land gereist, auf das Schloß eines Gutsnachbars, der ihm sichtlich sehr imponiert, und ich kann ungestört mit Ihnen plaudern.

„Ich wollte, Sie könnten jetzt wie ich einige Zeit in Pauls Intimität leben; Sie würden über ihn in fröhliches Staunen

geraten. Er hat sich wunderbar logisch entwickelt und bietet nun den für einen künstlerischen Sinn stets äußerst interessanten Anblick einer Individualität, deren sämtliche Anlagen sich unter der denkbar höchsten Gunst der Verhältnisse bis zu der ihnen überhaupt erreichbaren Wachstums-Grenze ausgestaltet haben. Paul ist der Idealtypus unserer norddeutschen Gutsbesitzer geworden. Er ist ultrakonservativ und findet das Sozialistengesetz zu mild. Er verabscheut den Parlamentarismus, möchte aber, daß der Landrat nicht das Recht habe, ohne Zustimmung der Gutsbesitzer des Kreises auch nur einen Gendarmen anzustellen, und schwärmt für die Gutspolizeigerechtsame. Sein einziges Journal außer dem Kreisblättchen ist die Kreuzzeitung, in der Rang- und Quartier-Liste ist er ein Gelehrter und auf dem Schreibtisch, an dem ich diesen Brief schreibe, liegen Jahrgänge des Gotha'schen Taschenbuchs der Gräflichen und Freiherrlichen Häuser umhergestreut. Er hat für seine Unterthanen — ich glaube, er nennt seine Arbeiter seine Unterthanen — eine wahrhaft väterliche oder landesherrliche Fürsorge, aber ich bezweifle nicht, daß er den besten von seinen Leuten mitten im Winter mit Hunden vom Gute hetzen lassen würde, wenn er nicht während der ganzen Dauer eines Gesprächs mit dem Hute in der Hand vor ihm stände. Das einzige Weltgeheimnis, das ihn einigermaßen beschäftigt, ist die mutmaßliche Gestaltung des Wetters in der Erntezeit. Der Lauf der menschlichen und außermenschlichen Ereignisse erweckt nur insofern sein Staunen, seine Zweifel, seine Unruhe, als er ein Sinken der Getreidepreise herbeiführt. Er versteht nicht, wie man ein anderes Lebensziel haben könne, als erfolgreiche Landwirtschaft zu treiben. Seine Thätigkeit befriedigt ihn voll und zwischen einer angenehmen Frau und einem geliebten Kinde wäre er das nach allen Fabeln und Sprichwörtern nicht zu findende Beispiel eines ganz glücklichen Menschen, wenn ihm nicht eins fehlte: das Wörtchen „von“ vor seinem Namen. Ich hoffe, er wird nicht sterben, ohne es zu erlangen, und dann wird die Erde einen Sterblichen getragen haben, der uneingeschränktes Glück gekannt hat.

„Indem ich Ihnen dies schreibe, macht mir mein Gewissen einen Vorwurf. Bin ich nicht lieblos gegen den guten Paul, der für mich eine wirklich rührende Anhänglichkeit hat? Ist es nicht undankbar, so kühl einen Freund zu beurteilen, dessen Treue bisher

jede Prüfung herrlich bestanden hat? Er umgiebt mich mit unerschöpflicher Liebe und sucht immer nach etwas, was mir Freude machen könnte. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger — seine einzige Leidenschaft übrigens, so weit ich sehen kann — und dringt zweimal wöchentlich in mich, ihn auf seinen Jagdzügen zu begleiten. Er spielt meisterhaft Skat und will mein Leben mit den Genüssen bereichern, welche dieses tiefsinnige Spiel nach seiner Behauptung den Adepten gewährt. Wenn ich furchtsam andeute, daß ich ihn verlassen möchte, um für mich zu wohnen, sehe ich in seiner Miene so ehrliche Kränkung und Betrübnis, daß ich nicht den Mut habe, darauf zu bestehen. Und Frau Haber, die gute Seele, die mich durchaus verheiraten und auf diese Weise glücklich machen will! Ich und heiraten! Was soll ich einer Frau bieten? Liebe? Dazu bin ich zu arm an Illusionen. Weltliche Freuden? Gesellschaften? Theater? All das ist mir ein Greuel. Und überdies — ich bezweifle, daß ich ein Recht habe, einem Wesen das Leben zu geben, dessen Geschicke ich nicht bestimmen kann und dessen Dasein sicher an Qual und Kummer reicher sein wird als an Befriedigungen, und ich weiß bestimmt, daß ich kein Recht habe, ein munteres Mädchen zum Denken zu erziehen und ihm im Austausch für seine Sorglosigkeit eines spielenden Tierchens mein eigenes aussichtloses Grübeln und nicht zu befriedigendes Sehnen zu geben.

„Bei alledem steigen in mir schwere Zweifel auf. Kommt es mir denn überhaupt zu, mit überlegenem Spotte von Paul zu sprechen und ihn von oben herab anzusehen? Ich frage Sie, wie ich in diesen letzten drei Wochen täglich mich gefragt habe: ist nicht er der Weise und ich der Thörichte? er der Nützliche und ich der Schmarotzer? er das wirkliche und ich das scheinbare Leben? Daß er glücklich ist, habe ich schon gesagt; daß ich es nicht bin, weiß ich. Seine Methode führt also zur Befriedigung, meine nicht. Er hat ein Kind in die Welt gesetzt und weiß zwar nicht, was einst dessen Geschicke sein werden, sieht aber einstweilen ebenso wie ich und wie Jeder, der nicht blind ist, daß es sein Haus wie mit Sonnenschein und Wärme erfüllt. Er giebt Hunderten Brod. Das ist zwar für das Weltganze ohne Bedeutung und ich weiß, daß nicht viel daran liegt, ob auf der Erdoberfläche eine Anzahl dumpfer Menschentiere mehr ihr Wesen treibt oder nicht. Aber die Betreffenden haben doch angenehme

Empfindungen dabei, wenn sie Dank der Thätigkeit Pauls täglich ihren Tisch gedeckt finden. Ich kann mich solcher Wirkungen nicht rühmen. Das einzige Gute, das ich meinen Mitmenschen erweisen konnte, ging nicht von mir, sondern von unserem Dörfling aus, dessen Wille zum Wohlthun sich meiner Hand bediente. Mein eigenes Mitleid, meine eigene Liebe zu unseren Gefährten in der Unwissenheit und im Leid ist unfruchtbar, ist ohne Nutzen für Irgendjemand und häufig scheint es mir, daß ich eigentlich ein arger, verdammenswerter Selbstling bin.

„Wenn ich wenigstens in der Philosophie, die mir meine Weltanschauung gegeben, folgerichtig sein könnte. Aber ich bin nicht einmal dazu fähig. Ich messe grundsätzlich der Erscheinung keine Bedeutung bei. Maja zählt mich nicht zu ihren Anbetern. Was sind Häuser? Was sind die Larven, die sie bewohnen? Schein, Vergänglichkeit, ein Trug der Sinne. Und doch muß ich fühlen, daß mir die Häuser fehlen, die gerade in Berlin stehen, und daß ich mich unsagbar nach der Larve sehne, die Doktor Schrötter heißt. Daß ich ein willenloses Spielzeug unbekannter Gewalten bin, das ist mir von Neuem bewiesen worden, denn wieder, wie schon einige Male in meinem Leben, und immer an entscheidenden Wendungen desselben, hat eine äußere Gewalt in meine Geschicke eingegriffen und gegen alle meine Absichten über mich verfügt, indem sie mich aus Berlin und von Ihnen entfernte. Aber meine Einsicht giebt mir doch nicht die Kraft, dieses Unvermeidliche schweigend und gefaßt hinzunehmen.

„Genug. Ich will Sie nicht betrüben. Nur so viel möchte ich noch sagen, daß das Leben wirklich schwerer zu tragen ist, als ich gedacht hätte.

„Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, grüßen Sie Bhani, die hoffentlich unter diesem harten Winter nicht zu sehr leidet, herzlich von mir und glauben Sie an die innige Freundschaft und Ergebenheit Ihres

Wilhelm Eynhardt."

Drei Tage später erhielt Wilhelm folgende Antwort von Schrötter:

„Liebster Freund,

„Ihr dankenswert ausführlicher Neujahrsbrief hat mich um der Stimmung willen, die er widerspiegelt, recht betrübt. Ich

glaube aber, diese Stimmung erklärt sich daraus, daß Sie aus Ihren gewohnten Verhältnissen herausgerissen sind, sich von Habers Gastfreundschaft gedrückt fühlen und in betreff Ihrer Zukunft noch nichts beschlossen haben, und ich hoffe, daß sie sich bessern wird wenn sich erst diese drei Umstände geändert haben.

„Ich habe immer gefunden, daß Haber bei guten Herzens- und Charakter-Eigenschaften ein durchaus gewöhnlicher Mensch ist, und Ihre Wahrnehmungen stimmen vollständig mit meinem Urteil überein. Dennoch begreife ich, daß der Anblick seiner Lebenserfolge und Selbstzufriedenheit Sie nachdenklich macht und die Frage anregt, ob seine Philosophie, wenn ich so sagen darf, oder die Ihrige die richtige ist. Das ist eine große Frage und ich maße mir nicht an, sie zu beantworten, weder im Allgemeinen noch in Ihrem besondern Falle. Letzteres schon aus dem Grunde nicht, weil Ihr Leben eigentlich erst anfängt. Sie sind noch nicht 34 Jahre alt, Sie können noch Großes und Größtes leisten und wer weiß, ob nicht gerade dieselben Eigenschaften, die Ihr Dasein bisher zu einem thatenlosen gemacht, Sie in der Folge befähigen werden, Dinge zu thun, neben denen die Errungenschaften eines Haber bis zur Unsichtbarkeit zusammenschrumpfen Dagegen bin ich nicht im Zweifel darüber, daß, von Ihrer und seiner Lebensführung abgesehen, Ihre Art besser und vornehmer ist als die seine.

„Die Menschheit gleicht einem Turme mit vielen Stockwerken. Manche Leute bewohnen die niedrigeren, manche die höheren. Die Bewohner des Kellers und Erdgeschosses können in ihrer Art ganz gute, ordentliche und lobenswerte Menschen sein, sie werden dennoch nie dieselbe Fülle des Lichts, dieselbe Reinheit der Luft und Weite des Gesichtskreises haben wie die, welche die höheren Stockwerke bewohnen. Sie nun, mein lieber junger Freund hausen eine ganze Anzahl Treppen höher als dieser brave Paul Haber, den ich übrigens sehr schätze und gut leiden mag. Doch giebt es über unseren Köpfen auch noch Leute. Ich habe indische Weise gekannt, die auf Alles, was wir erstreben und was uns beschäftigt, mit derselben mitleidigen Verwunderung hinabsehen wie Sie auf Habers Jagdleidenschaft, Skatliebhaberei und Adelssehnsucht; die es kaum verstehen können, daß wir Geld erwerben, ehrgeizig sind, Leidenschaften haben, uns dem Formenzwange fügen und unter dem Vorwande der Wissenschaft mühsam leere Wort-

folgen erlernen. Diese Brahminen haben noch höhere Interessen und einen noch weitern Umblick als die hochgesinntesten und weisesten unter uns und die Thatsache, daß es solche reine und weltumfassende Geister giebt, kann uns lehren, bescheiden zu sein und die nicht geringzuschätzen, welche an Äußerlichkeiten hängen, die wir vielleicht schon überwunden haben, und Dingen Wichtigkeit beimessen, die in unseren Augen keine mehr besitzen.

„Eines möchte ich Ihnen wünschen, mein lieber Freund: ich wollte, Sie wären etwas naiver und lebten das Leben ein klein wenig mit der schlichten Einfalt jener Unbekümmerten, welche die Minute hinnehmen, wie sie sich bietet, und sich nie um Zweck und Ziel beunruhigen. Sie ergeben sich in die höheren Gewalten, welche beispielsweise Ihre Ausweisung aus Berlin verursacht haben. Ergeben Sie sich auch in die noch höheren Gewalten, welche bewirken, daß Sie leben, fühlen und denken. Sträuben Sie sich nicht gegen das Walten der Naturkräfte in Ihnen, welche den Hang zum Leben und zur Liebe eingeben. Sie besorgen ohne Grund, daß Sie einem Weibe nichts zu bieten haben. Es giebt Mädchen, die ihr Glück nicht in den Eitelkeiten suchen, welche Sie mit Recht verabscheuen. Bemühen Sie sich, ein solches zu finden. Geben Sie Leben, wie Sie Leben empfangen haben, und überlassen Sie Ihre Nachkommen ruhig denselben Kräften, die auch Ihr Dasein und Geschick bestimmen. Ich für meinen Teil würde es beklagen, wenn Ihre Art nicht erhalten bliebe.

„Machen Sie sich doch darüber keine Selbstvorwürfe, daß Sie Niemand Brod geben. Der Mensch lebt nicht von Brod allein und dadurch, daß Sie sind, wie Sie sind, geben Sie manchen Leuten, mir zum Beispiel, Freude an der Menschheit und Glauben an ihre Entwickelung und das ist mehr wert als der täglich bereitete Tisch.

„Bhani dankt für den Gruß. Sie legt für Sie zwei Strophen bei, welche sie gedichtet hat. Hier haben Sie deren Prosaübersetzung: „„Der liebe Mann mit sanften Augen und weicher Stimme fehlt meinem teuern Herrn und mir, der unterthänigen Dienerin. Wir leben wie im Bungalow während der Regenzeit. Gewölk und Gewölk und keine Sonne. Wann wird der Himmel wieder blau und scheint die Sonne wieder? Und wann genießest du wieder den Reis am Tische meines Herrn?““ Im Original klingt es freilich viel hübscher

„Lassen Sie mich bald wissen, was nun mit Ihnen weiter werden soll, und seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem alten

Schrötter."

„Nachschrift. Da lesen Sie mal die Notiz, die ich in meiner heutigen Times finde. Der Mann hat sich auch logisch entwickelt, wie Sie von Haber sagen."

Im Briefe fand Wilhelm außer Bhanis Gedicht, das in zierlicher Sanskrit-Schrift auf gelbes Papier gemalt war, einen englischen Zeitungs-Ausschnitt, in welchem er las, ein Nihilist Namens Barinskoi habe in Petersburg seit einiger Zeit den Verdacht seiner Parteigenossen durch seine üppige Lebensweise und seinen Aufwand erregt. Um herauszubringen, woher er das Geld zu seinem Genußleben nehme, bestimmten sie eine Nihilistin, seine Geliebte zu werden. Sie machte sich zur Genossin seiner Ausschweifungen und erlangte bald die Beweise dafür, daß er im Dienste der Polizei stand und die Mitverschworenen verkaufte. Ein geheimes Gericht verurteilte ihn zum Tod und vor einigen Tagen habe man ihn in seiner Wohnung mit durchschnittenem Hals und von Messerstichen förmlich zerfleischt gefunden. —

Im Januar erhielt Wilhelm einen seltsamen Besuch. Es war ein Arbeiterführer aus Altona, der ihm ohne Umschweif sagte, er sei von den Sozialisten im Auge behalten worden, man habe seinen Aufenthaltsort erfahren und nun ihn, den Altonaer, zu ihm gesandt, um zu sehen, ob nichts mit ihm zu machen sei.

„Was meinen Sie damit?" fragte Wilhelm erstaunt.

„Ich meine," erwiderte der Besucher, der sich als Maurer Hessel vorgestellt hatte, „ob Sie nicht zu bestimmen wären, sich offen unserer Partei anzuschließen."

Als Wilhelm nicht gleich antwortete, fuhr Hessel fort: „Unsere Partei braucht gerade Männer wie Sie, die unabhängig, mutig, akademisch gebildet und gute Redner sind. Sie sind das Alles, wir wissen es. Durch Ihre Ausweisung aus Berlin hat man Sie eigentlich schon zu einem der Unsrigen gemacht. Gehen Sie einen Schritt weiter, Herr Doktor, wehren Sie sich, nehmen Sie den Kampf auf, den die Regierung mit Ihnen begonnen hat. Eine Million entschlossener Arbeiter steht hinter Ihnen und wird Sie gern unter ihre Führer aufnehmen."

„Entschuldigen Sie meine Offenheit," sagte Wilhelm endlich,

„aber ich kann das, was Sie mir eben mitgeteilt haben, nicht ernst nehmen.“

„Und doch ist es uns sehr ernst damit!“ rief Hessel. „Ich spreche im Namen der Parteileitung und habe Mittel, Sie von der Wirklichkeit meines Auftrags zu überzeugen, wenn Sie zweifeln sollten.“

„Aber wie kommen Sie denn überhaupt auf mich?“

„Das ist doch sehr einfach. Sie wissen vielleicht noch nicht, wie gut organisiert wir sind und wie aufmerksam wir Alles verfolgen, was für uns von Bedeutung ist. Wir wissen, was Sie für unsere Partei in Berlin gethan haben und daß Sie jetzt dafür leiden. Wir kennen Ihre Verhältnisse und wissen, daß Sie über ansehnliche Geldmittel verfügen. Und nochmals: wir brauchen akademisch gebildete Leute. Die meisten von uns haben nicht die Mittel gehabt, etwas Rechtes zu lernen. Der Kampf ums tägliche Brod kostet uns die ganze Zeit und zehrt uns das Hirn auf. Wie Sie mich da sehen, Herr Doktor, habe ich jahrelang nie mehr als fünf Stunden geschlafen und immer die halbe Nacht dazu verwendet, um das Bischen zu lernen, was ich weiß. Es giebt unter uns Leute genug, ich sage: leider, die gegen Gebildete mißtrauisch sind, sie Bourgeois nennen und von ihnen nichts wissen wollen. Sie behaupten, der Proletarier müsse von Proletariern geführt werden. Das ist aber Unsinn. Kein unterdrückter Stand ist noch durch seine eigenen Mitglieder emanzipiert worden. Immer waren es edle und weitblickende Männer aus höheren Ständen, welche dieses Werk vollbrachten. Catilina war ein Aristokrat und stellte sich an die Spitze des Volks. Mirabeau gehörte zum Hofadel und stürzte das Königtum. Wilberforce war kein Neger und wurde der Anwalt der Schwarzen.“

Wilhelm sah sich erst jetzt diesen Maurer an, der von Catilina, Mirabeau und Wilberforce sprach, und der Gedanke ging ihm durch den Kopf, die Sozialdemokratie habe unter allen Umständen das Gute, Bildung in Kreise zu tragen, die ihr sonst unzugänglich waren.

„Und so,“ schloß Hessel, „müssen auch wir Arbeiter von studierten Leuten zum Siege geführt werden.“

„Sie vergessen bei alledem nur eine Kleinigkeit. Um Ihr Führer zu sein, muß man sich doch vor Allem zu Ihren Anschauungen bekennen,“ bemerkte Wilhelm.

„Es ist unmöglich, daß ein gebildeter und denkender Mensch nicht die Ungerechtigkeit des heutigen Wirtschaftssystems einsehe. Die Regierung, die uns verfolgt, sieht sie ebenso gut wie wir selbst. Sie kämpft nicht für eine Überzeugung, sondern für eine Klassenherrschaft."

„Es ist unmöglich, ist kein Argument. Thatsächlich bekenne ich mich nicht zu Ihrer Lehre. Ich weiß, daß die Arbeiter leiden, aber ich weiß nicht, warum, und glaube Ihren Theoretikern nicht, wenn sie behaupten, es sei blos wegen der Ausbeutung der Arbeiter durch das Kapital. Überdies: Sie sprechen von Führerschaft. Wohin soll ich Sie denn führen?"

„Zum Sieg gegen den ausbeuterischen Feudalstaat."

„Das ist ein Wort ohne Bedeutung. Ich kenne kein Mittel, Armut und Not von der Erde zu vertilgen. Selbst wenn Sie eine Revolution machen und wenn sie gelingt, selbst wenn Sie den Feudalstaat zertrümmern und auf seinen Ruinen einen Arbeiterstaat aufführen, werden Sie damit nur das Los Einzelner, nicht Aller, nicht einmal Vieler verbessert haben. Ich möchte nicht in der Haut Ihrer heutigen Führer, Prediger und Propheten stecken, wenn Sie gesiegt haben und Ihre Anhänger die Folgen des Sieges zu sehen verlangen. Wie wenig wird man Ihnen dann von dem halten können, was man Ihnen heute verspricht."

„Sie glauben also, es sei nichts für uns zu thun und man solle uns ruhig in Not und Sklaverei und Unwissenheit lassen?" fragte Hessel gereizt.

„Ich glaube," gab Wilhelm zurück, „daß jeder Mensch die Pflicht hat, seinen Nebenmenschen zu lieben und ihm beizustehen, wo und wie er kann."

„Jawohl!" höhnte Hessel. „Das ist der Standpunkt der Kirche. Ein mittelalterlicher Standpunkt. Sie wollen uns Almosen geben. Schönen Dank. Wir nehmen nichts geschenkt. Wir fordern Rechte und keine milden Gaben."

Wilhelm dachte, er habe die Sozialisten nicht immer so stolz gefunden, ließ aber den Gedanken nicht laut werden, um Hessel, der ein ehrlicher Fanatiker schien, nicht zu kränken.

„Lassen Sie das nicht Ihr letztes Wort sein," lenkte dieser ein. „Sie sind mit unseren Lehren und Schriften wohl nur unvollkommen bekannt. Treten Sie uns näher. Besuchen Sie

unsere Versammlungen. Verkehren Sie mit unseren Arbeitern. Sie werden finden, daß Viele von uns ganz klare Köpfe sind und genau wissen, was sie wollen, wenn auch die Mehrzahl noch an der Phrase hängt. Sie werden sich unzweifelhaft für die Emanzipation des Proletariats erwärmen. Und welche Zukunft für Sie! Sie können ein neuer Lassalle werden, berühmt und mächtig, verehrt von Hunderttausenden, wie ein Heiland begrüßt wo Sie sich zeigen, als Triumphator Deutschland und vielleicht, die Welt durchziehend. Und dazu das Bewußtsein, Ihren Mitmenschen gewaltige Dienste zu leisten."

Wilhelm stand auf. „Ich komme mir in diesem Auftritt ein wenig lächerlich vor," sagte er. „Es ist eine Parodie des Evangeliums von der Versuchung Christi. Ich habe leider nicht den geringsten Ehrgeiz und will weder berühmt und mächtig werden noch Triumphzüge feiern. Könnte ich Ihnen wirklich Dienste leisten, so thäte ich es gern, glauben Sie es mir. Aber ich versichere Sie, ich besitze weder den Stein der Weisen noch ein Rezept zur Heilung der Weltübel, ich glaube auch nicht, daß die Rezepte, welche Andere Ihnen anpreisen, sehr wirksam sind, und so danke ich Ihnen für Ihr Vertrauen und bitte Sie, mich in meiner Dunkelheit zu lassen."

Hessel sah ihn finster an, stand dann auf und wandte sich langsam zum Gehen, ohne ein Wort zu sagen oder ihm die Hand zu reichen.

Wilhelm hatte sich eine Kiste Bücher aus Berlin schicken lassen und versuchte, sein Werk weiterzuführen. Aber er konnte keine rechte Arbeitsfreudigkeit finden. Es war eine tiefe Entmutigung über ihn gekommen und die Vorstellung der Zwecklosigkeit seines Thuns und Lebens gewann immer größere Herrschaft über ihn. Oft, wenn er einen oder zwei Tage lang für sein Buch eifrig studiert und ausgezogen hatte, fragte er plötzlich: „Wozu all diese Mühe? Wen wird dieser Quark weiser, besser oder glücklicher machen?" und die Arbeit war ihm wieder auf Tage verleidet. Das Gefühl seiner Verbanntheit wurde ihm immer schmerzlicher, statt durch Gewohnheit abgestumpft zu werden. Er wußte selbst nicht, wie sehr seine Natur der Anlehnung an ein anderes Menschenleben bedurfte, denn ein solches hatte ihm bisher nicht gefehlt; seit dem Tode seines Vaters war er anfangs mit Paul, dann mit Schrötter täglich beisammen ge-

wesen und er hatte sein Gedankenleben immer mit Jemand teilen können. Jetzt war er von Schrötter durch die Entfernung und von Paul durch die allzu groß gewordene Verschiedenheit der Anschauungen getrennt und fand, auf sich selbst gestellt, in sich keinen genügenden Halt. Wenn ihm der Anblick von Pauls Selbstzufriedenheit und Glück den Wunsch nahelegte, sein Beispiel nachzuahmen, so wurde dieser Wunsch doch gleich durch die Überzeugung unterdrückt, daß weder Pauls flache praktische Thätigkeit, noch seine äußerlichen Erfolge ihm, Wilhelm, Befriedigung gewähren würden.

Er verlebte seine Tage und Wochen in stillem Grübeln und innerer Einsamkeit, so sehr sich auch Paul und Malvine bemühten, ihn für Menschen und Dinge zu interessieren. Malvinens Empfangs-Nachmittagen und den zwei oder drei Soiréen, die im Laufe des Winters gegeben wurden, entzog er sich nicht, aber zu den Abenden und Hausbällen anderer Leute ließ er sich nicht mitnehmen. Was ihm noch die größte Befriedigung gewährte, das war der Umgang mit dem kleinen Willy, der Onkelchen Eynhardt sehr lieb hatte. Er ging mit ihm spazieren, erzählte ihm Geschichten, wurde durch seine endlosen Fragen nicht ermüdet, unterhielt ihn mit kleinen physikalischen und chemischen Versuchen und ließ ihn in Ermangelung ernstern Reitunterrichts auf seinen Knieen hop hop machen. Wenn er mit der Hand in den langen Locken des Kindes spielte, dachte er oft, es müsse trotz aller philosophischen Bedenken doch wunderschön sein, solch ein blondes, süßes Geheimnis hervorgebracht zu haben, das an seinem Urheber hing und sich doch zugleich von ihm loslöste, das eine Fortsetzung und doch zugleich ein völliger Neubeginn war, das in der Vergangenheit wurzelte und sich kühn in die Zukunft hinausbaute und das noch mit hellen Augen in das Welträtsel lugen konnte, wenn er selbst längst in die Abgründe der Natur zurückgetaucht sein werde.

Wäre Malvine nicht gutmütig und hausbacken verständig allein, sondern auch mit feinerer Seelenkenntnis begabt gewesen, sie hätte erkannt, daß Wilhelm gerade jetzt alle gemütlichen Vorbedingungen der Ehe vereinigte: das Gefühl innerer Leere, die Sehnsucht nach Anschluß und Liebe, das Bewußtsein der eigenen Vereinsamung inmitten eines fröhlichen und friedvollen Familienkreises und das Verlangen nach der Erneuerung seines Lebens in einem Kinde. Was er brauchte, das war ein unerschrockenes

Entgegenkommen, welches seine eigene Scheu und Zaghaftigkeit in schelmisch keckem Angriff überwand. Eine etwas geschickte und kluge Frau hätte ohne allzugroße Schwierigkeit ein munteres Mädchen zu solchem leichten Kampf und Sieg anstiften können. Daran aber dachte Malvine nicht, gesellschaftliche Zimperlichkeit hielt die verschiedenen Fräulein, die den stillen Gast im Haberschen Hause sehr bemerkt hatten, von jenen ersten Schritten ab, die für unweiblich und demütigend gelten, obschon sie in den meisten Fällen unfehlbar zum Erfolge führen, und so saß Wilhelm in seiner Ecke und die Gruppe hübscher Erbinnen in der ihrigen und der Winter verging, ohne dem Lieblingswunsche Malvinens Erfüllung gebracht zu haben.

Die Osterzeit kam heran und mit ihr die Übersiedelung des ganzen Haushalts nach Friesenmoor-Haus. Wilhelm wollte die Gelegenheit benützen, um sich endlich der Gastfreundschaft zu entziehen, die ihn sehr drückte, aber Paul überwand die schüchterne Auflehnung mit tyrannischer Hand. „Nichts da! Du kommst mit und siehst dir mal einen Sommer lang das Landleben an," entschied er und dabei hatte es sein Bewenden.

Das Gut und seine Umgebung waren ohne landschaftlichen Reiz. Flach und einförmig zog sich die Gegend von der trägen Süderelbe bis zu der ebenso schläfrigen Seeve hin und der Fuchsberg bei Rönneburg ragte mit seinen zweihundert Fuß Höhe wie ein Alpen- oder Cordilleren-Riese über die allgemeine tennenartige Plattheit empor. Von der Plattform des Zinnenturms, den Paul an das Wohnhaus hatte anbauen lassen und der diesem das stattliche Ansehen eines Herrensitzes gab, überblickte man meilenweit das ebene Land fast bis nach Hamburg hin, dessen Turmspitzen man bei klarem Wetter deutlich unterscheiden konnte. Allein in dem ganzen Landgebreite sah man nichts als Äcker und Wiesen von der Regelmäßigkeit eines Salonparket-Musters, dazwischen erdfarbene Dämme, geradlinige Gräben, die mit braunem, stillem Wasser vollstanden, da und dort eine geschäftige Windmühle und in der Ferne die spiegelnden Wasserläufe, welche die Landschaft einrahmten. Das Bild war mit einer dürftigen Palette gemalt: wenige Abstufungen von Braun und Grün, etwas aufgehöht und belebt durch das kräftige Weiß der kalkgetünchten Wände von Tagelöhner-Häusern, die teils einzeln umhergestreut, teils zu einem Dorfe zusammengefaßt waren.

Allein wenn das Gut, von der Plattform des Turms wie aus der Vogelschau gesehen, wenig anziehend schien, so zeigte es doch dem Wanderer, der es mit eindringendem und erratendem Auge durchstreifte, eigentümliche Schönheiten. Man stand da auf einer Walstatt, wo der Mensch mit der Natur gerungen und sie gebändigt hatte. Überall begegnete man den Spuren dieses Kampfes und Sieges, der an das geheimnisvolle Nachtabenteuer Jakobs mit dem Engel erinnerte. Dem früher ungefesselten Schalten der Sumpfwässer waren in einem Drainröhren=System und Kanalnetze gesetzliche Bahnen vorgeschrieben. Üppige Saaten triumphierten über Binsen und Schilf, dem man nur noch die Gräben einzusäumen gestattete. Blanke Kühe mit glänzenden Augen weideten und lagerten, wo vordem die Wildenten genistet hatten: das Chaos war überwunden und diente dem Menschengeiste wie einem Herrn und Gebieter.

Pauls Gestalt bekam auf diesem Schauplatze seines Wirkens eine Art epischer Größe. Wie ein strenger Vogt mit Hilfe seiner Reisigen ein unterjochtes Feindesvolk niederhält, so herrschte er an der Spitze einiger hundert Arbeiter über die unbotmäßigen Naturkräfte, die stets zum Aufruhr geneigt waren. Immer gab es Dämme auszubessern, Gräben zu vertiefen, Thonröhren zu legen oder auszuwechseln, Kunstdünger zu fahren, und Paul war vom Tagesanbruch bis zur sinkenden Nacht in Bewegung, zu Fuß und zu Pferde von einem Ende des Gutes bis zum andern eilend, überall anordnend und zugreifend und seine Scharen stets selbst zum Angriffe gegen die widerstrebenden Naturgewalten führend. Das that er einfach, ruhig, ohne viel Worte und Geräusch, ohne sich selbstgefällig in seinem Werke zu bespiegeln, und Andere, Fremde, schöngeistige Volontärs oder Studienreisende, mußten ihm sagen, daß seine Eroberung des Friesenmoors für die Kultur eine faustische That sei.

Für seine Tagelöhner hatte er ein ganzes Dorf gebaut, das die Fahrstraße zum Friesenmoor=Hause rechts und links einfaßte. Die freundlichen, reinlich gekalkten Häuser mit grün angestrichenen Fensterrahmen waren mit Rohr gedeckt und von einem Garten umgeben, in welchem junge, dem Schutze der Stange noch nicht entwachsene Obstbäumchen schon die ersten Ernten von Äpfeln und Birnen versprachen. Ein Gemeinde= und ein Schulhaus zeichneten sich durch die Größe und ein grünglasiertes Ziegeldach aus und

sogar eine Kirche mit spitzem Glockenturm und Gockelhahne fehlte nicht. Denn Paul war ein musterhafter Gutsherr, der auch für das Seelenheil seiner Gutsassen sorgte, und sowie seine Einkünfte es gestattet hatten, war er bedacht gewesen, eine Kirche zu bauen und einen Pastor anzustellen, womit er zugleich wieder einem seiner zahlreichen Verwandten Versorgung gewährte. In seiner feurigen Königstreue hatte er seinem Dorfe den Namen Kaiser Wilhelms-Dorf geben wollen und auf sein Gesuch die Erlaubnis dazu erhalten.

In Kaiser Wilhelms-Dorf herrschte sichtlich Zufriedenheit und verhältnismäßiger Wohlstand. Hinter jedem Hause war ein Schweinekoben, fast hinter jedem ein Kuhstall zu finden. Die Männer sahen stark und frohgemut aus, die Weiber, die man mit dem Essen ihrer Männer auf den Feldwegen antraf oder strumpfstrickend auf der Bank unter ihrem Fenster sitzen sah, zeigten helle, unverdrossene Gesichter und die Schule war kaum geräumig genug für die Menge flachshaariger, blauäugiger Kinder, deren rote Pausbacken auf einen stets reichlich bestellten Mittagstisch zu schließen gestatteten.

In der ersten Zeit machten all diese Wahrnehmungen auf Wilhelm großen Eindruck. Da der Kampf gegen die Natur die eigentliche organische Aufgabe des Menschen ist, so empfindet er instinktiv an Rührung grenzende Freude und Bewunderung bei einem Anblicke, der ihm den Menschen als Sieger über die Natur zeigt. Aber wie immer bei Wilhelm, folgte dieser ersten triebhaften Regung auch diesmal die unglückselige Kritik und er sagte sich: Paul hat Sümpfe in Äcker verwandelt, ist dabei selbst reich geworden und giebt einigen hundert Familien Brod. Gut. Und was weiter? Diese Großthat läuft in letzter Linie darauf hinaus, daß Menschen essen, die sonst vielleicht nicht so viel und so gut oder vielleicht einfach blos nicht an dieser Stelle gegessen hätten. Soll es denn aber der letzte und höchste Lebenszweck sein, sich selbst und Anderen den Magen zu füllen?

Paul suchte ihn für die Einzelheiten der Wirtschaft zu interessieren. Er nahm ihn immer mit, zeigte und erklärte ihm Alles und rückte schließlich mit seinem Plane heraus: er sollte sein Berliner Haus verkaufen und dafür ein Moor erwerben, das unweit zu leidlichen Bedingungen zu haben war; er wollte ihm anfangs an die Hand gehen, einen Verwalter, den er ihm vor-

züglich besorgen werde, könne ein solches Gut reichlich bezahlen, er werde als sein Nachbar bei größerem Einkommen und geringerem Bedarfe glücklich und zufrieden leben. Wilhelm war von der Liebe, die aus allen Gedanken und Worten Pauls sprach, tief bewegt, aber die Aussicht, die er ihm öffnete, lockte ihn nicht.

Im Juli, als die Ernte der Sense entgegenreifte und die Menschen nur noch die Sonne ihr Brutgeschäft auf den Feldern thun zu lassen hatten, ging Paul eines Tages zu einer Kreisausschuß-Sitzung nach der Stadt und als er heimgekehrt war, sagte er beim Abendessen zu Wilhelm: „Denke dir, man hat schon herausgebracht, daß ich einen gefährlichen Sozialdemokraten bei mir beherberge. Der Landrat machte mir heute thatsächlich wohlwollende und diskrete Vorstellungen. Wie mich der Mann belustigt hat, das kann ich dir gar nicht schildern." Und er lachte noch in der Erinnerung an die Unterredung. Aber seine Heiterkeit verschwand plötzlich, als ihm Wilhelm erwiderte: „Der Landrat hat Recht. Ein Ausgewiesener ist eine anrüchige Gesellschaft für einen Mann in deinen Verhältnissen und ich begreife mich nicht, daß ich mir das nicht schon längst gesagt habe." Vergebens suchte Paul die Sache im Scherzhaften zu erhalten, vergebens zeigte er sich dann trostlos über seine Ungeschicklichkeit, den Auftritt erzählt zu haben; Wilhelm erklärte bestimmt, er müsse seinen Freund verlassen, und mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft setzte er seine Absicht durch.

Schon am nächsten Tage führte ihn der Wagen des Gutsherrn nach Harburg. Der Abschied wurde Allen schwer. Paul umarmte ihn lang und ließ sich mit Wort und Handschlag versprechen, daß er unter allen Umständen im nächsten Jahre wieder mindestens auf einige Wochen nach Friesenmoor-Haus kommen werde. Malvine hatte Thränen in den Augen und sagte: „So lieb wird man Sie doch nirgends haben wie bei uns;" selbst der kleine Willy war sehr betrübt und sah mit seinen braunen Augen vorwurfsvoll auf den Freund, der ihn verließ. Als der Eisenbahnzug sich schon in Bewegung setzte, rief er Wilhelm noch mit seiner hellen Kinderstimme zu: „Komme nur bald wieder, Onkelchen, und bringe mir auch was Schönes mit."

3.

Seebad-Roman.

Wilhelms Reise ging geradenwegs nach Ostende. Er wußte selbst nicht ganz genau, wie er eben auf diesen Ort gekommen war. Von jener längst vergangenen Zeit her, da seine Gedanken wochenlang in dem belgischen Seebade geweilt hatten, war ihm der Name im Kopfe geblieben und als jetzt das Verlangen in ihm erwachte, einige Monate in Gesellschaft des Meeres zu verbringen, da fiel ihm zuerst Ostende ein.

Es war Mitte Juli und der Strand noch ziemlich verlassen. Auch im Ozean-Hotel, wo er abgestiegen war, gab es wenig Gäste. Zwei Amerikaner, die eine Sommerreise durch Mitteleuropa mit einem kurzen Aufenthalt in Ostende begannen, schlossen sich ihm gleich am Tage nach seiner Ankunft an, als sie fanden, daß er Englisch sprach. Sie luden ihn zu ihren Spaziergängen ein und ließen sich von ihm über Deutschland und namentlich Berlin, das sie zu besuchen gedachten, Auskunft geben, während sie selbst von der Nordküste Frankreichs und ihren großen und kleinen Seebädern erzählten, die sie im vergangenen Jahre von Cherbourg bis Dünkirchen „abgethan" hatten.

Als er an einem der nächsten Vormittage mit seinen neuen Bekannten auf der „Digue" die kühle Morgenbrise atmend dahinschlenderte, sah er wenige Schritte vor sich eine Dame in einfacher, aber höchst eleganter dunkler Toilette am Arm eines hochgewachsenen Mannes. Sie gingen langsam spazieren und schienen wortlos in den Anblick des schwach bewegten Meeres versunken. Anfangs schenkte er dem Paare keine Beachtung und bemerkte es überhaupt blos, weil der Damm menschenleer war. Allein selt-

samer Weise kehrte sein Blick vom ölartigen Seespiegel und den ihn durchfurchenden Dampfern und Fischerbooten immer wieder zu der zierlichen, neben dem schlanken Begleiter etwas klein erscheinenden Gestalt der Dame zurück und allmählich dämmerte in ihm eine dunkle Vorstellung oder richtiger Empfindung auf, daß ihn diese elegante Spaziergängerin an etwas erinnere, daß er diese feinen Umrißlinien, diese zierlichen Verhältnisse, diesen leichten, schwebenden Gang schon gesehen haben müsse. Ohne daß er seinen Schritt zu beschleunigen brauchte, holte er sie bald ein und auf gleicher Höhe mit ihr angelangt erkannte er auf den ersten Blick Loulou. Auch sie wandte unwillkürlich den Kopf nach der Gruppe der Vorübergehenden und als sie Wilhelms ansichtig wurde, überzog jähe Blässe ihr Antlitz und sie ließ in einer unbewußten Bewegung des Schreckens den Arm des Herrn an ihrer Seite fahren. Beide blieben stehen, als hätten sie plötzlich die Kraft verloren, die Sohle vom Boden loszulösen, und die Blicke ihrer weitgeöffneten Augen tauchten ineinander. Der stumme Auftritt dauerte nur wenige Sekunden, aber er wurde auf beiden Seiten so lebhaft gespielt, daß er von den Zeugen bemerkt werden mußte. Loulous Begleiter sah erstaunt sie und Wilhelm an und schien die Begegnung rätselhaft zu finden. Aber ehe er von irgend Jemand Aufklärung verlangen konnte, wandte sich Wilhelm um und kehrte raschen Schrittes nach seinem Hotel zurück. Die beiden Amerikaner folgten ihm schweigend. Es war ihnen nichts entgangen, aber als Angelsachsen hatten sie zuviel angeborene Zurückhaltung, um durch eine Frage ein Vertrauen anzuregen, das ihnen nicht entgegenkam.

Wilhelm war das Zusammentreffen äußerst peinlich und er wollte sich um keinen Preis der Möglichkeit aussetzen, dem unglückseligen Weib und dem Manne, dem sie jetzt in sündhafter Verbindung angehörte, nochmals zu begegnen. Denselben Tag nahm er von seinen Amerikanern Abschied und verließ Ostende früh am folgenden Morgen, zugleich angstvoll und erleichtert, als wäre ihm eine Flucht vom Schauplatz eigener schwerer Schuld geglückt.

Nach langweiliger Eisenbahnfahrt, die ein vier- oder fünfmaliger Wagenwechsel nicht angenehmer machte, langte er spät Abends in Eu an, wo er übernachtete. Am nächsten Vormittage brachte ihn ein Hotelwagen in einer Stunde nach Ault, einem

kleinen Marktflecken im französischen Somme-Departement, den ihm die Amerikaner als das stillste, bescheidenste, billigste und dabei landschaftlich am schönsten gelegene Seebad der ganzen Nordküste Frankreichs wenigstens bis nach Dieppe hin empfohlen hatten.

Wilhelm fand Ault, wie es ihm geschildert worden war. Der kleine Ort hatte ein wohlhabendes, selbstbewußtes Aussehen. Die Hauptstraße, die sich vom Meeresstrand in rechtem Winkel mit sanftem Anstieg das hügelig schwellende Küstenland hinanhob, war breit, schnurgerade und peinlich sauber gehalten, der Straßendamm makadamisiert, die beiden Häuserzeilen entlang ein Bürgersteig von Thonfliesen gelegt. Am obern Ende der Straße trat ihr breit und trotzig eine wunderschöne mittelalterliche Kirche von frühester Gothik mit hohen, schmalen Spitzbogenfenstern, einem strengen, edeln Portal und einem gewaltigen viereckigen Turm in den Weg und zwang sie, ein Knie zu bilden, um an dem Hindernisse vorüberzukommen. Dieses Bauwerk, das eine Großstadt geziert hätte, stand hochfahrend und breitspurig da wie ein Edelmann von mächtigem Wuchs in voller Turnierrüstung mitten unter kleinem Volk und schien die Reihen der stillosen kleinstädtischen oder ländlichen Bürgerhäuser mit einer herrischen Geberde rechts und links bei Seite zu winken, damit ihm Niemand die Aussicht auf das Meer verstelle. Außer der Hauptstraße gab es noch auf den Hügel-Abhängen einige Nebengäßchen, in denen eine meist aus Schlossern bestehende Handwerker-Bevölkerung mit zähem Fleiße von früh bis Nacht ein fröhliches Getöse vollführte, das indes nicht störte, sondern unten mit dem Geräusche der Brandung vermischt als wohlthuend leises metallisches Klingen vernommen wurde. Ausgesprochen häßlich waren in dem anmutigen Bilde nur einige Villen, welche vom Geschäfte zurückgezogene Pariser Grünkram- oder Kurzwaren-Händler sich auf den nahen Höhen hatten erbauen lassen und die, handtellergroß, anspruchsvoll, mit grellbunten Schauseiten aufgedonnert, Ritterburgen, venezianische Paläste oder Renaissance-Schlößchen aufs Lächerlichste nachzuahmen suchten.

Ault war von höflichen, friedfertigen, nüchternen Leuten bewohnt. Man sah nie einen Betrunkenen und hörte nie den Lärm eines Marktgezänks. Es gab wenig Schenken, dagegen mehrere Lokale, die sich würdevoll „Café“ betitelten. Die Einwohnerschaft war genug an Sommergäste gewöhnt, um sich nicht zu viel

um sie zu kümmern, und glücklicherweise noch nicht genug, um ihr ganzes Sinnen und Trachten auf ihre Ausbeutung zu richten. Es schien, als hätten die Aulter einen Badestrand blos eingerichtet, um sich den zerstreuenden Anblick einiger Fremden zu verschaffen, nicht aber, um an diesen ein Geschäft zu machen, da sie darauf keineswegs angewiesen waren, wie ihre behäbigen Gestalten, ihre guten Kleider, ihre Steinhäuser und ihre wohlversehenen Kaufläden bewiesen.

Wilhelm hatte im Hotel de France Wohnung genommen, das gerade an der Stelle lag, wo die Hauptstraße mit einer Seitenwendung um die Kirche herumkam. Da das Haus durch die ganze Reihe der die eine Straßenseite bildenden Gebäude vom Meere getrennt war, so konnte man dieses nur aus den Hoffenstern des zweiten Stockwerks über die dazwischenliegenden Dächer hinweg als schmalen, blitzenden Streifen wahrnehmen. Dafür hatten die Zimmer, die vorn heraus lagen, eine um so seltsamere Aussicht. Sie sahen nämlich gerade in den Kirchhof hinüber, der hinter dem gotischen Dome lag. Es war indes nichts Schwermütiges an ihm, er machte sogar eher einen heitern Eindruck mit seinen gepflegten Blumenbeeten und alten, prächtigen Bäumen, deren Schatten die bescheidenen Grabdenkmäler halb verhüllten, in deren Zweigen zahllose, ewig konzertierende Singvögel nisteten und unter denen zu allen Tageszeiten lärmende Kinderscharen spielten. Wilhelms erster Gang war sogar nach diesem Kirchhofe, der neben neueren Gußeisen-Kreuzen steinerne Grabmäler mit Jahreszahlen bis in's siebzehnte Jahrhundert zurück zeigte. In den ältesten wie in den jüngsten Inschriften wiederholten sich immer dieselben Namen, was für eine achtunggebietende Seßhaftigkeit der Bevölkerung sprach. Und die meisten hier beerdigten Toten waren nach der Angabe der Grabschriften achtzig oder neunzig Jahre alt geworden. Wenn Ault ein gewerbsmäßiges Mode-Seebad gewesen wäre, so hätte man denken können, dieser Kirchhof mit seinen steinernen und eisernen Zeugnissen erfreulicher Langlebigkeit sei mitten in den Ort gepflanzt, um die Badegäste zu ermutigen.

Das Hotel de France zeichnete sich durch musterhafte Reinlichkeit aus, war aber sonst sehr einfach. Die Gastzimmer enthielten blos die unentbehrlichsten Einrichtungs-Gegenstände, der Speisesaal war ganz kahl, also glücklicherweise auch nicht mit den

greulichen Farbendruckbildern herausgeputzt, mit welchen Geschäftsreisende die naive Provinz überschwemmen, nur der sogenannte Salon rühmte sich des Luxus eines Pianinos zwischen einem gebohnten Weichholztische, einigen Strohsesseln und einem Kamin mit Spiegel, auf dessen Gesims ein Domino- und Damenbrett-Spiel lagen, beredte Verkünder der Anschauungen des Wirts über die Beschäftigung, welche für Badegäste die angemessenste ist. Die Wirtsleute waren ebenso einfach und gemütlich wie ihr Haus. Der Mann trug eine Seemanns-Mütze und einen dunkelblauen Rock mit Metallknöpfen, auf denen man einen Anker sah, und er war selig, wenn man ihn für einen Seemann hielt. Er hatte auch wirklich einmal die See befahren, als Schiffskoch oder Stewart oder in ähnlicher Eigenschaft. Jetzt saß er fast den ganzen Tag im Café, das mit seinem Hotel verbunden war, bewirtete die Nachbarn mit Gläschen Kognak und erzählte den fremden Gästen endlose Geschichten vom Kauf und Verkaufe der Grundstücke im Flecken. Seine Frau war die eigentliche Seele des Geschäfts. Sie besaß die Gabe der Allgegenwart. Man sah sie zugleich in der Küche, im Stall, in den Gastzimmern und im Café. Das ziemlich zahlreiche Gesinde hing an ihrem Blick und an ihrer Fingerspitze. Ihre helle Stimme tönte von früh bis Abend auf dem Hof und den Treppen. Sie legte überall mit Hand an und ihre flinken Finger schafften allein so viel wie die aller Mägde und Knechte zusammengenommen. Dabei war sie stets heiter, hatte für jeden Vorübergehenden ein Wort und ein Lächeln des Grußes, nahm an jedem ihrer Gäste persönlichen Anteil, merkte sofort Verringerung des Appetits oder Blässe der Miene und schickte Lindenblüten-Thee auf das Zimmer, wenn Jemand später als gewöhnlich zum Frühstück herunter kam.

Das Haus war schon ziemlich voll, als Wilhelm ankam, allein er blieb der Gesellschaft, mit der er an der gemeinsamen Wirtstafel zweimal täglich zusammenkam, in den ersten Tagen gänzlich fremd. Durch mehrjährigen Mangel an Übung war sein Französisch doch etwas eingerostet und er mochte sich an dem stets sehr lebhaften und vielstimmigen Tischgespräche nicht beteiligen, ehe er nicht durch seine täglichen langen Unterhaltungen mit dem Wirte die alte Geläufigkeit wiedererworben hatte. Überdies zogen ihn die Tischgenossen wenig an. Ihre anspruchsvoll und wichtig vorgetragenen Gemeinplätze langweilten ihn, ihre

thörichten Anschauungen über Politik, ihre nachgeplapperten und doch äußerst selbstbewußten Urteile über Literatur und Kunst flößten ihm Mitleid ein und ein Gast, der obenan saß und meist am lautesten das Wort führte, hatte die Gabe, ihn sehr ungeduldig zu machen, trotz der Milde, mit der Wilhelm gewöhnlich die Menschen beurteilte. Es war ein Pariser Nähmaschinen-Händler, der sich hier für einen „Ingenieur-Constructeur" ausgab und der zu jener Gattung Menschen gehörte, welche es nicht ertragen können, dort, wo sie sind, nicht der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein. Man hat von einem Menschen dieser Art gesagt: wenn er bei einer Hochzeit ist, so möchte er die Braut sein; ist er bei einem Leichenbegängnisse, so wäre er gern der Tote. Am Tische des Hotel de France herrschte er ohne Neoenbuhler. Seine Stärke waren entsetzliche Wortspiele, die er zuerst nach rechts zum Besten gab, dann nach links wiederholte, dann mit tönendem Lachen über den ganzen Tisch hin ergoß. Auch in seiner Erscheinung suchte er sich auszuzeichnen. Er war nicht angekleidet, sondern kostümiert. Er trug Kniestrümpfe, kurze Hosen und ein knappes Jäckchen und wenn er stand, so suchte er Waden-Effekte hervorzubringen, spreizte die Beine auseinander, als müßte er gleich dem Kolosse von Rhodus Schiffe zwischen ihnen durchsegeln lassen, und nahm überhaupt gern Fechter- und Ringkämpfer-Stellungen an. Er war in Begleitung einer Dame, welche von vornherein den Abscheu aller weiblichen Gäste durch ihren jedes bekannte Menschenmaß übersteigenden Appetit erregt hatte und nun fortfuhr, sich durch häufigen Toilettenwechsel verhaßt zu machen.

Wilhelms unmittelbare Tischnachbarin war eine Dame von üppigen Formen, höchst einfach gekleidet und ohne jeden Schmuck, der er anfangs nicht mehr Beachtung schenkte als der übrigen Gesellschafft. Seinen stummen Gruß beim Kommen und Gehen erwiderte sie mit freundlichem Lächeln und die kleinen Zuvorkommenheiten bei der Mahlzeit, die Darreichungen von Salz und Zwischengerichten, von Brod und Cider, der das Tischgetränk bildete, mit einem halblauten „Danke, mein Herr!" das ein Blick und eine anmutige Kopfbewegung begleiteten. Das Gespräch zwischen ihnen begannen zuerst die Augen. Bei einem beweinenswerten Kalauer des Mannes mit den Kniestrümpfen begegneten ihre Blicke einander unwillkürlich und von da an jedesmal, so oft eine besonders

triumphierende Eselei ausgesprochen wurde. Sie konnten beide sehr bald nicht bezweifeln, daß sie über die rings um sie geführten Reden dasselbe dachten, und eine weitere Gemeinsamkeit begründete der Umstand zwischen ihnen, daß die Dame bei Tisch ebenso schwieg wie Wilhelm selbst.

Der Augensprache folgte bald die Unterhaltung mit Worten. Die Dame war es, welche sie in Fluß brachte, und zwar mit Anknüpfung an einen eigentümlichen Anlaß. Es war an dem Tage Wochenmarkt gewesen und Wilhelm hatte sich mit Interesse das lustige Treiben in der Hauptstraße und die ihm neuen Volkstypen angesehen: die Bauern aus der Umgebung, die auf Wagen Kälber, Schweine und neues Getreide brachten, ein prächtiger Menschenschlag, große, kräftige Gestalten, glattrasierte, kluge Gesichter, über der blauen Baumwollblouse mit gesteppten Arabesken würdevoll steife, blühweiße Hemdkragen; dann die Bäuerinnen im runden bis zur Erde reichenden dunkelbraunen Kapuzen-Mantel; die Marktschreier und Zahnbrecher, die unter Paukengetöse Bandwurm- und Fiebermittel unfaßbar zungenfertig anpriesen; die beiden ansehnlichen Gendarmen in majestätischer Uniform mit gelbem Riemzeug, eleganten Fangschnüren und dem quer aufgesetzten Dreimaster, die in der heiter lärmenden, aber ordentlichen Menge keine Ursache fanden, die rauhe Amtsseite hervorzukehren. Und als Wilhelm eine Weile zwischen den Wagen und Menschen umhergeschlendert war, hatte er einen frei stehenden schönen großen Esel bemerkt, war auf ihn zugetreten, hatte ihn gestreichelt und allerlei freundliche Worte an ihn gerichtet.

Bei Tische nun bemerkte Wilhelm, daß seine Nachbarin suchend umherblickte, und er fragte zuvorkommend: „Wünschen Sie etwas, Madame?"

„Das Wasser, wenn ich bitten darf," sagte sie.

Er langte die außer ihrem Bereiche stehende Flasche heran, sie dankte und fügte, das begonnene Gespräch nicht mehr fallen lassend, mit einem anmutigen Lächeln hinzu: „Sie lieben Esel, mein Herr?"

„Wieso?" fragte er verwundert.

„Ich habe Sie Nachmittag beobachtet, wie Sie einem Prachtexemplar von einem Esel den Kopf krauten und den Hals streichelten."

Daran hatte er nicht mehr gedacht. „Ich erinnere mich,"

erwiderte er nun, „es war ein reizendes Tier mit wunderbar klugen, ja tiefsinnigen Augen."

„Finden Sie das auch?" rief sie erfreut, „ich habe nämlich eine besondere Schwäche für Esel und halte sie neben den Hunden für die weitaus klügsten unserer Haustiere. Es ist eine erstaunliche Weisheit in ihrem Blick, eine stoische Philosophie der Entsagung, an der ich mich buchstäblich erbaue."

Wilhelm mußte über ihre Lebhaftigkeit lächeln. „Daß wir uns in der guten Meinung vom Esel begegnen, möchte ich als Anzeichen betrachten, daß die undankbare Menschheit endlich zu einer gerechten Würdigung dieses unscheinbaren Mitarbeiters gelangt."

„Unscheinbar?" antwortete sie, „das finde ich gar nicht. Sehen Sie sich seine feinen Hüfchen, seinen elegant bequasteten Schweif, seine zarte silbergraue Farbe mit der sammtschwarzen Kreuzzeichnung an. Auch seine Ohren stehen ihm ganz gut. Man thut ihm immer das Unrecht an, ihn mit dem Pferde zu vergleichen. Es ist eben ein anderer Typus, aber in seiner Art ebenso schön."

„Sie rehabilitieren Titania im Sommernachtstraum."

Sie lachte. „In der That, Titania konnte schlechter wählen. Aber wie war es nur möglich, daß der Esel in der Vorstellung der Menschen zum Urbild der Dummheit wurde?"

„Vielleicht wegen seiner Temperamentlosigkeit und Verstocktheit."

„Nein. Ich glaube, es ist etwas Anderes. Die Menschen sahen ein großes und kräftiges Tier, das ganz so heikel sein und sich ganz so wehren konnte wie ein Pferd, das aber mit dem schlechtesten Futter zufrieden war, keinen Stall und keine Striegel verlangte, bis zum Zusammenbrechen arbeitete und dabei niemals biß oder ausschlug. Da sagten sie sich: ein Tier, das kräftig genug ist, um uns Böses zu thun, und sich trotzdem Alles gefallen läßt, ist offenbar blitzdumm. So ist es. Die Menschen begreifen nicht, daß man gut und bescheiden und doch klug sein könne. Nur beim Bösen, Gewaltthätigen und Anspruchsvollen setzen sie Geist voraus. Wenn der Esel nur noch Hafer und Gerste fressen und auf jeden losgehen wollte, der ihn im geringsten reizt, so sollten Sie sehen, wie die Menschen gleich vor seinem Verstande Hochachtung bekämen."

„Sie haben von den Menschen eine schlechte Meinung, Madame.“

„Die, welche sie mir beigebracht haben,“ erwiderte sie, indem sie durchs offene Fenster in den Hof hinausstarrte.

Nach diesem Gespräche sah Wilhelm sich die Nachbarin zum erstenmale genauer an. Daß sie groß und stark war und eine auffallend reine leuchtende Gesichtsfarbe besaß, war schon früher sein allgemeiner Eindruck gewesen. Jetzt kamen ihm Einzelheiten zum Bewußtsein. Trotz ihrer Fülle war sie um die Mitte schlank; auch ihre kleinen, schmalen Hände mit den gespitzten Fingern und rosigen Nägeln hatten die Bestimmtheit ihrer Zeichnung bewahrt und ihre edeln Linien verschwammen nicht unter philiströsen Fettpolstern. Den hochgetragenen, stolzen Kopf krönte eine schwere Bürde dunkelblonden Haars, auf dem ein Widerschein wie von altem Golde spielte und das sich seiden und flaumweich über die Stirne kräuselte. Die Wangen waren sehr voll, aber fest und die in kühnem Relief hervortretende, gut geformte Nase hatte gerade die richtige Entwickelung für dieses etwas große Gesicht. Die hellbraunen Augen mit auffallend kleinem Stern waren von außerordentlicher Beweglichkeit und huschten, blitzten und sprühten fortwährend nach allen Seiten. Sie blickten ungemein klug und meist spöttisch und wenn man sie lang ansah, so hatte man die etwas unbehagliche Empfindung, daß ihr klarer, kalter Strahl gelegentlich grausam wie eine Stahlklinge ein Herz durchbohren konnte. Das Auffallendste in dem Antlitze war aber der Mund. Das war mitten im perlmutternen Weiß des Gesichts ein plötzlicher Ausbruch heftigen Korallenrots. Dieser brutale Farbeneffekt zog mächtig an und hielt fest. Der Blick haftete an diesen Lippen von sinnlicher, sündiger Üppigkeit und brennender Blutfarbe, die im keuschesten Geiste, ja selbst bei Frauen die Vorstellung vampyrischer Küsse erwecken mußten. Alles in Allem eine prächtige Erscheinung, diese Dreißigerin voll Gesundheit und Leben in ihrer triumphierenden Vollentfaltung berauschender Weiblichkeit. Alle Männer im Hotel schielten mit nicht zu verbergender Begehrlichkeit nach ihr und wenn sie sich ihr bisher trotzdem nicht genähert hatten, so war es, weil sie sich durch das mit hochmütiger Kälte wechselnde spöttische Gekicher ihrer Augen bald eingeschüchtert, bald verletzt fühlten.

Nur Wilhelm begannen diese gefährlichen Augen, nachdem

sie ihn überhaupt bemerkt hatten, mild und still anzusehen. Wenn sie den seinigen begegneten, machten sie sich bescheiden und harmlos und ihre gespielte Unwissenheit schien von ihm Anreden, Mitteilungen, Belehrungen zu erbitten. Er blieb gegen ihren Einfluß nicht unempfindlich. Es bereitete ihm ein Behagen, daß er bei Tische neben der schönen Frau saß und ihr kleine Artigkeiten erweisen konnte. Er überraschte sich auf einsamen Spaziergängen dabei, daß er lebhaft an sie dachte, nicht ohne das Blut mit ungewöhnlicher Hitze durch die Adern strömen zu fühlen. Im Speisesaal und Salon bewirkte ihr Eintritt einen plötzlichen Stillstand seines Herzens mit einigen nachfolgenden überhasteten Schlägen und wenn er sie betrachtete, kam ihm der unziemliche Einfall, daß es eine Lust sein müßte, ihr die festen, runden Wangen zu streicheln, mit der Fingerspitze leise über die schwellenden Lippen zu fahren, besonders aber in der Flut ihrer seidenen Haare zu wühlen. Alle diese Wahrnehmungen machten ihn ein wenig stutzen und hatten zur Folge, daß seine Zurückhaltung sich gegen sie bis zur Ängstlichkeit steigerte. Er sah sie noch immer nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten und versuchte nicht, sich ihr außer denselben zu nähern, obgleich sie ihn schon einigemale gefragt hatte, ob er denn nicht spazieren gehe und Ausflüge in die Umgebungen machen werde.

Bald nach dem Gespräch über den Esel stieg er eines Vormittags auf den Strand hinunter, der die ganze Fremdenbevölkerung von Ault vereinigte, da es gerade Badestunde war. Die Küste trat hier der See in der Form einer hundertfünfzig Fuß hohen lothrechten Klippenmauer entgegen, die sich nach Westen unabsehbar hinzog, nach Osten dagegen allmählich niedriger wurde und sich in einer etwa halbstündigen Entfernung in einem flachen Ufersaum verlor. Wo die Fluchtlinie der kahlen, grauen Wand sich ein wenig zurückkrümmte, da hatte die See in der schwachen Ausbuchtung etwas Vorland angeschwemmt, das hoch mit gerollten Kieseln von Hanfkorn- bis Kopfgröße aufgefüllt war. Hier standen zwei Reihen anspruchloser Holzhüttchen, die als Ankleidekabinen dienten, und ein großer Karren auf Rädern nach Art der riesigen Häuserwagen, in welchen Schaubuden- und Menageriebesitzer und ähnliche fahrende Leute von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen. Eine französische Fahne, die auf einer Flaggenstange über dem hölzernen Karren flatterte, lenkte die Aufmerk-

samkeit auf ihn und wenn man näher trat, so las man über der Eingangsthür, zu der eine verstellbare Holztreppe führte, die ehrgeizige Inschrift: „Casino d'Ault“. Denn eines Casinos rühmte sich Ault wirklich, man erhob darin von den Besuchern eine Eintrittsgebühr von zehn Centimes und in dem einzigen Raume, den sein Inneres bildete, fand man ein „Jeu de course“ und andere Hazardspiel-Vorrichtungen, ganz so wie in den berühmtesten und elegantesten Räuberhöhlen der vornehmen Badeorte.

Hier richtete sich übrigens Niemand zu Grunde. Das Strandleben war kleinbürgerlich und patriarchalisch. Auf Faltstühlchen und ausgebreiteten Reisedecken saßen und lagerten Familien, die Frauen im Schlafrocke, die Männer in Segeltuch-Anzügen mit der Pfeife im Munde, jene mit Handarbeiten beschäftigt, diese Zeitungen oder Bücher lesend. Das junge Volk lief barfuß und im Badekostüm herum und lag am Wasserrande zwischen dem Geröll dem Garneelen-Fang ob, der jedoch kaum jemals eine Ausbeute gab. Im seichten Uferwasser badeten Gruppen mit lustigem Lärm, plätschernd und einander bespritzend, beim Heranrollen einer etwas höheren Welle Schreie ausstoßend, aufschnellend und niederduckend und neue Ankömmlinge, die sich nur furchtsam und ganz allmählich ins kalte Wasser vorwagten, durch Zurufe zu entschlossenerem Tauchen ermutigend. Da die wenigsten Bader schwimmen konnten, so spielte sich dieses Treiben in nächster Nähe ab.

In der ersten Zeit hatte Wilhelm es anstößig gefunden, daß beide Geschlechter beisammen badeten und junge Mädchen und Frauen, wenn sie aus der See herauskamen, mit nackten Armen und Beinen und unter dem klebenden nassen Badekostüm verwirrend enthüllten Körperformen an den Augen der sie ohne Scheu anstarrenden Männer vorüber gemächlich zu ihrer Kabine schlenderten. Er hatte es sich aus diesem Grunde sogar versagt, zur Badestunde an den Strand zu gehen oder selbst zu baden. Allmählich aber gewöhnte er sich an den Anblick, da er sah, daß Niemand etwas dabei fand und die wie entkleidet aussehenden Gestalten sich mit der naiven Unbewußtheit von Tahitierinnen zwischen den gleichgiltigen Eltern, Geschwistern und Bekannten bewegten.

Als er auf dem nicht eben bequemen Grunde von knirschendem Kiesgeröll zwischen den plaudernden und ruhenden Gruppen

dahinging, sah er seine Tischnachbarin auf einem Faltstuhle, von einem großen dunkeln Sonnenschirm beschattet, einsam dasitzen, ein geöffnetes Buch auf dem Schoß und den Blick auf den glatten hellen Seespiegel gerichtet. Sie bemerkte Wilhelm und kam seinem Gruße mit einem Lächeln und freundlichen Kopfnicken zuvor. Es lag in letzterem eine Einladung, der er indes nicht folgte, er wußte selbst nicht weshalb. Er setzte verwirrt und unter allerlei unklaren Empfindungen seinen Weg bis zu der Stelle fort, wo die unmittelbar an den Fuß der aufragenden Klippe herantretende Brandung ihm das Weitergehen verwehrte, und im Umkehren dachte er, daß er wieder an ihr vorüberkommen müsse und ob er das nicht vermeiden könne, indem er an der Felswand entlang hinter ihr herum zurückging. Aber warum ging er ihr eigentlich aus dem Wege? War das nicht ungeschickt bis zur Tölpelhaftigkeit? Sie war so freundlich gegen ihn, weshalb setzte er ihrem Wohlwollen eine so thörichte und unziemliche Sprödigkeit entgegen? Und beschämt, ja fast über sich selbst entrüstet faßte er einen kräftigen Entschluß und lenkte seine Schritte gerade zu der Dame hin, die ihm mit den Augen gefolgt war, und als sie ihn nun auf sich zukommen sah, ihn schon von Weitem anlächelte.

Vor ihr angelangt zog er den Hut und blieb stehen. Sie ließ ihm keine Zeit zu einer verlegenen Ansprache, sondern sagte im natürlichsten Tone von der Welt: „Es ist liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mir ein wenig Gesellschaft leisten wollen. Lassen Sie sich hier auf den Plaid nieder."

Er that dankend, wie ihm geheißen wurde, und setzte sich auf das dicke, weiche Tuch, unter dessen mehrfachen Schichten man die Kiesel nicht mehr fühlte. Seinen Kopf beschattete der große Sonnenschirm, auf seine Beine brannte die Sonne nieder.

„Schwärmen Sie auch für das Meer?" fragte die Dame.

„Ich weiß es selbst noch nicht. Ich muß erst seine Bekanntschaft machen," erwiderte Wilhelm.

„Ich gestehe Ihnen, daß es mich sehr gleichgiltig läßt. Nein. Nicht einmal ganz gleichgiltig. Ich bin ihm sogar ein wenig böse, weil es so vielen Idioten zu lächerlichen Deklamationen und verlogener Empfindelei Anlaß giebt. Sehen Sie sich dieses ganze Pack hier am Strand an. Die Leute langweilen sich wie die Möpse und finden den Boulevard tausendmal angenehmer

als dieses viele Wasser, das ihnen nichts sagt. Und dennoch, wenn Sie vor ihnen das Wort: das Meer! aussprechen, so beginnen sie mit verdrehten Augen eine auswendig gelernte Lektion der Bewunderung und des Entzückens herzuplappern, wie eine Spieldose eine Arie abhaspelt, wenn man an den Knopf drückt. Das Meer ist von einigen romantischen Dichtern erfunden worden. Aber ich leugne, daß etwas daran ist. Das Meer ist trostlos einförmig und Einförmigkeit schließt schon von vornherein Schönheit oder Reiz aus. Man liebt es höchstens, wie man einen Spiegel liebt, weil man sich selbst darin sieht. Das Meer ist ein leeres Blatt und Jeder schreibt es mit dem voll, was er selbst im Kopfe hat, oder wenn Sie wollen, ein Rahmen, in den man die Bilder der eigenen Phantasie einfügt. Ich gebe zu, daß man am Meere träumen kann, es thut nichts, um den Traum zu stören oder ihm eine bestimmte Richtung und Farbe zu geben. Aber kann es selbst Gedanken und Empfindungen anregen wie etwa die mannigfaltigen Formen des Gebirges oder Waldes? Niemals. Menschen mit natürlicher Empfindung wissen das. Die Küstenbewohner bauen ihre Häuser überall so, daß sie dem Meere den Rücken zukehren."

„Wegen der Stürme," wandte Wilhelm ein.

„Mag sein. Aber nicht blos darum, sondern weil sie der Anblick der Wasserwüste ohne Grenzen, ohne Abwechselung, ohne lebendige Bewegung langweilt und sie lieber auf das Land mit der ausdrucksvollen Verschiedenartigkeit seiner Formen hinaussehen."

„Der Ausdruck, den Sie in der Landschaft finden, wird ja aber auch von Ihrer Einbildungskraft in sie hineingetragen. Wald und Gebirge sind an sich ebenso stumm wie das Meer."

„Richtig. Allein das Land hat Züge, welche an etwas erinnern, welche die Tasten der Ideen-Assoziation anschlagen, es schafft also selbst die Phantasiebilder, mit denen wir es dann beleben. Das Meer thut nichts dergleichen. Der beste Beweis dafür ist, daß noch nie ein Künstler es zum Vorwurf genommen hat. Kennen Sie einen Maler, der das Meer allein gemalt hat?"

„Ja. Aiwasowsky."

„Wer ist das?"

„Ein Russe, welcher merkwürdige Seebilder malt."

„Wie? Bloßes Wasser ohne Ufer, ohne Menschen, ohne Schiffe?"

„Ich erinnere mich eines Bildes, das wirklich bloßes Wasser darstellt. Nur ein Sparren oder zerbrochener Mast schwimmt darin."

„Sehen Sie wohl!" rief sie triumphierend. „Dieser zerbrochene Mast ist der Kniff des Malers. Das ist der Roman. Sie denken sofort an ein untergegangenes Schiff. Sie sehen Menschen, Katastrophen, weinende Witwen und Bräute, der Sparren wird zur Hauptsache im Bild und Sie bemerken das Meer gar nicht weiter. Übrigens — die Alten, die doch für alles Große und Schöne Sinn hatten, wußten mit dem Meer ebenfalls nichts anzufangen. Diese herrlichen Menschen waren gesunde Realisten und hielten sich an ihre Sinneseindrücke, denen sie nichts Transszendentales hinzufügten. Das Meer sprach ihnen nur zum Ohre. Homer hat für das Meer blos Beiwörter, welche Gehörseindrücke bezeichnen; das tönende, das jauchzende, das viel rauschende; kaum daß er einmal auch vom dunkeln oder weinfarbenen Meere spricht."

„Sie haben ja Ihre Klassiker inne wie ein Philologe!"

„Das soll Sie nicht wundern. Dem Schönen gegenüber habe ich weder Hochmut noch Vorurteil. Selbst daß der Bildungspöbel ihn seit Jahrtausenden pflichtgemäß rühmt, hindert mich nicht, mich an einem echten Dichter zu erfreuen."

„Wenn Sie aber gegen das Meer einen solchen Unwillen haben, wie kommt es dann, daß Sie es trotzdem aufsuchen?"

„O," lachte die schöne Frau, „das ist die Schuld meiner Ärzte. Sie haben mich an die See geschickt, um mich mager zu machen. Und ich mußte auf ihre Anordnung einen ganz stillen, ganz abseits liegenden Badestrand aufsuchen, wo ich sicher war, keinen Bekannten zu finden. Denn sowie ich einen Kreis um mich habe, amüsiere ich mich, lache, schwatze, und davon werde ich wieder fett. Heute bin ich zum Beispiel der ärztlichen Vorschrift schon ungehorsam gewesen; ich habe mit Ihnen so angenehm geplaudert."

„Sie sind zu gütig. Sie haben blos gegeben, aber nichts von mir empfangen."

„Das ist gerade, was ich liebe: immer geben, nie nehmen."

„Das ist sonst nicht Frauenart. Sie sind eben originell. Verzeihen Sie eine vielleicht indiskrete Frage: schreiben Sie?"

„Um Gotteswillen! Sehe ich wie ein Blaustrumpf aus?"

„Ich habe mir von dem Typus noch kein bestimmtes Bild gemacht."

„Seien Sie ruhig. Ich bin keine Schriftstellerin. Höchstens habe ich hie und da einmal einem befreundeten Roman- oder Lustspiel-Dichter ein Bischen geholfen. Wenn sie Damenbriefe brauchen, so lassen sie sie gern von mir schreiben. Aber Sie — Sie sind wohl Schriftsteller?"

„Nein, gnädige Frau; ich beschäftige mich mit Naturwissenschaften."

„Also Professor?"

„Nein. Höchstens Liebhaber."

„Ah! Und — Sie sind kein Franzose?"

„Ich bin Deutscher."

„Nicht möglich!" rief die Dame.

„Wieso nicht möglich?" fragte Wilhelm lächelnd.

„Sie haben keinen Accent und Ihr Aussehen —"

„Sie stellen sich wohl vor, daß jeder Deutsche hellblaue Augen, weißlich blonde Haare und eine große Pfeife hat?"

„So ungefähr malt man sich allerdings den Deutschen bei uns in Spanien aus."

Jetzt war die Reihe des Staunens an Wilhelm. „Sie sind Spanierin?"

„Wie haben Sie sich nun eine Spanierin vorgestellt? Natürlich mit pechschwarzen Augen, blauschwarzem Haar und einer Mantilla?"

Wilhelm nickte.

„Es giebt aber auch blonde Spanierinnen, wie Sie sehen. Sie sind in unseren besten Familien sogar nicht selten. Vielleicht ein Erbteil von unseren gotischen Vorfahren."

„Sie lieben wohl die Deutschen nicht wie alle Romanen?"

„Bitte, mein Herr, vergleichen Sie mich nie mit Anderen, mit einer Menge. Ich wünsche als Individuum behandelt zu werden. Was immer die Vorurteile der Romanen sein mögen, ich habe meine eigenen Urteile. Ihre Nationalität ist mir gleichgiltig. Ich sehe in Ihnen den Menschen." Und indem sie das sagte, sah sie ihn so an, daß er Flammen in seine Wangen aufsteigen fühlte.

Das Mittagessen wurde von einer Glocke im Hotel angekündigt, deren Läuten man am Strande sehr gut hören konnte.

In ihrem eifrigen Gespräche war jedoch das Zeichen von ihnen unbemerkt geblieben. Eine Zofe, die Wilhelm im Hotel oft gesehen hatte, eine Dragoner-Erscheinung von reiferem Alter mit Schnurrbart und steifer, würdiger Haltung, trat auf die Dame zu und sagte: „Frau Gräfin haben wohl nicht gehört, daß zum Essen geläutet ist."

Sie stand auf und nahm ohne Umstände Wilhelms Arm. Die Zofe trug Plaid und Faltstuhl nach. Der Strand war ganz einsam, da alle Leute zum Dejeuner gegangen waren; die Flut stieg und hatte fast schon das ganze Vorland verschlungen und der Donner der heranstürzenden Wogen, denen beim Rückzuge zahlreiche Kiesel mit lautem Rasseln nachrollten, tönte dem langsam dem Flecken zuschreitenden Paare nach.

Auf dem Wege nach dem Hotel kamen sie am Postamte vorbei, wohin ihnen die Zofe, die den zu ihrem martialischen Äußern nicht ganz passenden sanften Namen Anne trug, vorausgeeilt war, um die Briefe und Zeitungen ihrer Herrin zu holen. Sie überreichte ihr dieselben, die Dame riß lächelnd die Adreßschleife von ihrem „Figaro" ab und gab sie Wilhelm mit der Bemerkung: „Sie wissen noch gar nicht, wie ich heiße." Wilhelm las auf dem Papierstreifen: „Frau Gräfin Pilar von Pozaldez, geborene von Henares." „Mein Vater," fügte sie erläuternd hinzu, „war der Generalkapitän Marquis von Henares."

„Und hier ist mein sehr plebejischer Name," erwiderte Wilhelm, indem er seine Visitenkarte hervorholte und ihr übergab.

„Es gibt keine plebejischen Namen, es gibt nur plebejische Herzen," sagte die Gräfin, indem sie die Karte ansah und dann in ihrem eleganten Schildpatt-Täschchen verbarg, das mit ihrem Namenszug und Wappen in Gold und farbigem Schmelz geschmückt war.

Die Bekanntschaft war nun vollkommen hergestellt und nach dem Dejeuner lud die Gräfin Wilhelm unbefangen ein, sie in zwei Stunden, nachdem sie ein wenig geruht haben werde, auf einem Spaziergange nach der Landseite zu begleiten.

Ault hatte eine hübsche landschaftliche Umgebung. Smaragdgrüne Wiesen, mit wenig Äckern abwechselnd, bekleideten ein sanft gewelltes Land, das nach der See hin jäh abfiel. Zahlreiche Bäume standen überall einzeln und gruppenweise und reichten bis an den Klippenrand, über den manche mit ihren

sturmzerzausten Kronen in die Brandung hinabsahen. Da und dort gab es auch Stücke geschlossenen Waldes und am Saum eines solchen, eine Viertelstunde vom Ort entfernt, ließ sich die Gräfin im kühlen Schatten auf dem üppigen Rasen nieder. Wilhelm nahm auf einer hervorstehenden Baumwurzel neben ihr Platz. Anne wurde zurückgeschickt und sollte erst in zwei Stunden wiederkommen, Fido dagegen durfte bleiben. Das war ein mittelgroßer silberweißer Schäferhund mit spitzer Schnauze, steifen kleinen Spitzohren und einem scharf über den Rücken gebogenen buschigen Schweife, der sich vom ersten Augenblick ab Wilhelm angeschlossen hatte und, wenn er von ihm gestreichelt wurde, sein Vergnügen durch einen Anfall von asthmatischem Husten, Schnauben und Prusten zu erkennen gab.

„Sie leben doch auch in Paris?" fragte die Gräfin nach einem Austausche von Bemerkungen über die Gegend.

„Nein," erwiderte Wilhelm. „Ich habe bisher in Berlin gewohnt, mußte es aber aus politischen Gründen verlassen und bin eigentlich jetzt eine Art Landstreicher ohne festen Wohnsitz."

„Also ein politischer Flüchtling," rief die Gräfin. „Prächtig. Natürlich werden Sie nun in Paris Ihren Aufenthalt nehmen. Das ist die geheiligte Überlieferung aller politischen Verbannten. Ja, ja, so müssen Sie es machen. Es wäre auch zu häßlich gewesen, nach wenigen Wochen auseinander zu gehen, Sie rechts, ich links, mit dem Troste, sich einst über den Sternen wiederzufinden. Sie kommen also nach Paris mit und wenn Sie etwa eine Revolution in Deutschland vorbereiten wollen, so bitte ich Sie, mich als Bundesgenossin anzunehmen. Lachen Sie nicht, in Paris wimmelt es von spanischen Flüchtlingen aller Parteien und ich habe Gelegenheit gehabt, im Verschwörungsgeschäft Erfahrungen zu sammeln."

„Ich habe keinen derartigen Ehrgeiz," erwiderte Wilhelm lächelnd, „und bin überhaupt kein Politiker, trotzdem, daß ich mich der Auszeichnung erfreue, verbannt zu sein."

„Werden Sie in Paris irgend einen Beruf ausüben wollen? Ich habe Verbindungen —"

„Sie sind zu gütig, Frau Gräfin. Sie werden vielleicht gering von mir denken, aber ich habe nicht, was man einen bürgerlichen Beruf nennt."

„Gering von Ihnen denken? Im Gegenteil. Keinen Beruf

haben heißt frei sein, heißt sich selbst angehören. Wer gezwungen ist, um das tägliche Brot zu arbeiten, der muß freilich einen Beruf ausüben. Aber dieser ist doch immer nur ein notwendiges Übel. Nur Pedanten halten ihn für den Zweck des Lebens. Er ist höchstens ein Mittel."

„Und was scheint Ihnen der Zweck des Lebens?"

„Können Sie das fragen? Natürlich Glück."

„Glück! Gewiß. Aber jeder hat eben ein anderes Glücksideal. Dem einen ist es Erkenntnis, dem andern Pflichterfüllung, gemeineren Naturen Reichtum und äußere Ehren. Darum ist es denkbar, auch in der Ausübung eines Berufs Glück zu finden."

„Ach nein, lieber Herr Eynhardt, das sind Irrtümer verfinsterter und beschränkter Seelen, welche den eigentlichen Lebenszweck verkennen. Es giebt nicht verschiedene Glücksideale, es giebt nur ein Glück."

„Und das wäre?"

„Sich etwas sehr, sehr zu wünschen und es dann zu erlangen."

„Auch wenn es etwas Thörichtes ist?"

„Auch dann."

„Auch wenn man es später wieder verlieren soll?"

Sie blickte eine Weile schweigend ins Weite und sagte dann entschlossen: „Auch dann." Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Man hat doch immer einen Augenblick des Glücks gehabt, als man den Wunsch erfüllt sah. Und was will man denn mehr? Man lebt ja nur, um solche Augenblicke zu erleben."

„Ihre Glückstheorie paßt leider nicht für Alle. Woher soll nun der das Glück nehmen, der keinen Wunsch hat oder Unerreichbares wünscht, zum Beispiel Erkenntnis?"

„Ein Mensch, der keinen Wunsch hat? Giebt es das?"

„Ja, Frau Gräfin, das giebt es."

„Sind Sie ein solcher?" fragte sie rasch.

„Vielleicht," erwiderte Wilhelm.

„Sie sind also nicht verliebt?" fuhr sie fort und ließ ihre beweglichen Augen auf seinem schwermütigen Antlitze ruhen.

Er schüttelte leise das Haupt, ohne sie anzusehen, gleichsam von der Ungalantheit seines Geständnisses beschämt.

„Sind Sie es nicht wenigstens einmal gewesen?" fuhr sie heftiger fort.

„Bin ich wirklich verliebt gewesen? Vielleicht. Doch nein. Ich weiß es selbst nicht."

„Undankbarer! Undankbarer! Sie schwanken. Sie prüfen sich. Also sind Sie es gewesen. Es ist abscheulich, die Götter zu verleugnen, die man angebetet hat. Aber so seid ihr Männer Alle. Wenn ihr zu lieben aufgehört habt, so wollt ihr gar nicht zugeben, je geliebt zu haben. Sagen Sie mir: hat es einen Augenblick in Ihrem Leben gegeben, wo Sie auf meine Frage: sind Sie verliebt? ohne Zögern geantwortet hätten: ja?"

„Ja. Einen solchen Augenblick hat es gegeben. Aber nachträglich scheint es mir —"

„Nichts da, nichts da. Sie hatten damals Recht und jetzt haben Sie Unrecht. Das ist ja eben euer großes Mißverständnis. Ihr bildet euch ein, man könne nur einmal lieben und die wahre Liebe müsse ewig dauern. Nichts dauert ewig, mein armer Freund, und die wahrste Liebe ist manchmal vergänglich wie die schönste Rose und der seligste Morgentraum. Aber wenn sie vorüber ist, muß man sie darum nicht leugnen. Weil Sie jetzt nichts fühlen, dürfen Sie nicht behaupten, Sie hätten damals nichts gefühlt. Sie hielten sich für verliebt, folglich waren Sie es. Es ist Sophisterei, es sich nachträglich selbst ausreden zu wollen."

„Sie sind ein glänzender Anwalt Ihrer Ansichten, Frau Gräfin, aber dennoch — darf man wirklich einen augenblicklichen Irrtum der Sinne —"

„Irrtum der Sinne! Ei, mein Herr deutscher Philosoph, und wer sagt Ihnen, daß unser ganzes Leben nicht ein Irrtum der Sinne ist?"

„Da kommen Sie meiner Philosophie in der That merkwürdig nahe," murmelte Wilhelm.

„Nie verliebt gewesen!" sprach die Gräfin, während es in ihren hellbraunen Augen sprühte. „Sie müßten ein Ungeheuer sein. Sie sind doch wohl nahe an die Dreißig."

„Vierunddreißig vorüber."

„Meine Glückwünsche, Herr Eynhardt, ich hätte Ihnen mindestens fünf Jahre weniger gegeben. Aber ob Dreißig oder Vierunddreißig, es wäre sträflich, dieses Alter zu erreichen, ohne geliebt zu haben. Denn — Sie sind doch — kein Schüler Abälards?"

Bei dieser dreisten Frage errötete Wilhelm und schlug die Augen nieder wie ein Knabe, der er ja in gewisser Hinsicht geblieben war. Sie bemerkte seine Schüchternheit nicht ohne geheimes Vergnügen.

„Aber ernstlich," fuhr sie fort, „das Bischen Liebe ist doch das Beste an euch Männern, nein, das einzig Gute, das einzige, was eure Derbheit, eure Selbstsucht, eure Prosa erträglich macht."

„Ja, so sagen die Frauen. Sie sehen in der Welt und im Leben nichts weiter als die Liebe. Sie beurteilen den Mann nur nach seiner Liebesfähigkeit und nach seinem Liebeseifer. Und doch gehört weniger Kraft und Männlichkeit dazu, sich der Liebe hinzugeben, als ihr zu widerstehen. Ihnen gefallen die Sklaven der Leidenschaft. Ich verehre die keuschen, heiligen Menschen, die ihren Geist aus den Banden des Fleisches zu befreien gewußt haben. Die höchste Stufe des Menschentums erreicht nur der, der nie die Erniedrigung der Sinnlichkeit erlitten hat. Christus hat mit Wort und Beispiel Entsagung gelehrt. Newton hat nie ein Weib gekannt."

„Von Newton," gab sie zurück, „weiß ich nichts. Aber Christus hat für Magdalena und die Ehebrecherin ein Herz gehabt. Überdies: Christus war ein Gott und ich spreche von sterblichen Menschen. Solche aber werden nur durch das Weib, durch die Liebe zum Weibe zu Helden und Halbgöttern gesteigert."

„Nein," sagte Wilhelm schroff, „das Weib zieht den Mann zur Tierheit hinab. Wir haben ein deutsches Märchen, da kommt ein Bär vor, der sich in einen Menschen verwandelt, wenn er ein Weib umarmt. Im Leben ist es umgekehrt wie in diesem Märchen. Die Berührung des Weibes, die Begierde nach dem Weibe verwandelt den Menschen in ein Tier. Sie kennen und lieben ja das klassische Altertum. Es hat keine schönere Allegorie als die Geschichte jener Semele, die einmal ihren geliebten Jupiter nicht in der Schwäche und Unreinlichkeit des Fleisches, sondern als hehren Gott sehen wollte und den Anblick nicht ertragen konnte."

„Gut," sagte sie leise, „schimpfen Sie mich Semele. Mir ist ein warmes, liebendes Tier lieber als ein eiskalter, hochmütiger Philosoph. Überhaupt — ich liebe ja die Tiere." Und sie streichelte in weicher Traumverlorenheit Fido, der vor Vergnügen zu pusten und zu keuchen begann und eifrig die liebkosende

Hand leckte. Nach einer Pause fuhr sie langsam fort: „Ich hätte nie gedacht, daß Sie ein so abscheulicher Frauenfeind sind. Sie haben mein Geschlecht beleidigt, folglich auch mich. Ich erwarte, daß Sie Buße thun, indem Sie — mir sehr gut sind."

Sie sah ihm tief in die Augen und streckte ihm die Hand entgegen, die er verwirrt ergriff und festhielt. Plötzlich ließ er sie fahren. Die Gräfin hob erstaunt den Kopf und bemerkte, Wilhelms Blicke folgend, den Witzbold der Wirtstafel mit seiner Dame den tiefeingeschnittenen Hohlweg herankommen, der sich am Fuße des waldgekrönten Hügels hinzog, auf dessen Abhange sie saßen.

„Ach, was liegt an diesen gewöhnlichen Leuten!" rief die Gräfin geärgert. „Und wenn sie uns sehen? Was ist da weiter dabei? Höchstens werden sie sich später in ihrem Pariser Laden rühmen können: wir haben in Ault eine große Dame gesehen."

Der gefährliche Zauber des Augenblicks war nun aber dennoch gebrochen und er erneuerte sich nicht mehr bis zur Wiederkehr von Anne, welcher Fido wedelnd und niesend entgegenlief.

Wilhelm blieb den Rest des Tages in sich gekehrt und tiefsinnig und erwachte beim Diner jedesmal wie aus Träumen, so oft die Gräfin das Wort an ihn richtete. Sie bemerkte seine Geistesverfassung wohl und ließ nicht ab, den Eindruck der Nachmittags-Unterredung mit Blicken, Haltungen und Worten zu verstärken. Nach Tische nahm sie wieder seinen Arm, ohne sich darum zu kümmern, daß die übrige Gesellschaft Blicke wechselte, die Köpfe zusammensteckte und zischelte, und fragte ihn: „Was haben Sie für den Abend vor?"

„Ich wollte ein wenig am Strande spazieren gehen," stammelte er verlegen.

„O der Egoist! Und mich allein lassen, auch wenn ich mich zu Tode langweilen sollte! Nein. Kommen Sie zu mir. Sie haben mich ohnehin noch nicht besucht. Anne sorgt für Thee und wir plaudern."

Die Gräfin hatte im ersten Stock zwei Zimmer, auf das Einfachste ausgestattet, ohne Teppich, ohne Wandschmuck, ganz so wie alle übrigen. Das eine diente als Schlafzimmer, das andere sollte einen Salon vorstellen. Wenigstens enthielt es kein Bett,

dafür aber eine Chaiselongue, einen Schaukelstuhl und einen runden Tisch mit Jutedecke. Die Gräfin unterhielt sich innerlich über das furchtsame Zögern, womit Wilhelm über ihre Schwelle trat. Sie nahm ihm den Hut aus der Hand und gab ihn Anne, die ihn mit unerschütterlicher Würde an einem Wandnagel aufhing, sich aber nicht gänzlich enthalten konnte, Wilhelm manchmal einen merkwürdigen Seitenblick zuzuwerfen.

Als der Thee auf dem Tische dampfte und Anne sich diskret ins Schlafzimmer zurückgezogen hatte, dessen Thür sie hinter sich schloß, begann die Gräfin: „Da wir doch Freunde werden sollen — nein; wir sind schon Freunde; sagen Sie es mir; Sie sind mein Freund, nicht wahr?" Und sie reichte ihm die Hand, die er mit Wärme drückte und in der seinigen behielt.

„ . . . so sollen Sie doch endlich wissen, wer ich bin und wie ich lebe. Ich werde Ihnen die ganze Wahrheit sagen. Denn ich lüge überhaupt nie. Lügen ist so niedrig und schwächlich. Das Schlechteste, was über mich gesagt werden kann, werden Sie aus meinem Munde erfahren. Und ich hoffe dennoch, daß Sie mir, nachdem Sie Alles gehört haben, nicht weniger gut sein werden als vorher."

Sie netzte ihre blutroten Lippen in der Theeschale, ohne seine Hand loszulassen, und fuhr fort:

„Ich bin verheiratet. Mein Mann, der Graf Pozaldez, ist Gouverneur der Philippinen. Ich lebe seit Jahren in Paris. Dem Grafen hat man den Posten gegeben, um ihn einige tausend Meilen von mir zu entfernen. Wir haben in Spanien keine Ehescheidung und das war das einzige Mittel, mir ein gewisses Maß von Freiheit zu verschaffen."

Sie nahm wieder einen kleinen Schluck und sagte: „Aus diesen paar Worten haben Sie ersehen, daß ich unglücklich verheiratet bin. Sie müssen wissen, daß ich das einzige Kind meiner Eltern bin. Mein Vater, der Marquis von Henares, vergötterte mich. Er war durch und durch Soldat, streng und zugeknöpft gegen alle Welt, selbst gegen meine Mutter, die diesen seltenen Menschen nicht verstand, nur mir zeigte er sein goldenes Herz, seinen hohen, edeln Geist und sein Gemüt — eine wahre Kaktusfeige, außen Stacheln, innen ganz Süßigkeit. Er erzog mich, als sollte ich Staatsminister werden, und behandelte mich seit meinem zwölften Jahre wie einen geliebten Kameraden, so daß die Mutter

oft ganz ernstlich eifersüchtig auf mich war. Als ich ein junges Mädchen wurde, da sagte er manchmal: wer meine Pilar heiraten will, der muß sich zuerst mit mir schlagen, und sein Gesicht war ganz ernst, als er das sagte. Sie wissen wahrscheinlich, daß wir in Spanien frühreif sind. Mit sechzehn Jahren war ich ungefähr so entwickelt wie jetzt. Graf Pozaldez war ein junger Kavalerie-Leutnant und Adjutant meines Vaters. Wir sahen uns natürlich oft und er that bald, als wäre er sterblich verliebt in mich. Auch mir gefiel er ganz gut, denn er war jung, hübsch, elegant. Worauf weiß ein sechzehnjähriges Mädchen, ein halbes Kind, sonst noch zu achten? Seine Blicke und seine Seufzer verstand ich natürlich ohne Schwierigkeit, aber zu eigentlichen Erklärungen kam es monatelang nicht. Eines Tages schrieb er mir einen acht Seiten langen Brief, worin er mir auseinandersetzte, er besitze nichts auf der Welt als seinen Degen, er dürfe also nicht wagen, die Augen zur Erbin des reichsten Gutsbesitzers von Altcastilien zu erheben; auch fühle er, daß er meiner nicht würdig sei, meiner sei überhaupt nur ein König würdig — der Elende! Doch darauf komme ich später. Andererseits aber könne er ohne mich nicht leben und wenn ich seine Liebe nicht erwidere, so sei er entschlossen, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Ich sah ihn schon mit dem Loch in der Stirn daliegen und weinte um den armen jungen Mann. Ich wollte nicht, daß um meinetwillen Jemand sterbe. Und ich malte es mir wunderschön aus, einen Jüngling ohne Vermögen und Stellung, der nichts hatte als seine Liebe zu mir, durch meine Hand reich, groß und glücklich zu machen. Ich zeigte den Brief meiner Mutter und fragte sie, was zu thun sei. Sie nahm sofort für den jungen Mann Partei. Meine Seele würde dem Teufel verfallen, wenn ich den armen Pozaldez zu Grunde gehen ließe. Er sei aus guter Familie und seinen Weg werde er als Schwiegersohn des Marquis von Henares schon machen. Ich müsse ihn unbedingt ermutigen. Der Rat meiner Mutter klang mit meinen eigenen Gefühlen zusammen. Ich gestattete dem Grafen, mich im Geheimen zu sehen. Er erhielt die Erlaubnis, bei meinem Vater um mich anzuhalten. Das that er sehr zaghaft. Er wurde mit Verachtung und Zorn abgewiesen. Meine Mutter und ich selbst thaten dann das Nötige, um den Vater umzustimmen, und kurz, ich heiratete den Grafen Pozaldez, noch nicht siebzehn Jahre alt."

Sie schwieg ein wenig und fuhr dann fort: „Ich will es kurz machen. Nach einem Jahre brachte er Maitressen ins Haus, als ich mit meinem ersten Kind in den Wochen lag. Ich war entschlossen, ihn sofort zu verlassen. Meine Mutter führte eine Versöhnung herbei. Bald darauf mißhandelte er mich thätlich. Ich litt auch das, um Skandal zu vermeiden und besonders um meines Vaters willen. Er hätte ihn getötet, wenn er die Wahrheit gekannt hätte. Später — später — ich muß es Ihnen sagen, damit Sie die Lage ganz erfassen können — that der Wicht sein Möglichstes, um den eben nach Madrid gekommenen König Amadeo auf mich aufmerksam zu machen. Als ich diese niederträchtigen Manöver merkte, merken mußte, da war endlich das Maß voll. Ich ließ ihm die Wahl zwischen einem skandalösen Prozeß, der ihn meines Vermögens beraubt hätte, und der Selbstverbannung durch Annahme eines überseeischen Staatsamts unter Fortbezug der Hälfte meiner Einkünfte. Er nahm schließlich die Verbannung mit dem Geld an und ich war frei. Ich verließ Madrid und siedelte nach Paris über. Sie sehen die Verhältnisse: eine dreiundzwanzigjährige, alleinstehende Frau, deren Leben zwei kleine Kinder unmöglich ausfüllen konnten."

„Zwei Kinder?" fragte Wilhelm.

„Ja," antwortete die Gräfin und senkte das Haupt. „Es giebt Feigheiten, deren auch eine mutige Frau sich schuldig machen kann, wenn sie aus Rücksicht auf die Welt fortfährt, mit dem Vater ihres ersten Kindes unter einem Dache zu leben. Und dann — Sie müssen mich nehmen, wie ich bin, mit all meinen Schwächen, für welche auch einige gute Eigenschaften um Nachsicht bitten."

Sie sah ihn demütig wie mit Kinderaugen an und fuhr leiser fort: „Die spanische Kolonie in Paris nahm mich mit offenen Armen auf. Die Feste, die Soiréen, die Theater-Einladungen hatten kein Ende. Aber kann das einem jungen, verbitterten, glücksdurstigen Weibe genügen? Man machte mir natürlich viel den Hof. Einem Attaché unserer Botschaft gelang es, meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Ich schwöre Ihnen, ich kämpfte lange mit mir und mit ihm, aber seine Leidenschaft war mächtiger als mein Widerstand."

Wilhelm wollte seine Hand aus der ihrigen zurückziehen, sie aber hielt ihn fest und sagte rasch: „Ich bin zu Ende. Vier Jahre long teilte ich mein Leben mit ihm, dann erkannte ich,

daß ich mich wieder geirrt hatte, und löste ein Verhältnis, das innerlich unwahr geworden war. Seit zwei Jahren bin ich frei, seit zwei Jahren ist mein Herz still und — sagen Sie mir, verurteilen Sie mich jetzt, nachdem Sie alles wissen?"

„Es steht mir nicht zu, Sie zu richten," sagte Wilhelm mit trauriger Stimme; „ich finde nur, daß Sie im Leben sehr viel Unglück gehabt haben."

„Nicht wahr?" frohlockte die Gräfin.

„Verstehen Sie mich recht. Sie hatten das Unglück, sich ein erstesmal zu irren, als Sie den Grafen Pozaldez zu lieben glaubten."

„Was weiß ein siebzehnjähriges Kind! Der erste leidlich hübsche und elegante Mann, der ihm schöne Worte sagt, gewinnt sein Herz."

„Das ist leider richtig. Aber wenn ein junges Mädchen sein Herz leichtfertig weggeworfen hat, so darf es sich dann nicht beklagen, wenn es ein Leben lang dafür büßen muß."

„Das ist eine entsetzliche Theorie!" rief die Gräfin und gab seine Hand frei. „Wie? Man erwacht zur Kenntnis der Welt und des Lebens, man ist unglücklich, man sieht, daß es ein Glück giebt und wie man es erlangen kann, und man soll nicht das Recht haben, nach diesem Glücke zu streben? Sie hätten wirklich die Grausamkeit, einem jungen, liebebedürftigen Weibe zuzurufen: Du hast aus Thorheit, aus kindlicher Unwissenheit einen Lebensirrtum begangen, jetzt ist es vorbei; verzichte auf Liebe, Glück, Sonnenschein, Leben, vertraure deine Jahre, begrabe dich lebendig, es ist dir nicht gestattet, dir einen Anteil an den Freuden des Lebens zu nehmen?"

Ohne auf ihre leidenschaftliche Frage zu antworten, fuhr Wilhelm fort: „Ganz gewiß aber hat das reifere und verständigere Weib, das durch einen ersten Irrtum doch vorsichtiger geworden sein sollte, kein Recht, einen zweiten Irrtum zu begehen."

„O, wie hart Sie sind!" murmelte die Gräfin.

„Was wollen Sie?" sagte Wilhelm mit einem plötzlichen Einfall. „Das Weib hat gewiß Anspruch auf Liebe. Aber Sie haben ja geliebt! Sie haben ja zweimal geliebt!"

„Nein nein. Kein einzigesmal. Ich habe es vielleicht geglaubt, aber . . ."

„Aber nach Ihrer eigenen Behauptung von heute Nachmittag hat man wirklich geliebt, wenn man ernstlich zu lieben geglaubt hat, und es ist undankbar, die Liebe nachträglich sich selbst gegenüber zu verleugnen. Widersprechen Sie sich nicht."

„Und Sie, Herr deutscher Philosoph," erwiderte sie, indem sie das Haupt wieder emporhob und ihn mit brennenden Blicken wie mit einem Feuerkreis umgab, „widersprechen Sie sich nicht auch? Sie halten mir neulich einen Vortrag darüber, daß Sie ein Stück Natur sind und daß unbekannte Naturkräfte in Ihnen walten und daß alles, was Sie thun, von diesen Kräften bestimmt wird, und heute preisen Sie die Fleischabtötung, die doch gewiß nicht im Sinn Ihrer unbekannten Naturkräfte ist."

Er wollte antworten, sie aber legte ihm die weiche Hand auf den Mund und sagte: „Bitte, Herr Philosoph, beweisen Sie mir nicht, daß ich Unrecht habe. Sehen Sie mir meine Widersprüche nach wie alles Andere. Gewiß, ich bin voller Widersprüche. Ich bin kein deutscher Philosoph. Die Natur ist ja auch voller Widersprüche, jetzt Tag und dann wieder Nacht, jetzt Sommer und dann wieder Winter. Bei all meinen Widersprüchen kann ich doch sehr folgerichtig und mir selbst getreu sein, wenn es sich um das Wesentlichste handelt."

Wilhelm machte sich von der Hand frei, deren Finger seine Lippen und Wangen liebkosten, und sagte, indem er den Blick von ihr abwandte: „Sie sind ein schönes Weib und ein ungewöhnlicher Geist und es muß eine Wonne sein, von Ihnen geliebt zu werden. Aber damit diese Wonne voll sei, müßte man sie wiederlieben und es giebt Männer, ich weiß nicht, soll ich sagen: stolze, oder empfindliche, die nur mit ganzer Seele oder gar nicht lieben und es nicht ertragen können, daß das geliebte Weib in seinem Herzen Bilder und Erinnerungen bewahrt —"

„Schweigen Sie, mein Freund, schweigen Sie!" rief die Gräfin, „Sie wissen nicht, wie Sie lästern. Das ist euer Hochmut und eure Eitelkeit. Ihr wollt immer die Ersten sein, ihr wollt euren Namen ganz oben auf ein weißes Blatt schreiben. Warum? Schmeichelt euch die Eroberung eines thöricht unwissenden Dinges mehr als die eines Weibes, das weiß, das vergleicht, das urteilt? Ist euer Triumph nicht tausendmal größer, wenn euch ein enttäuschtes und tief skeptisches Weib sein

wundes Herz zu Füßen legt und euch sagt: Dir vertraue ich, du bist die Heilung, du bist das Glück, als wenn ein junges Mädchen seine Liebe hingiebt, weil man zufällig der erste ist, dem es einfällt, sie zu verlangen? Bilder und Erinnerungen! Kennen Sie das Frauenherz so wenig? Glauben Sie, daß die Vergangenheit für uns existiert, wenn wir von einer wahren Liebe ganz erfüllt sind? Dann sehen wir in der Welt nichts als den einen Mann, wir können uns gar nicht vorstellen, daß unser Herz nicht immer für ihn geschlagen hat, wir sind fest überzeugt, daß wir ihn immer gekannt und immer geliebt haben."

Sie blickte ihn mit Augen an, in denen mänadische Begehrlichkeit loderte, und sich jäh auf seine Hand niederbückend, bedeckte sie sie mit heißen, langen Küssen.

Wilhelm fuhr ihr wie beschwichtigend mit der Hand über das seidenweiche üppige Haar und da fiel ihm ein, daß er sich das so sehr gewünscht habe und daß der Wunsch sich nun erfülle. War Wunscherfüllung wirklich Glück, wie das schöne, leidenschaftliche Weib behauptete? Sein Herz klopfte sehr laut und heftig, er hatte lange nicht gekannte Empfindungen und — ja, diese Empfindungen waren glückliche.

Er machte eine Bewegung, um sich zu erheben. Sie klammerte sich an seinen Arm, um ihn festzuhalten, da zeigte er auf die Thür des Schlafzimmers, aus dem Anne jeden Augenblick heraustreten konnte.

„Seien Sie doch etwas stolzer," sagte die Gräfin ungeduldig. „Man thut, was einem gefällt, und kümmert sich nicht um das, was Domestiken denken."

„Lassen Sie mich," bat er und streichelte ihr wieder das schöne Haar.

„Warum?"

„Es ist spät und hier ist es schwül. Ich möchte noch ein wenig an den Strand gehen. Bitte —"

Sie sah ihn an, um ihre schwellenden Lippen zuckte plötzlich ein geheimnisvolles Lächeln und ihre Hand löste sich von seinem Arme los.

Er eilte hinaus und dem Meere zu, das mit lautem Rasseln die Kiesel des Strandes übereinander wälzte und tief dröhnend

an die Klippenwand schlug. Die Augustnacht war sternhell und lau und die Luft beinahe unbewegt. Die Flut begann zu steigen, Woge auf Woge rollte heran, überschlug sich und flog als dünnes weißes Schaumlaken immer höher über das Vorland. Weiter hinaus war der Meeresspiegel ruhig und verlassen und nur in der äußersten Ferne krochen manchmal die Lichter eines vorüberfahrenden Dampfers wie winzige Glühwürmchen über die dunkle glatte Flut.

In Wilhelms Kopfe hielten die Gedanken einen Hexensabbath. Dieses Weib — welche seltsame, erschreckende Erscheinung! Sie warf sich ihm ja an den Kopf! Und wer weiß, ob nur ihm allein? Andererseits — was hatte sie es nötig gehabt, ihm ihre Geschichte zu erzählen? Vielleicht eine tolle, jäh aufflammende Leidenschaft — aber wie hatte er diese entzünden können? Was war denn an ihm? Und sie kannte ihn ja nicht, sie wußte nichts von seinem Leben, seinem Wesen. Schön war sie, schön und verführerisch. Und klug und eigenartig, ein auserlesenes Weib. Sie konnte einem Manne die Selbstbeherrschung rauben und den Willen lähmen — aber was dann? Was sollte folgen? Wie sollte das enden? Nicht anfangen! Nicht anfangen! Das war das vernünftige Ende.

Er verließ den Strand und kehrte nach dem Hotel um. Die Straße bot jetzt einen wunderbaren Anblick. An ihrem Ende stieg die dunkle Masse der mittelalterlichen Kirche auf, deren gotisch geschnörkelte Umrisse sich scharf vom lichtern Himmels-Hintergrunde abhoben. Gerade hinter ihr stand der Vollmond und unterhielt sich damit, den Schattenriß des hohen Daches und Turmes auf den Boden zu zeichnen. Wo der Schatten der Kirche aufhörte, da schüttete der Mond mit breitem Gusse sein flimmerndes Licht über die Straße aus und malte noch wie mit kühn ausfahrendem Pinselstrich einen weißen blitzenden Streifen ins Meer hinaus bis hinüber zu den halbdurchsichtigen Nebeln des Horizontes.

Durch das weiße Licht und dann durch den schwarzen Kirchenschatten schreitend gelangte Wilhelm zum Hotel, in dem bereits alle Lichter erloschen waren. Ohne seine Kerze, die am Fuße der Treppe bereit stand, anzuzünden, stieg er zu seiner Stube hinauf. Er war überrascht, vor der Thür Fido mit der Schnauze zwischen den ausgestreckten Vorderpfoten liegen zu sehen.

„Bist wohl ausgesperrt und suchst bei mir Nachtquartier,“ sagte Wilhelm, „gut, ich will dir Gastfreundschaft erweisen. Komm.“

Er öffnete die Thür und ließ den wedelnden Hund zuerst eintreten, dann folgte er nach, schob den Riegel vor und setzte den Leuchter auf das Nachtkästchen. Da schlangen sich plötzlich zwei kühle, bloße Arme um seinen Hals und seinen Ruf der Überraschung erstickten zwei brennende Lippen, die sich auf seinen Mund preßten.

4.

Im Hörselberg.

Die gute Wirtin des Hotel de France war sehr überrascht, als am folgenden Morgen Wilhelm zu ihr in die Küche hinunterkam und ihr eröffnete, er müsse noch denselben Vormittag abreisen. Und als bald darauf auch Anne erschien und mit ihrer steifen, undurchdringlichen Miene ankündigte, die Frau Gräfin bestelle für sich und ihre Zofe zwei Plätze im Hotelwagen, der zur Eisenbahn nach Eu fuhr, da sagte die Wirtin: „So!“ und in der Küche entstand ein allgemeiner Austausch von vielsagenden Blicken.

Wilhelm wollte um keinen Preis länger in Ault bleiben. Die Gräfin, der es da sehr gut gefiel, überredete, bat, schmollte vergebens. Er war nicht umzustimmen. Er erklärte, er kenne sich und wisse zu genau, daß er den von der Schicklichkeit gebotenen Schein der Fremdheit ihr gegenüber ferner nicht wahren könne. Das sei auch gar nicht nötig, meinte sie; sie betrachte sich als frei, er sei es, ihre Liebe verletze keine Pflicht gegen irgend Jemand und so liege nichts daran, wenn die Leute etwas merken und munkeln sollten.

Ihre Unabhängigkeit von kleinbürgerlichen Bedenken, ihre kühne Verachtung der Meinung Anderer entsetzten ihn. „Nein nein. Ich könnte den Tischgenossen nicht mehr in die Augen sehen.“

„Aber glaubst du denn, diese Leute sind besser? Du bildest dir doch nicht ein, daß zum Beispiel der Mann mit den Waden mit seinem Vielfraß verheiratet ist?“

„Wie kannst du so etwas behaupten!“

„Du großes Kind du, das sieht man ja auf den ersten Blick. Er ist viel zu nett mit ihr, als daß sie seine Legitime sein könnte."

„Mag sein. Jedenfalls hat er der Sitte das Zugeständnis gemacht, die Person für seine Frau auszugeben. Uns aber hat man hier unsere Bekanntschaft machen sehen."

„Wilhelm!" — in ihrem Munde klang der Name ungefähr wie Gwilemm — „ich erkenne dich nicht. Wo bleibt deine Philosophie, zu der du mich bekehren willst? Ist das deine innere Freiheit? Ist das deine Gleichgiltigkeit gegen die Menschen, ihre heuchlerischen Sitten, ihre Vorurteile und ihr Nasenrümpfen?"

Sie hatte Recht, er war sich selbst untreu, aber er konnte es nicht ändern. Er hatte den Mut gehabt, den Zweikampf mit Herrn von Pechlar abzulehnen, er besaß nicht den, die unbekannten albernen Schwätzer der Wirtstafel zu Zeugen seiner neuen Herzens-Beziehungen zu machen. Warum? Aus einem einfachen Grunde. Weil er im geheimsten Herzen sein Verhältnis zu Pilar selbst mißbilligte.

Da er nicht nachgab, so fügte sich die Gräfin in das, was sie seine Backfisch-Grille nannte, und sie reisten zusammen nach einem mehrere Stunden entfernten andern kleinen Seebade, St. Valery-en-Caux.

Hier nahmen sie im Hotel eine gemeinsame Wohnung und schrieben sich als Mann und Frau ein. Die Briefe der Gräfin sandte die Postmeisterin von Ault in einem Umschlag unter Anne's Adresse nach. Nur die Gegenwart von Anne war für Wilhelm noch eine Quelle von Unbehagen. Ihre Haltung war zwar so unbeweglich, ihr Gesicht so würdevoll wie vorher und sie that, als merke sie gar nicht, daß sich im Leben ihrer Herrin irgend etwas verändert habe, ihm aber war gerade dieses kaltblütige Hinnehmen von Thatsachen, die ihr doch wenigstens auffallend scheinen mußten, unheimlich und er schämte sich, als würde er bei einer schlechten und feigen That ertappt, so oft sie beim Eintritt in das Zimmer ihn mit Pilar beisammentraf. Saß er neben ihr auf dem Sopha, so hatte er eine erschrockene Bewegung, als wollte er aufspringen; hatte er ihre Hand in der seinen, so zog er sie jäh zurück. Pilar merkte das natürlich sofort und fand es sehr drollig. Sie war gegen Anne vollständig unbefangen und legte sich keinerlei Zwang auf. Im Gegenteil. Es machte

ihr Spaß, Wilhelm fest umschlungen zu halten, wenn er sich beim Erscheinen der Zofe wegrücken wollte, oder ihn in ihrer Gegenwart zu küssen und zu duzen, und sie unterhielt sich königlich über die betretene, unglückliche Miene, mit der er, nicht ohne verstohlene Abwehr, ihre Liebkosungen in solchen Augenblicken über sich ergehen ließ. Auch den durchdringenden, wenngleich versteckten Seitenblicken Anne's blieb seine Zimperlichkeit nicht verborgen und sie trug es ihm nach, daß er den Anspruch erhob, sie aus seinem Geheimnis auszuschließen.

Außer der peinlichen Empfindung, welche ihm die schweigende Zeugin einflößte, trübte nichts sein Liebesglück. Er lebte in einem beständigen Rausche der Sinne und Pilar war bedacht, ihn nicht aus demselben erwachen zu lassen. Allein ließ sie ihn blos während der zwei Morgenstunden, die sie zu ihrer Toilette brauchte. Sie hatte eine seltsame Gewohnheit. Ganz früh am Morgen, wenn Wilhelm noch schlief, stahl sie sich von seiner Seite weg, eilte geräuschlos nach dem anstoßenden als Boudoir dienenden Zimmer, wo Anne schon bereit stehen mußte, übergab sich den geübten Händen der Zofe, die sie knetete, wusch und abrieb, ihre Füße, Hände, Schultern, Haare mit tausend Künsten unter Anwendung einer ganzen Sammlung krauser Instrumente und einer vollständigen Apotheke behandelte, und erschien dann am Bett, um Wilhelm mit einem Kuß auf die Stirne zu wecken. Beim ersten Augenaufschlag sollte er sie in der vollen Glorie ihrer Schönheit sehen, die Wangen frisch gerötet, die Finger rosig, die Haut kühl, geschmeidig und duftend, die Augen glänzend, die Lippen süß und das prächtige Haar geordnet. Es war ihm sogar verboten, früher aufzustehen, als bis sie nach vollendeter Morgentoilette in das Schlafzimmer zurückkehrte. Von diesem Augenblick an aber war sie immer um ihn; gegen seine Brust geschmiegt, wenn sie allein waren, ihre Augen in den seinigen, wenn sie auf der Straße Arm in Arm mit einander gingen.

Vormittags nahm sie ihr Bad in der See, während Wilhelm am Strande saß und zusah. Sie schwamm wie ein Fisch, er konnte nicht schwimmen. Sie machte sich anheischig, ihm diese Fertigkeit in wenigen Tagen beizubringen, er war von ihrer Überlegenheit gedemütigt und nahm das Anerbieten nicht an. Sie übte also allein zwanzig Minuten lang ihre Künste im Wasser, lag auf dem Rücken und auf der Seite, überschlug sich,

tauchte, trat und kam dann wie eine schaumgeborene Venus aus der Flut hervor, an deren Rande Wilhelm mit ihrem Bademantel bereitstand. Er hüllte ihre herrliche Gestalt in den weichen Stoff, sie spritzte ihm schäkernd mit ihren rosigen Fingern einige Tropfen Seewasser ins Gesicht und eilte nach ihrer Kabine, ohne einen Blick für die Leute, die ihre anmutigen Bewegungen im Wasser bewundert hatten und sie mit den Augen verschlangen, wenn sie wieder ans Trockene kam.

Den Rest des Tages füllten weite Spaziergänge aus, welche selige Ruhestündchen im Schatten von Getreideschobern oder auf berasten Hügelhängen neben rieselnden Wässern unterbrachen. Pilar saß dann auf der Reisedecke oder dem Faltstuhl und Wilhelm lag zu ihren Füßen, den Kopf in ihrem Schoße, geliebkost von ihren kleinen Händen, die in seinem Haar und Barte spielten, ihm sanft über das Gesicht strichen und gern auf seinen Lippen weilten, um sich von ihnen küssen und von seinen Zähnen gelinde beißen zu lassen. Waren Blumen im Armbereiche, so pflückte sie deren eine Menge und bestreute ihm Haupt und Antlitz mit den frischen Kronenblättern. Er blickte abwechselnd in den blauen Sommerhimmel und in ihre hellbraunen Augen empor und schloß wohl auch die seinen auf Viertelstunden zu süßem Träumen, während dessen alles Ferne aus seiner Empfindung wie aus seinen Gedanken verschwand und seine Sinne von der Welt nur das Nächste wahrnahmen: den leisen Ylang-Ylang-Duft der schönen Frau, die Glätte ihrer schmeichelnden Finger und das sanfte Hauchen ihres ruhigen, tiefen Atmens.

„Du bist so schön," flüsterte sie ihm einmal in einer solchen Lage ins Ohr, indem sie sich zu ihm niederbeugte und ihn küßte, „weißt du was, ich will dein Porträt zeichnen."

„Kannst du denn zeichnen?" fragte er, sich erhebend.

„Ich weiß nicht, ob ich ja sagen darf," erwiderte sie mit einem schelmisch selbstbewußten Lächeln, das die geheuchelte Bescheidenheit ihres Tons Lügen strafte, „doch du wirst es ja sehen."

„Gut," sagte er, „während du mein Porträt machst, mache ich das deinige."

„Bravo!" rief sie und wollte gleich nach Hause eilen, um anzufangen.

Wilhelm führte nach alter Gewohnheit alles Nötige in seinem

großen Koffer mit und konnte auch Pilar damit dienen. Am folgenden Nachmittage fingen sie an. Sie arbeiteten inmitten einer großen Wiese, die sie mit schwerer Verletzung des Eigentumsrechts betraten, indem sie über einen Graben, einen niedrigen Erdwall und eine Brombeerhecke kletterten. Da störte sie kein neugieriger Blick, denn ihr einziger, sehr diskreter Zuschauer war der meist schlafende Fido.

Pilar hatte ein Reißbrett und zeichnete mit dem Bleistifte, Wilhelm legte auf einem Blatt eines großen Albums sein Bild in Pastellmanier mit farbigen Kreiden an. Sie wollte ihm immer in die Arbeit gucken, er aber erlaubte es nicht und bestand auf dem Abschluß eines Vertrags, nach welchem sie ihre Kunstwerke erst nach deren Vollendung sehen lassen sollten. Zwei Sitzungen genügten übrigens, dann waren die Bildnisse fertig und konnten ausgetauscht werden.

Pilar stieß einen Ruf der Überraschung aus, als ihr Wilhelm sein Blatt überreichte. „Merkwürdig, daß wir fast denselben Gedanken hatten.“ Sie war als Sphinx dargestellt. Nicht nach der ägyptischen, sondern nach der griechischen Vorstellung. Ein wollüstig weicher runder Katzenleib, elegante, grausame Pfoten, eine wundervolle Frauenbrust wie aus Marmor gehauen und darüber Pilars hochgetragener königlicher Kopf mit der Krone goldglänzenden Haars, den klugen Augen und dem blutigen Vampyrmunde. Zwischen den Vorderpfoten hielt sie eine kleine, bange Maus, die in geistreicher Andeutung Wilhelms Züge erkennen ließ, und sie blickte auf ihr Opfer mit einem Lächeln, in dem sich etwas wie ein Vorgeschmack der Freude am bevorstehenden Zerfleischen eines bebenden Geschöpfs und Schlürfen rauchenden Blutes ausdrückte.

Die Bleistiftzeichnung Pilars zeigte Wilhelm mit recht ähnlichem Kopf als Apollo in olympischer Nacktheit, schön, schlank und banal in seinem Anklang an Schulvorlagen griechischer Götterstatuen, und an sein Ruhebein schmiegte sich ein reizendes Kätzchen, das Pilars Antlitz hatte. Das Kätzchen blickte mit einem halb komischen, halb rührenden Ausdrucke von Schwärmerei zum jungen Griechengott auf und dieser neigte sein Haupt sinnend zu ihm hinab.

Pilar nahm ihr Blatt Wilhelm aus der Hand und verglich es lange mit dem seinigen.

„Es ist ganz dasselbe,“ sagte sie endlich, „nur daß es genau

das Gegenteil ist. Fühlst du mich wirklich so, wie du mich gemalt hast?"

„Ja," erwiderte er leise.

„Wie ungerecht du gegen dich und gegen mich bist. Ich eine Sphinx und du eine zitternde Maus? Vor Allem hat sich die Sphinx-Katze nicht mit Mäusen abgegeben, sondern mit Menschen, und sie hat sich demütig unterworfen, als der Richtige kam."

„Du bist mir entschieden zu gelehrt," scherzte Wilhelm.

„Nein nein, ganz ernst. Es thut mir weh, daß du unser Verhältnis so ansiehst. Liege ich dir nicht zu Füßen? Bin ich nicht deine Sklavin, deine Sache, dein Spielzeug, wenn du willst? Habe ich dich nicht zu meinem Herrn und Gebieter erwählt? Würde ich nicht mit derselben Wonne und Dankbarkeit den Tod aus deiner Hand empfangen wie das Leben? Was ist Sphinxhaftes an mir? Bin ich dir etwa ein Rätsel? Meine Liebe zu dir ist die Lösung alles Rätselhaften, was du vielleicht an mir finden könntest. Oder wirfst du mir Grausamkeit vor? Das kann doch nur Spott sein, du böser Mann."

„Du nimmst einen etwas übermütigen Einfall zu tragisch, meine geliebte Pilar. Es ist einfach der Charakter deines Kopfes, der mir den Gedanken eingegeben hat. Und dann —"

„Und dann?"

„Nun ja, da du es wissen willst: und dann die tapfere, wie soll ich sagen: Amazonenhaftigkeit, mit der du dich eines Mannes bemächtigst und sein Herz, seine Seele an dich raffst."

„Habe ich das gethan?"

Er nickte.

„So bist du mein?"

Er nickte wieder.

„Sage es mir, du Süßer, du Einziger, sage es mir mit Worten."

Er sagte es nicht, aber er küßte sie.

„Es ist wahr," bemerkte sie nach einer kleinen Pause, „ich habe dich genommen. Das war unweiblich. Aber ich konnte nicht anders. Du bist ein fischblütiger Deutscher und ganz verschieden von allen Männern, die ich bisher gekannt habe. Du hast das Glück gar nicht gewürdigt, das dir der Zufall beschied, indem er dich in dem langweiligen Nest an meine Seite setzte. Du abscheulicher Mensch hast mich ja beinahe vierzehn Tage lang

gar nicht bemerkt. Wie ein Klotz hast du neben mir gesessen, nicht angesehen hast du mich. Ich wußte lange nicht, was ich aus dir machen sollte. Anfangs wollte ich dich lächerlich finden wie die andern Idioten der Tischgesellschaft, aber es ging beim besten Willen nicht. Dein häßliches Eulengesicht machte zu viel Eindruck auf mich. Dann ärgerte ich mich über deinen Hochmut und wenn ich dich so stolz eintreten und kalt grüßen und in dich gekehrt bleiben sah, dachte ich: warte nur, warte, mein Herr Eisberg, du wirst dennoch eines Tages zu meinen Füßen liegen und um Liebe flehen und dann werde ich die Stolze sein und triumphieren."

„Siehst du wohl? Die Sphinx und das Mäuschen."

„Ach, es ist ja ganz anders gekommen. Ich redete dich an, ich kam dir in jeder Weise entgegen, und du? Du hieltst mir eine erbauliche Predigt über die Fleischabtötung. Schäme dich! Selbst als ich schon in deinen Augen Liebe brennen sah, bliebst du hartnäckig und versuchtest mir zu entfliehen. Wenn ich glücklich sein wollte, mußte ich mir mein Glück erobern. Ich kenne dich jetzt. Du warst im Stande, mir deine Liebe nie zu gestehen, von mir nie etwas zu verlangen — habe ich Recht oder nicht? Sage!"

„Du hast Recht," murmelte Wilhelm.

„Das wäre aber eine Sünde gewesen, eine Todsünde, ein Verbrechen gegen die Majestät der Natur. Wie! Das Schicksal nimmt sich die Mühe, die unwahrscheinlichsten Verwickelungen auszusinnen und den umständlichsten Apparat in Bewegung zu setzen, um uns zusammenzubringen, es schleppt dich aus der Tiefe Deutschlands, mich aus Castilien herbei, es führt uns nach einem kleinen Hotel eines kleinen picardischen Dorfes, dessen Namen weder du noch ich vor Kurzem gekannt haben, wir fühlen sofort, daß wir für einander geschaffen sind und mit einander glücklich sein müssen, und all diese Anstrengungen des Schicksals sollten vergeblich gewesen sein? Unsere Lebensbahnen schnitten sich an einem einzigen Punkte, wir waren einen Augenblick lang vereinigt, von uns hing es ab, es immer zu bleiben, und ich hätte dich ziehen lassen sollen, um dir in alle Ewigkeit nicht wieder zu begegnen? Nein. Das durfte nicht sein. Und da du zu ungeschickt oder zu ängstlich oder zu selbstquälerisch warst —"

Und sie beendete den Satz mit einem langen Kusse, bei dem

er wieder die Augen schloß, um nichts Anderes zu fühlen als dessen Flamme.

War es Geschicklichkeit? War es ihre natürliche Empfindung? Genug, Pilar gedachte in ihren Gesprächen nie ihres vergangenen Lebens. Sie plauderte gern, viel, stets überraschend geistreich und eigenartig, mit einer Einbildungskraft, die eben so beweglich war wie ihre klugen Augen, mit Sprüngen vom Nächsten zum Entferntesten und vom Flachsten zum Erhabensten, aber nie entschlüpfte ihr ein Wort, welches Wilhelm daran erinnern konnte, daß sie unter bekannten und unbekannten Erlebnissen aller Art ohne ihn bis zum Höhepunkt ihres Daseins gelangt war. Ihr Leben schien erst mit dem Augenblicke zu beginnen, da er in ihren Gesichtskreis getreten war. Was voranging, war wie aus dem Buch ihrer Erinnerung gerissen. Kaum daß man manchmal die Stelle erblicken konnte, wo die Blätter fehlten. Sie gab sich alle Mühe, für ihn keine fremde Frau mehr zu sein, sondern in ihm die Täuschung zu erwecken, daß sie zu ihm gehöre, daß sie mit ihm Eins bilde und daß es immer so gewesen sei. Sie bemächtigte sich seiner Vergangenheit, sie stahl sich in seine Anschauungen und Gefühle ein, sie wollte Alles wissen, auch das Geringfügigste, jeden Tag, jede Stunde seines Lebens mußte er ihr erzählen, sie machte die Bekanntschaft seines ganzen Menschenkreises, sie verabscheute Loulou, sie liebte Schrötter, sie schwärmte für die stille, feine Erscheinung Bhanis, sie lächelte über Paul Haber und seine gut gekleidete Malvine und deren erfindungsreiche Großmama, sie nahm sich vor, der guten Frau Müller, die Wilhelm ein Jahrzehnt hindurch wie eine Mutter gehalten, zu Weihnachten etwas Schönes zu bescheren, sie konnte über seine Freunde und Bekannten persönliche Scherze machen und ihr einziger Kummer war, daß sie kein Deutsch verstand. Was hätte sie darum gegeben, die Briefe, die er empfing und schrieb, lesen, mit ihm in seiner Muttersprache verkehren zu können! Sie liebte und bewunderte die französische Sprache, die sie, wenn auch mit dem unverwischbaren Accent ihres Heimatlandes, so vollkommen beherrschte wie ihr Spanisch, jetzt aber empfand sie zum erstenmal etwas wie Haß gegen sie, weil sie eine letzte, wenn auch ganz dünne, kaum merkliche Scheidewand zwischen ihr und Wilhelm bildete, die ihm immer die Thatsache gegenwärtig hielt, daß sie kein natürlicher Bestandteil seines Lebens sei, die eine ganz

innige, ganz unmittelbare Berührung und Verwachsung zwischen Seele und Seele verhinderte. Sie nahm sich denn auch fest vor, Deutsch zu lernen, sowie sie nach Paris zurückkam, und nötigenfalls zu längerem Aufenthalte nach Deutschland zu gehen, um sich die Sprache rasch und ganz anzueignen.

Sie dachte überhaupt viel an die Zukunft und sprach auch viel von ihr und in allen ihren Träumen, Entwürfen und Vorsätzen erschien Wilhelm als der Mittelpunkt und als der selbstverständliche Genosse ihrer Geschicke. In ihm fand ihr Leben seine Vollendung, sie hatte ihn und wollte ihn nie wieder aufgeben.

Ihre Liebe war ein merkwürdiges Gemisch von brennender Leidenschaft und weicher, gerührter Zärtlichkeit. Einmal war sie die Bacchantin, die in großen Zügen von seinen Lippen Lust und Leben trank, ein andermal ein unschuldiges kleines Kind, das in wunschloser, süßer Schwärmerei für den angebeteten Mann ein keusches Glück suchte und fand. Je länger sie ihn kannte, je mehr sie sein Wesen durchdrang, umsomehr trat die Bacchantin hinter der Psyche zurück. Die Allegorie von Wilhelms Pastell schien Unrecht, ihre eigene Zeichnung Recht zu behalten. Sie war keine blutige Sphinx, die in Menschenopfern schwelgt, sondern das sanfte Kätzchen, das sich an das Bein des jungen Gottes schmiegt. Sie war demütig, wißbegierig, ohne Widerspruch. Sie gewöhnte sich ihre Paradoxe ab und verbarg ihre Originalität. Sie wollte am liebsten nur immer ihn reden hören. Er sollte ihr Alles erklären, ihren Gesichtskreis erweitern, ihre Anschauungen berichtigen und erhöhen. Ihre Lieblingsworte ihm gegenüber waren: „Gieb!“ „Zeige!“ „Erzähle!“ Von früh bis spät sollte er immer nur erzählen, geben, zeigen. Das Meer trieb eine Meduse ans Land — „gieb!“ Eine Krabbe ließ sich in der Mauser ihres Panzers überraschen — „zeige!“ Ein Ausflug zu Esel nach einem Nachbardorf erinnerte ihn an ein Studentenpicknick in Heidelberg — „erzähle!“ Was sie von seinen Charakter-Eigentümlichkeiten nicht verstehen konnte, das erriet und fühlte sie mit ihrem feinen weiblichen Instinkte. Sie war schon in Ault in ihrer äußern Erscheinung sehr einfach gewesen. Sie übertrieb jetzt beinahe diese Einfachheit, verbannte das Khol, das ihre glänzenden Augen schwarz unterstrichen hatte, und streute das irisduftende Reispulver in alle Winde, als sie merkte, daß er ihre festen, vollen Wangen lieber streichelte und küßte, wenn

sie unbestäubt waren. Sie führte keine freien Reden, verzichtete auf das Erzählen hochgeschürzter Anekdoten und bändigte die übermütigen, etwas zu sehr im Boccaccio belesenen Kobolde ihres Gehirns und ihrer rastlosen Blicke, da sie sah, daß er an allem Gewagten Anstoß nahm. Ihre Zigaretten entsetzten ihn, sie warf sie zum Fenster hinaus und rauchte nie mehr. Selbst ihre sinnliche Hingebung dämpfte und verschleierte sie mit einem Anscheine von geschämiger Zurückhaltung und suchte durch anbetungswürdige Naivetäten von Pensionärinnen auf der Hochzeitsreise das lasterhafte Heidentum der ersten Tage mit ihren Zwanglosigkeiten einer in die höheren Grade der Liebe eingeweihten wissenden Frau vergessen zu machen. Anfangs war das Verstellung, die Kunst einer klugen Menschenkennerin, aber bald wurde es Instinkt und Natur, sie täuschte sich ehrlich und überzeugt in eine Jungfräulichkeit der Seele und des Leibes zurück und sie kam sich schließlich selbst wie ein reines Kind vor, das von der Welt und dem Leben nichts kannte als seine unbegrenzte Liebe zu dem einen herrlichen Mann und dem die eigenen Erinnerungen an eine minder harmlose Vergangenheit wie vom bösen Versucher eingegebene dämonische Träume erschienen, die ihre Unbeflecktheit zu beunruhigen suchten. Dieser Selbstbetrug oder richtiger diese Rückbildung ihrer Gedankenwelt ging bis zu Anwandlungen von Mystizismus. Die Geschichte von der kleinen Ssonia, die sich auf den ersten Blick in den zehnjährigen Wilhelm verliebt hatte und alsbald mit seinem Namen auf den Lippen gestorben war, machte tiefen Eindruck auf sie und versenkte sie in Träumerei. „Als die süße, kleine Ssonia starb, wurde ich geboren.“ Das war nun nicht ganz richtig, denn Pilar mußte damals mindestens schon zwei oder drei Jahre alt gewesen sein. Schwärmerei hält sich aber nicht an genaues Rechnen. „Mein Leben ist eine Fortsetzung des ihrigen. Deine Spanierin hat die Seele deiner kleinen Russin geerbt. So bin ich dein seit meiner Geburt und vor meiner Geburt. Ich habe dich immer geahnt und gefühlt und erwartet. Daher mein banges Suchen alle die Zeit her, daher mein Ekel und Schauder, wenn ich einsah, daß ich mich geirrt hatte, daß es nicht der Ersehnte war, dessen heimliches Bild ich im Herzen trug. Jetzt erst verstehe ich es, daß ich dir im Sturme zuflog, als ich dich zum erstenmal erblickte. Die Gestalt aus meinen Träumen stand leibhaftig vor mir! Da war es endlich in Fleisch und Blut, das

Bild in meinem Herzen! Ich habe dich nicht kennen gelernt, ich habe dich gekannt. Mein einziger Wilhelm!"

Wirkliche Thränen rollten ihr über die Wangen, als sie so sprach, und Wilhelm war nicht der blasierte Spötter, der über verliebte Faseleien lächeln konnte. Echte Liebe hat eine ungeheure Gewalt und in ihrem Feuer schmilzt alles Feste, alles Widerstehende. Pilars Zärtlichkeit erfüllte Wilhelm mit tiefer Rührung und Dankbarkeit. Er sprach sich selbst das Recht ab, über sie zu urteilen, Zweifel und Bedenken zu hegen, an ihrer lichten Gestalt Schatten zu entdecken. Da sie immer um ihn war, immer seine Sinne und Gedanken zu beschäftigen verstand, so begann sie seinen ganzen Gesichtskreis auszufüllen. Wohin er immer blickte, sein Auge fiel überall auf sie. Sie verdeckte ihm die ganze Welterscheinung. Ihr Schatten fiel sogar auf seine Vergangenheit, bis in seine Kinderzeit zurück. Er bemerkte gar nicht, daß jetzt oft Tage vergingen, ohne daß er an Schrötter oder an Paul dachte, und es war ihm eine Überraschung, als er entdeckte, daß er einen Brief des erstern acht Tage lang unbeantwortet gelassen hatte. Sein früheres Leben verblaßte und verdämmerte und sah neben der sonnenüberfluteten, mittagflammenden Gegenwart wie ein dunkler Hof-Hintergrund neben einem freien Platz im vollen Brand eines Julitages aus.

Die ganze Badegesellschaft beschäftigte sich mit dem schönen Paare, das seine Liebe so wenig verbergen konnte. Die jungen Leute fanden es rührend, die älteren, besonders die Damen, rümpften die Nase und meinten, auf der Straße und am Strande könnten sich selbst Hochzeitsreisende einigen Zwang auferlegen. Wilhelm und Pilar freilich merkten nichts von dem Klatsch, dessen Gegenstand sie waren. Sie hatten für nichts Augen als für einander. Die Zeit floß ihnen ohne Maß dahin. Es war ein Wonneleben wie in einem Morgentraum oder in einem blauen Märchen, wo zwei Liebende in einem sonnigen Garten zwischen großen Blumen und singenden Vögeln unter süßen Küssen lustwandeln oder ruhen, während dienstbare Geister sie umspielen und jeden ihrer Wünsche vollziehen, ehe er ausgesprochen ist.

An die Wirklichkeit wurden sie erst unangenehm erinnert, als Anne eines Tages mit ihrem unbeweglichen Gesichte fragte, wann die Frau Gräfin abzureisen gedenke, denn wenn sie noch bleiben wolle, so müsse für Winterkleider gesorgt werden. Es

war in der That Ende September geworden, es regnete fast täglich, die Straßen des Dorfes wurden unwegsam, der Aufenthalt am Strande verbot sich von selbst, die Stürme der Nachtgleiche heulten eintönig von der chaotischen See her über das Land, alle Welt war bereits abgereist, nur Wilhelm und Pilar blieben als letzte Gäste im verödeten Hotel zurück und hielten sich fast den ganzen Tag in ihrem Zimmer auf, in dessen Kamin ein ungenügendes Feuer prasselte. In Anne kochte seit vierzehn Tagen eine stille Wut, die sie nur manchmal an dem armen schnaufenden und keuchenden Fido ausließ. Sie war seit Mitte Juli von Paris abwesend, hatte darauf gerechnet, spätestens Anfang September wieder dort zu sein, und sah nun in dem verlassenen, sterbenslangweiligen Neste den Oktober herankommen, ohne daß ihre Herrin Miene machte, sich zur Rückkehr nach Paris zu entschließen.

Bei der Frage ihrer Zofe war es Pilar, als würde sie von einer rauhen Hand rücksichtslos wachgerüttelt. Wie ein schlaftrunkenes Kind, das nicht gern aufsteht, hielt sie noch eine Weile die Augen krampfhaft geschlossen. Noch eine Woche! Noch vier Tage! Noch zwei Tage! Dann aber mußte gepackt werden, denn Anne übertrieb eine leichte Erkältung, indem sie unausgesetzt einen trockenen Husten mit der Kraft eines Pistolenschusses dröhnen ließ, um Kopf und Wangen ein weißes Tuch gebunden trug und um die Erlaubnis bat, aus Paris warmes Unterzeug und ihren Pelzmantel kommen zu lassen. Auch im Hotel, dessen ganze Dienerschaft entlassen war und wo nur noch der Wirt mit seiner Frau und einer halbwüchsigen Tochter hauste, begannen sich auffallende Vernachlässigungen zu ereignen. Die Zimmer wurden bis zum Abend nicht aufgeräumt und dann kam die Wirtin und brummte, sie könne die Arbeit nicht bestreiten, darum werde alles so spät fertig. Eine Hammelkeule erschien drei Tage hintereinander auf dem Tische, bis nur noch der Knochen übrig war. Kurz, es war nicht mißzuverstehen, daß die Wirtsleute allein zu sein wünschten.

Zu Beginn der zweiten Oktoberwoche erfolgte endlich die Abreise nach Paris. Während der fünfstündigen Eisenbahnfahrt war Pilar still und beklommen. Sie fühlte, daß ein wunderschönes Kapitel ihres Liebesromans zu Ende war und ein neues begann, dessen unbekannte Entwickelungen ihr Bangen einflößten.

Sie hielt Wilhelm und ließ nicht von ihm. Aber wie sollte sich ihr Zusammenleben in Paris äußerlich gestalten? Nicht als ob sie wegen der Meinung der Welt besorgt gewesen wäre, denn mit dieser gedachte sie fertig zu werden. Aber es blieben andere Schwierigkeiten und Drohungen. Im Seebade waren die Verhältnisse ihre Freunde und Helfer gewesen. Eine Menschenumgebung, in der sie und Wilhelm gleichmäßig fremd waren, wies sie auf einander an und erlaubte selbst seinen Bedenklichkeiten, sie offen wie seine Frau zu behandeln. In Paris wurden die Verhältnisse zu Widersachern und Störern. Pilar hatte ihren Kreis, ihre Gewohnheiten, in die Wilhelm sich erst finden mußte. Wird das ohne Widerstände möglich sein? Wird bei dem Kampfe nicht manches zarte Gefühl unheilbaren Schaden nehmen? Doch was halfen jetzt alle unruhigen Fragen? Sie mußte der Zukunft ins Auge sehen und einen Kampf aufnehmen, in welchem sie zu siegen entschlossen war.

Von Zeit zu Zeit blickte sie verstohlen auf Wilhelm und sah ihn tief in Gedanken versunken. Er überdachte mit einer Regung von Selbstverspottung die neueste Wendung seiner äußeren Geschicke. Da war er nun auf dem Wege nach Paris. Er hatte dieses Reiseziel nicht gewählt. Wieder hatte ein fremder Wille es ihm bezeichnet. Er fügte sich ohne Widerstand, er ließ sich mitnehmen wie ein gehorsames Kind. War das Schwäche? Vielleicht. Möglicherweise aber auch nicht. Es war ihm vielleicht blos nicht der Mühe wert, eine Willensanstrengung zu machen. Wozu denn auch? So lange er nicht in Berlin leben konnte, war es ja im Grunde ganz einerlei, wo er wohnte, und Paris war so gut wie jeder andere Ort. Sich von Pilar nicht überreden zu lassen, ihr zu widerstehen, wäre keine Stärke, sondern die Hartnäckigkeit eines eiteln Schwächlings gewesen, der sich selbst beweisen möchte, daß er im Stande ist, auszutrotzen. Er ging also schließlich doch nur nach Paris, weil er wollte, oder richtiger, weil er keine Ursache hatte, das Gegenteil zu wollen. Aber indem er diese Gedanken ausspann, hörte er gleichzeitig eine innere Stimme, die ihnen widersprach und ihm zuflüsterte: „Es ist nicht wahr. Du gehörst dir nicht an. Du gehst, du weißt nicht wohin, du thust, du weißt nicht was. Zwei schöne Augen sind deine Leitsterne und indem du ihnen wie verzaubert folgst, können deine Füße jeden Augenblick in einen unbekannten Abgrund gleiten."

Es war, als ahnte Pilar, daß die Gedanken, denen Wilhelm nachhing, ihre Feinde waren und daß sie sie verscheuchen mußte. Sie war mit ihm allein im Abteil und konnte sich allen Ergüssen hingeben. Sie nahm seine Hand, die sie küßte, und indem sie ihren Arm um seinen Hals schlang, sagte sie zärtlich: „Sei nicht traurig, mein Wilhelm. Es ist ja sehr natürlich, daß man vor jeder Veränderung Angst hat, wenn man sehr glücklich gewesen ist. Es soll dir aber um St. Valery nicht leid thun. Du wirst sehen, in Paris wird es noch schöner sein. Wir bleiben dieselben und mein Häuschen ist doch ein würdigerer Rahmen unseres Glücks als die kahle Hotelstube."

Wilhelm fuhr zurück und rief: „Du glaubst doch nicht, daß ich bei dir wohnen werde?"

„Darüber kann doch kein Zweifel sein?" erwiderte sie überrascht.

„Nie und nimmer!" erklärte Wilhelm mit einer Bestimmtheit, die Pilar Furcht einflößte, weil sie sie noch nie an ihm wahrgenommen hatte. „Wie kannst du nur auf einen solchen Einfall kommen?"

„Aber Wilhelm," antwortete sie, „wie soll es denn sonst sein? Ich will nicht glauben, daß du gedacht hast, wir würden uns nun im Bahnhofe trennen und Jeder seiner Wege gehen. Wenn ich das glauben müßte, so würde ich mich gleich hier unter die Räder des Zuges werfen. Wir haben keinen kleinen Sommerroman gespielt, der im Seebad unterhaltend genug war, aber bei der Ankunft in Paris ein natürliches Ende nimmt. Mir ist es Ernst mit meiner Liebe und ich hoffe, dir auch. Du bist mein für immer und so lange meine Hand Leben hat, um dich zu halten, gebe ich dich nicht frei," und sie warf sich ihm leidenschaftlich an die Brust und umklammerte ihn, als wollte man ihn ihr entreißen.

„Ich habe nicht gesagt," entgegnete er, indem er sie sanft abzuwehren suchte, „daß ich dich verlassen will. Aber es ist doch ganz undenkbar, daß du dir vorgestellt hast, du werdest mich einfach den Deinigen von der Reise mitbringen."

„Die Meinigen! Du bist der Meinige und sonst ist auf der Welt nichts für mich vorhanden."

„Das sagt man wohl in der Erregung. Du hast Leute, wie du mir selbst erzählt hast. Was werden sie von uns denken, wenn ich mich einfach bei dir häuslich niederlasse?"

„Die Leute! Immer die Leute! Es ist die einzige Unvollkommenheit, die ich an dir kenne, Wilhelm. Wie kannst du den Leuten die Ehre erweisen, an sie zu denken, wo es sich um mein Glück und Leben handelt? Sie werden denken, was sie wollen. Sie werden denken, du seist der Herr und ich sei deine Sklavin, die nur in dir und durch dich lebt."

Wilhelm schüttelte nur den Kopf, denn er wollte sie nicht verletzen, indem er laut aussprach, was er über ein so unwürdiges Verhältnis dachte. Sie hing angstvoll an seiner Miene und fragte, als er schweigsam blieb: „Nun, mein süßer Wilhelm, nicht wahr, es ist, wie ich sage? Wir fahren schön nach Hause und denken, wir seien noch immer in St. Valery?"

„Nein," erwiderte er fest, „das kann nicht sein. Ich gehe in ein Hotel. Sage nichts dagegen, denn es wäre vergeblich."

„Und du könntest mich von dir gehen lassen?"

„Blos auf einige Stunden. Wir bleiben ja in derselben Stadt und können uns so viel sehen, wie wir wollen."

„Und das würde dir genügen?"

„Es muß wohl, da unsere Verhältnisse solche sind, daß sie nichts Anderes gestatten."

Sie brach in einem Strom von Thränen aus und schluchzte: „Du liebst mich nicht."

Jetzt war es an ihm, sie zu beruhigen und zu trösten. Er küßte ihr die Augen, er drückte ihr Haupt an seine Brust, er sprach ihr zu wie einem Kind, es dauerte aber lang, ehe sie sich faßte. Endlich erhob sie den Kopf und fragte: „Du bist also entschlossen, in ein Hotel zu gehen?"

„Ich muß, mein Herz."

„Gut. So gehe ich mit dir."

Dagegen konnte er nichts sagen und so blieb es dabei.

Es war kurz vor Mitternacht, als der Zug im Pariser St. Lazare-Bahnhofe hielt. Pilar sagte zu Anne, die vom nächsten Wagen herbeieilte: „Fahren Sie nach Hause. Den großen Koffer nehmen Sie mit. Den kleinen und den Handkoffer lassen Sie mir. Ich gehe mit dem Herrn Doktor. Morgen komme ich nachsehen, ob alles in Ordnung ist."

Anne machte erstaunte Augen, doch blieb ihr Gesicht unbeweglich und würdevoll wie immer und sie erwiderte ruhig:

„Sehr wohl, Frau Gräfin, Auguste ist mit einem Wagen hierherbestellt. Wollen die Frau Gräfin den Wagen benutzen?"

„Nein. Auguste soll uns einen andern besorgen und Sie nehmen seinen."

Auguste, der Diener, war mittlerweile ebenfalls herangekommen und begrüßte seine Herrin. Den fremden Herrn, an dessen Arme sie lehnte, musterte er mit einem raschen Blicke, der merkwürdigerweise mehr neugierig als verwundert war, und entfernte sich hurtig, um die überraschenden Befehle auszuführen, die ihm Anne trockenen Tones übermittelte. Bald darauf erschien er mit der Meldung, die Droschke sei zur Stelle. Fido, aus seinem Reisekerker befreit, umsprang die Gräfin unter kurzatmigem Gebell, das rasch in Husten überging, und wedelte und rängerte sich aus Leibeskräften. Als Pilar und Wilhelm in ihren Wagen stiegen, während die Zofe und der Diener am Schlage blieben, schien der Hund nicht zu wissen, an wen er sich zu halten habe. Ein zufälliger Blick Wilhelms, der ihn traf, machte seinem Zögern ein Ende. Er war mit einem Satz im Wagen und achtete nicht auf die erzürnten Rufe Annes, sondern leckte vergnügt Wilhelms Hand, deren Streicheln er als eine Einladung zum Dableiben auffaßte.

Die Droschke fuhr auf eine Weisung Pilars nach einem Gasthof in der Rue de Rivoli. Unterwegs lehnte Pilar schweigend in ihrer Ecke und seufzte von Zeit zu Zeit tief auf und auch Wilhelm blieb wortlos, denn er hatte das drückende Gefühl, in einer unhaltbaren Lage zu sein, deren Ausgang er noch nicht sah. Im Hotel angelangt, zogen sie sich sofort in ihre Zimmer zurück und gingen zur Ruhe, fast ohne das Abendbrot zu berühren, das Pilar mehr für Wilhelm als für sich bestellt hatte. Stundenlang floh sie der Schlaf, den ihr erst der anbrechende Morgen brachte. Es war fast Mittag, als sie die Augen aufschlug. Wilhelm saß bereits angekleidet am Fenster, das nach dem Tuilerien-Garten ging, und sah hinab auf das schwermütige Bild des herbstlichen Parkes mit sich entlaubenden Bäumen, blätterbedecktem Boden, weißen Marmorstatuen und ruhenden Wasserspiegeln. Sie streckte die Arme nach ihm aus und er eilte auf sie zu, um sie liebevoll zu begrüßen. Als sie einen Blick auf ihre brillantenbesetzte kleine Uhr geworfen, stieß sie einen Schreckensruf auf: „Schon zwölf! Geh rasch hinaus und schicke

mir ein Stubenmädchen herauf, ich will trachten, fertig zu werden. Du wirst unten im Salon auf mich warten. Lies Zeitungen oder schreibe Briefe. Aber daß du mir ja nicht das Hotel verläßt, hörst du?"

Eine Stunde später erschien sie im Salon, um ihn zum Frühstück zu holen, das sie in ihrem Zimmer einnahmen. Pilar war nervös und verstimmt. Das Hotel=Stubenmädchen hatte es ihr bei der Toilette nicht nach Wunsch machen können. Die langsame Bedienung beim Frühstück reizte sie. Wenn sie einer oder der andern Kleinigkeit bedurfte, so mußte sie selbst in das unordentliche Schlafzimmer gehen, in ihrem Koffer wühlen, suchen. In ihrem Kopfe wälzte sie allerlei Vorsätze und Anschläge, die sie noch nicht laut werden ließ. Sie hatte noch nie mit Wilhelm eine so ungemütliche Stunde bei Tische verbracht.

„Was nun?" fragte Wilhelm, als der Diener abgeräumt hatte.

„Ich denke, wir sehen jetzt ein wenig nach unserem Haus," erwiderte Pilar, indem sie sich bemühte, den unbefangensten Ton von der Welt anzuschlagen.

„Natürlich," meinte Wilhelm. „Und während du nach Hause gehst, sehe ich mich ein wenig in den Straßen von Paris um."

„Was, du willst nicht mitkommen?"

„Ich denke, du gehst zum erstenmale besser allein. Du hast doch gewiß allerlei zu ordnen und da wäre ich hinderlich."

„Wilhelm," sagte sie ernst, „du hast es darauf angelegt, mich zu kränken. Habe ich das um dich verdient?"

„Aber teure Pilar —"

„Ich will Beweise, daß ich deine teure Pilar bin. Ich habe dir mein Herz, meinen Leib, meine Liebe gegeben. Wenn du mein Leben willst, so sage es. Ich wäre glücklich, wenn ich es für dich opfern dürfte. Und du? Jedes Wort, jeder Blick von dir sagt mir seit gestern, daß du mich als eine Fremde betrachtest und mit mir nichts gemein haben willst. O, du thust es ja sehr zartfühlend und schonend, wie es deine Art ist. Aber man hat nicht nötig, mit mir deutlicher zu reden."

„Rege dich nicht auf, Pilar, ich versichere dir, daß du Alles falsch deutest."

Sie schüttelte das Haupt. „Du mußt mich nicht für ein Kind halten. Laß uns ernst mit einander reden. Ich habe dir

gestern erklärt, daß ich dich nicht frei gebe. Du weißt natürlich, wie ich das meine. Ich halte dich nicht, wenn du dich von mir losmachen willst. Aber dann sei ehrlich, sage mir, daß du meiner überdrüssig bist und nichts mehr von mir wissen willst. Ich weiß dann wenigstens, was mir zu thun übrig bleibt. Sei ruhig, ich werde dir keine Szene machen, dir nicht lästig werden, dir nicht einmal zürnen. Ich werde schweigend mein Todesurteil empfangen und die Hand küssen, die es über mich verhängt."

Sie verbarg ihr Antlitz in den Händen, zwischen deren Fingern Thränen hervorquollen.

„Und all das," sagte Wilhelm, „weil ich meinte, es sei besser, dich heute nicht zu begleiten. Die ganze Sache ist nicht eine einzige deiner Thränen wert."

„So kommst du mit?" rief sie lebhaft, indem sie das Antlitz zu ihm erhob.

„Ich muß wohl, wenn du von Todesurteilen und ähnlichen furchtbaren Dingen sprichst."

Sie umarmte ihn stürmisch, klingelte augenblicklich, warf in froher Erregung die umhergestreuten Dinge ordnungslos in den Koffer und verlangte vom erscheinenden Kellner einen Wagen. Beim Hinuntergehen sagte sie im Büreau ein rasches Wort und triumphstrahlenden Gesichts schritt sie an Wilhelms Arme durch die Vorhalle zur Droschke.

Das Ziel der Fahrt war ein kleines Haus auf dem Boulevard Pereire, drei Fenster breit, mit zwei Stockwerken und einem Balkon vor den Fenstern des ersten Stocks. Auf Wilhelms Klingeln öffnete Anne, machte vor ihm einen gleichmütigen Knix und begrüßte ihre Herrin ehrerbietig. Wilhelm wollte Pilar zuerst eintreten lassen, sie aber sagte: „Nein nein, geh du voran. Das ist von besserer Vorbedeutung."

Im Flur erschienen mittlerweile Auguste, eine alte Frau mit roter Nase und ein nicht wie ein Diener gekleideter Mann, die beim Anblicke der heimkehrenden Herrin etwas geräuschvoll ihre Freude kundgaben, jedoch hauptsächlich Wilhelm musterten, während sie jene zu ihrem guten Aussehen beglückwünschten. Pilar gab dem Mann eine Weisung in spanischer Sprache und zog dann Wilhelm in den Salon, der sich im Erdgeschoß in den Flur öffnete.

„Sei tausendmal willkommen in diesem Hause," sprach sie,

indem sie ihn umarmte, „und möge dein Eintritt uns Beiden Glück bedeuten. Ich lege jetzt ab und sage meinen Leuten einige Worte, dann bin ich gleich wieder bei dir.“

Damit eilte sie hinaus und ließ Wilhelm allein in dem Raume.

Er sah sich um. Der Salon war luxuriös, wenn auch nach Wilhelms Geschmack etwas farbenlaut eingerichtet. Die Wände waren mit gelben Seidentapeten bekleidet und dieselbe grelle Farbe hatten auch die Thür- und Fenstervorhänge und die Sitzmöbel mit vergoldetem Gestell. Zum Glück brachen zahlreiche Gemälde wie ebensoviele dunkle Inseln das Einerlei dieses Schwefelmeeres. Den Fenstern gegenüber hingen zwei lebensgroße Porträts einer Dame und eines Militärs. Die Dame trug spanisches Kostüm und Spitzenmantille, der Mann eine reichgestickte Generalsuniform mit zahlreichen Ordenssternen und einem Großkreuz-Bande. In einem andern ebenfalls lebensgroßen Bild erschien dieselbe Persönlichkeit in einem unbekannten Ordensornat und ein drittes Mal figurierte sie in der Ecke auf einem Pfeiler von schwarzem Marmor als bronzene Büste. Den Kamin schmückte eine wunderbare Standuhr, eine peinlich getreue Nachbildung in Goldbronze und Farbenschmelz des Mihrab der Moschee von Cordoba. Zwischen den Fenstern stand auf einer hohen Boule-Kommode eine Marmorbüste der Königin Isabella, durch eine Inschrift als deren Geschenk an ihren werten General-Adjutanten Marquis von Henares bezeichnet. Ein reizendes Pastellbild unter Glas zeigte Pilar als ganz junges Mädchen. Wie Wilhelm die duftige Frische dieser knospenhaften sechzehnjährigen Schönheit, den blendenden Ton ihres Milch- und Rosengesichts, den Glanz ihrer munteren Kinderaugen bewunderte, kam eine große Weichheit über ihn und er dachte, daß die Natur so viel Herrlichkeit wirklich nicht genügend gegen die Begehrlichkeiten schützte, die sie notwendig erwecken mußte. Waren einem so entzückenden Geschöpfe Herzensirrtümer nicht zu verzeihen? Wie sollte es richtig wählen, wenn sein Zauber leidenschaftliche Anfechtungen veranlaßte, ehe es ihnen Erfahrung und Urteilsreife entgegensetzen konnte?

Es waren noch tausend andere anziehende Dinge in diesem Salon. Ein Bild oder vielmehr eine Skizze von Goya in der phantastischen Unfertigkeit und prachtvollen Farbenkleckserei dieses

Meisters, die viele seiner Werke den Gesichten eines Fiebernden ähnlich machen. Auf einem eingelegten Tisch ein Kästchen von maurischer Arbeit, unter dessen Kristalldeckel man alte spanische Goldmünzen von erstaunlicher Größe sah. Ein kleines Wandschränkchen mit Ordens-Sternen und -Ketten auf weißem Atlasgrund. Eine Trophäe, aus einem Degen, goldenen Sporen, Epaulettes und goldener Schärpe bestehend. Da und dort große katalanische Messer mit geöffneter Klinge, Dolche in reicher Scheide und mit ziselierten Griffen, sogar ein offenes sammtgefüttertes Kästchen mit zwei damaszierten Elfenbein-Pistolen. Auf dem Kamin und dem mit einer Goldbrokat-Decke verhängten Piano erweckten einige Photographien Wilhelms Aufmerksamkeit. Vor Allem Pilar selbst in zwei verschiedenen Aufnahmen. Dann die Bildnisse von drei Kindern, einem Mädchen und zwei Knaben. Und dann die Photographie in voller Gestalt eines Herrn in diplomatischer Uniform, mit gesticktem Frack und Degen und dem einfältig hübschen, geschniegelten Kopf eines Modenbildes.

Wilhelm betrachtete eben dieses nichtssagende Gesicht mit dem feinen Schnurrbart, als Pilar eintrat.

„Du hast dich umgekleidet?" rief Wilhelm erstaunt.

Sie erschien in der That in einem smaragdgrünen Sammt-Schlafrocke, mit langer Schleppe und bloßem Haar.

„Ja," sagte sie, indem sie ihn zärtlich küßte, „denn wir gehen jetzt nicht fort. Du bleibst und dinierst mit mir. Ich habe das Nötige befohlen. Du mußt doch auch der banalen Hotelmahlzeiten müde sein. Ich für meinen Teil hatte eine wahre Sehnsucht, endlich mit dir am eigenen Tische zu essen."

Während sie sprach, nahm sie ihm den Hut aus der Hand, zog ihm schmeichelnd den Überrock aus, klingelte und befahl dem herbeieilenden Auguste, Rock und Hut wegzuthun. Diese Ablenkung der Aufmerksamkeit Wilhelms benützend, raffte sie äußerst flink das Bildnis weg, das er bei ihrem Eintritte betrachtet hatte, und versteckte es einstweilen unter der Decke des Flügels, an dem sie sich zu schaffen machte. Sie klappte ihn auf, setzte sich hin und über ihre Schulter hinweg zu dem hinter ihr stehenden Wilhelm leidenschaftlich emporblickend spielte sie, ohne die Tasten anzusehen, den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum. Die Töne rauschten unter ihren Künstlerfingern auf wie ein Flug gescheuchter Tauben und umschwirrten sie jauchzend und

frohlockend. Sie ging mit gewaltiger Kraft und Brillanz bis zur ersten Wiederkehr des triumphierenden Anfang-Motivs mit dem jubelnden Trompeten-Geschmetter, dann sprang sie auf und Wilhelm mit beiden Armen umfassend sagte sie leuchtenden Auges:

„Nicht wahr, mein einziger Wilhelm?"

„Meine süße Pilar!" erwiderte er und drückte sie an seine Brust. In diesem Augenblicke ging ihm wirklich das Herz über.

Sie nahm nun seinen Arm und führte ihn im Salon umher, um ihm Verschiedenes zu zeigen und zu erklären. „Dies ist meine Mama, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren aussah, wenn sie zur Feria von Sevilla ging. Das ist eine Art Jahrmarkt zur Osterzeit und eines der berühmtesten Volksfeste in Spanien. Wir werden es einmal zusammen besuchen. Und das ist mein seliger Vater als Generalkapitän. Hier ist er in der Tracht der Ritter von San-Yago. Das ist einer unserer höchsten Militärorden. Er besteht seit dem zwölften Jahrhundert und es ist interessant, daß einer meiner Vorfahren unter seinen ersten Mitgliedern war. Hier sind die Orden und Abzeichen meines Vaters. Sieh dir diese Standuhr an. Es ist ein einziges Kunstwerk. Die Provinz Cordoba ließ es als Geschenk für meinen Vater anfertigen, als er von seinem dortigen General-Kommando abberufen wurde. Mich hast du wohl in diesem Pastell erkannt. Es war sehr ähnlich. Findest du mich da hübsch?"

„Hübsch! Du versündigst dich. Sage vollendet, sage berauschend."

„Danke, mein Wilhelm. Und nicht wahr, wenn du mich damals gekannt hättest, du hättest mich geliebt, du hättest mich heiraten wollen?"

„Du hättest aber schwerlich mich heiraten wollen, einen armen Teufel von Plebejer, der sich nicht elegant kleidete und nicht mal tanzen konnte."

„Spotte nicht über mich, du böser süßer Mensch. Wenn ich damals meinen Verstand von heute gehabt hätte, so würde ich dich damals geliebt haben, wie ich dich heute liebe, und du hättest mein sein müssen, selbst wenn es mich die Liebe meines Vaters gekostet hätte." Sie blickte sinnend zu dem Bild empor, aus dem ihr die eigene unschuldige Vergangenheit in engelhafter Verklärung entgegentrat, und fuhr mit unsagbarer Weichheit fort:

„Warum habe ich dich nicht früher gekannt? Ist es meine Schuld, daß du, der du doch für mich geboren bist, so weit von mir lebtest und so lange säumtest, zu mir zu kommen? Wie glücklich wäre ich gewesen, dir dieses reine Geschöpf zu bieten, das du da siehst. Aber ich gebe dir Alles, was ich habe, meine erste wahre Liebe, die Jungfräulichkeit meines Herzens. Das ist doch auch etwas."

Ihre braunen Augen baten um sehr viel Mitleid und ihre vollen Purpurlippen um sehr viel Liebe und nur ein stählernes Herz hätte ihr beides versagen können.

Hinter dem Salon lag der geräumige Speisesaal mit prachtvollen Corduaner Ledertapeten, aus dem eine Glasthür in einen hübschen kleinen Garten mit einer Gaisblattlaube in der Ecke und einigen alten Bäumen führte. Eppichbekleidete hohe Steinmauern faßten das viereckige Fleckchen grüner Natur ein. Über die Treppe, an deren Wand viele wertvolle Bilder hingen, welche in den Zimmern keinen Platz finden konnten, gingen Pilar und Wilhelm nach dem ersten Stock. Ein roter Salon, dessen Fenster sich auf den Balkon öffneten, verriet durch den ihn erfüllenden Ylang-Ylang-Duft, daß er der gewöhnliche Aufenthaltsort der Hausfrau war. Sie ließ Wilhelm nicht lang in diesem schmucken Gemache, sondern zog ihn in das anstoßende große Schlafzimmer. Japanischer Seidenstoff mit fremden Landschaften, fabelhaften Blumen, bunten fliegenden Vögeln und krausem Rankenwerke verhüllte die Wände und war auf der Decke zeltartig zusammengefaßt. Aus den weichen Falten der Mittel-Rosette hing eine Lampe herab, deren Rosakugel mit goldenen Chimären emailliert war. Außer den Spiegelschränken, der Toilette, dem Nachttische, dem gewaltigen Bett aus geschnitztem Ebenholze mit eingelegten Elfenbein-Darstellungen antiker Szenen und einer Sitzgarnitur von persischem Teppichstoffe sah man einen alten gotischen Betschemel aus Eichenholz, dann einen kleinen rosaverhangenen Altar mit weißen Spitzen, einer Fülle von Blumen und zahlreichen Kruzifixen und Marien-Statuen in verschiedener Größe aus Silber, Elfenbein und Alabaster.

„Bist du so fromm? Das ist mir neu," rief Wilhelm überrascht. Und er wußte doch gar nicht, daß das erste, was Pilar bei ihrem Eintritt in das Haus gethan hatte, gewesen war, in ihr Schlafzimmer zu eilen, die silberne heilige Jungfrau del

Pilar auf dem Altar brünstig zu küssen und einen Augenblick auf ihren Betstuhl hinzuknieen.

„O nein, ich bin gar nicht fromm. Ich bin die Heidin, die du bisher gekannt hast. Aber was willst du? Man hat alte Gewohnheiten. Ich sehe in der heiligen Jungfrau hauptsächlich die schmerzensreiche Mutter, deren Herz sieben Schwerter durchbohren, und in Christus das ewige Beispiel höchster Liebe. Du bist zwar ein Ketzer, aber ich weiß, daß dir Bilder und Abzeichen nicht anstößig sind wie gewissen vulgären Freidenkern."

Vor das Bett hintretend sagte sie, indem sie sich noch viel inniger an Wilhelm schmiegte, mit leiser Stimme und schamhaft stockender Rede: „Du bemerkst vielleicht nicht, daß außer dem Altar und Betschemel hier Alles neu ist. Während wir in St. Valery waren, habe ich dieses frische Nestchen für uns bereiten lassen. In diesem Bette hat vor dir niemand geschlafen. Ich hoffe, wir werden darin glücklich ruhen und süß träumen."

Er rang mit einer Antwort, sie ließ ihm aber zu einer solchen keine Zeit, sondern öffnete eine Tapetenthür neben dem Kamin und fuhr fort: „Und das ist dein Zimmer. Sage mir, ob ich deinen Geschmack getroffen habe."

Er warf keinen Blick in das kosige einfenstrige Gemach und erwiderte, Pilars Hand erfassend: „Warum quälst du mich, Pilar? Es kann ja doch nicht sein."

„Wilhelm!" Ihr Ton war entschlossen und sie blickte ihm voll in die Augen. „Liebst du mich?"

„Du weißt es."

„Gehören wir einander an?"

„Ja und nein."

„Antworte nicht zweideutig. Wir gehören einander an. Ich weiß, wenn ich frei wäre, würdest du mich heiraten und dann trügst du sicherlich kein Bedenken, als Herr in dieses Haus einzuziehen. Was ist nun der Unterschied?"

„Du kennst den Unterschied."

„Es ist zum Verzweifeln. Soll ein elendes Vorurteil mächtiger sein als unser natürliches Recht auf Glück? Wir sind beide großjährig. Wir schulden beide Niemand auf Erden Rechenschaft für unser Thun. Ein nicht zu beseitigendes Hindernis macht es mir augenblicklich unmöglich, unsere Beziehungen durch Bezahlung einiger Franken an einen Standesbeamten und Geist-

lichen in den Augen der Gewürzkrämer respektabel zu machen. Hat das Gemurmel eines Priesters solche Bedeutung für dich? Kannst du dich nicht als meinen Gatten fühlen, wenn du dich nicht am Anblick eines Maires mit umgegürteter Fransenschärpe erbaut hast? Oder brauchst du anderweitige Zustimmungen? Mein Vater ist tot. Meine Mutter wird dich anbeten und auf den Händen tragen, wenn ich ihr sage, daß du ihr einziges Kind namenlos glücklich machst. Was willst du also?"

„Ich kann mich in solche Verhältnisse nicht finden. Gegen deine Gründe ist nichts zu sagen. Aber bei dir zu schmarotzen . . ."

„Schäme dich," sagte sie und gab ihm mit dem Zeigefinger einen leichten Klaps auf die Wange. „Siehst du, ich liebe dich doch mehr als du mich. Wenn du sehr reich wärst und ich gar nichts hätte, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, von dir Alles anzunehmen. Ich hoffe, mein Herz ist dir mehr wert als diese Hütte oder dieses Bischen Gerümpel. Du besitzest mein Herz. Was bedeutet da noch das Übrige?"

Er schüttelte noch immer das Haupt verneinend, da kniete sie vor ihn hin und sagte flehend: „Wilhelm, thue mir das nicht an. Selbst wenn es dich Überwindung kostet, bringe mir das Opfer. Versuche es nur. Du wirst sehen, du gewöhnst dich bald daran. Und wenn nicht, so bin ich bereit, mit dir zu gehen, wohin du willst, bis ans Ende der Welt, bis in den Schwarzwald, aber versuche es, Wilhelm, sei gnädig."

Er beugte sich zu ihr hinab, um sie aufzuheben, da sie aber in seinen Augen Gewährung ihrer Bitte las, schnellte sie von selbst in die Höhe und warf sich ihm jauchzend wie ein Kind an die Brust. Ihr Sieg erfüllte sie mit solcher Freude, daß sie ihn am liebsten zum Fenster hinausgeschrieen hätte. Sie liebkoste Wilhelm, gab ihm zärtliche Namen, zog ihn vor einen der Spiegelschränke, damit er sehe, wie schön er sei, schleppte ihn in sein Zimmer, dann wieder ins Schlafzimmer zurück und bedurfte einer ganzen Weile, um die Selbstbeherrschung wieder zu erlangen. Mittlerweile war Dämmerung eingetreten, sie bemerkte es erst jetzt und klingelte Anne, damit sie die Lampen bringe.

„Ist Don Pablo zurück?" fragte sie die Zofe.

„Seit einer halben Stunde, Frau Gräfin."

„Dann schaffen Sie die Koffer gleich herauf."

„Auch das Gepäck hast du schon holen lassen?“ sagte Wilhelm erstaunt, als Anne hinausgegangen war.

„Natürlich, mein Wilhelm, ich wußte ja doch, du werdest deiner Pilar nicht das Herz brechen wollen.“

Auguste und der Mann, den Pilar Don Pablo nannte, schleppten die beiden großen und den kleinen Koffer herauf, mit denen Wilhelm reiste, Pilar verlangte von ihm die Schlüssel und begann selbst seine Sachen in die Schränke seines Zimmers einzuräumen. Sie duldete nicht, daß er ihr dabei helfe. Nur seine Bücher gestattete sie ihm zunächst in der Ecke stoßweise aufzuschichten. Die methodische Aufstellung im Bücherschranke sollte morgen am Tage erfolgen.

Beim Diner war Pilar selig und verliebt wie noch nie. Sie warf in ihrem Übermut ihre sämtlichen Gläser in den Garten hinaus und trank aus denen Wilhelms. Es war ein Festmahl, das sie zusammen genossen, kostbare spanische Weine aus ihrem reichen Keller, weiße und rote, herbe und süße, begleiteten die auserlesenen Speisen und zuletzt erschien auch Champagner, dem Pilar tapfer zusprach. Nach dem Dessert hüpfte sie in den Salon, stellte das Champagnerglas auf den Flügel und spielte und sang, dazwischen nippend und küssend, spanische Liebeslieder, die ihr Flammen in die Wangen jagten. Diesen Abend war sie ganz Bacchantin. Im Schlafzimmer riß sie sich mit ungeduldiger Hand die Kleider vom Leib und hielt die kleinen, edelgeformten Füße Wilhelm hin, damit er ihr die Seidenstrümpfe abstreife. Er kniete nieder und küßte ihre Füßchen, sie aber blickte mit trunken glühenden Augen auf ihn hinab und zwischen den blutroten Lippen, die ein üppiges Lächeln leicht öffnete, blitzten perlweiße Zähne, welche mit Wollust in ein zuckendes Herz beißen zu wollen schienen. Es war das lebendig gewordene Bild der Sphinx mit der kleinen, bangen Maus vor ihr im Staube.

Als Wilhelm am Morgen erwachte, sah er Pilar bereits frisch und fertig am Bette stehen und ihn mit einem glücklichen Lächeln begrüßen. Mit ihren eisernen Nerven und ihrer Überfülle tierischer Lebenskraft bedurfte sie wenig Schlafes und sie hatte ihre alte Gewohnheit wieder aufgenommen, sich zeitlich von seiner Seite wegzustehlen und ihre Toilette zu machen, während er noch schlummerte.

Er kleidete sich rasch an, sie vollendete mittlerweile die kokette

Ausschmückung seines Zimmers mit Bandschleifen, Blumensträußen, japanischen Fächern, Bildern und Bronzen, die sie mit sicherm Geschmack an die Wände, neben den Spiegel, über die Thür und das Fenster steckte und hängte und über den Schreibtisch, den Tisch, die Kommode mit geschickter Unabsichtlichkeit aussäete. Das Frühstück nahmen sie im roten Salon, dann führte sie ihn in ihr Boudoir, das er noch nicht gesehen hatte und das einem mit Rosaseide ausgeschlagenen Schmuckkästchen glich. Sie zog einen Armstuhl an den Kamin, in welchem ein Holzfeuer flackerte, bat Wilhelm, sich zu setzen, stellte ein kleines Rosenholztischchen mit Holzmosaik-Platte vor ihn und holte aus einem Spiegelschrank ein großes Juchten-Portefeuille mit goldenem Schlosse herbei, das sie auf das Tischchen legte.

„Erledigen wir mit einemmal alle Nebensachen," sagte sie zu Wilhelm, der ihrem Thun verwundert zugesehen hatte, „damit wir nie wieder auf sie zurückzukommen haben. Du bist mein kleiner Mann und mußt mir von nun an die Sorge um meine Angelegenheiten abnehmen. Hier—" sie öffnete das Portefeuille und breitete wichtig aussehende Papiere mit Stempeln und Siegeln vor ihm aus, „— das Checkbuch meiner Bank, hier der Depotschein meiner Staatspapiere und Obligationen —"

„Was fällt dir ein!" rief Wilhelm, „von solchen Dingen verstehe ich nichts, ich habe mich nie mit ihnen beschäftigt und will am Allerwenigsten bei dir damit anfangen." Er schob die Schriftstücke mit ungeduldiger Hand zusammen, warf sie in das Portefeuille zurück, dessen Schloß er knackend zudrückte, und fuhr fort, während Pilar enttäuscht dastand wie ein Kind, dem eine Überraschung mißraten ist: „Ich weiß dir aber für deinen Einfall dennoch Dank, denn er reißt mich aus einer großen Verlegenheit. Ich fand keine rechte Form für das, was ich dir sagen muß, und du kommst mir rechtzeitig zu Hilfe. Pilar," er zog sie auf seinen Schoß und küßte sie, „im Seebade war die Sache wenig verwickelt, wir konnten uns in die Rechnung einfach teilen. Hier geht das nicht. Ich bin nicht reich genug, um den Aufwand deines Hauses zur Hälfte zu bestreiten —"

„O, Wilhelm!" rief sie entsetzt und wollte aufspringen. Er hielt sie jedoch zurück und fuhr fort:

„Ich weiß, daß dir diese Unterhaltung peinlich ist, mir ist sie es auch, aber wie du vorhin sagtest, sie muß ein für alle-

male erledigt werden. Du mußt erlauben, daß ich für meine Bedürfnisse aufkomme, wie ich es in einer guten Familien-Pension gethan hätte. Ich lege jeden Monat die Kleinigkeit in dein Portefeuille und du hast etwas mehr für deine Armen. Für die hat man ja nie zu viel."

„Ich bin starr," murmelte Pilar, „daran kannst du denken!"

„Es ist die Bedingung, an die ich mein Bleiben knüpfe," erwiderte Wilhelm fest.

„Du hochmütiger Knabe du! du willst nichts von mir annehmen. Ich habe dir schon gestern gesagt, ich wäre nicht zu stolz, deinen Besitz mit dir zu teilen. Und wenn du mich geheiratet hättest, würdest du meine Mitgift verschmäht und vielleicht auch deine Pension bei mir bezahlt haben?"

„Ich denke, mein Herz, diese Frage ist für uns abgethan und wir erörtern sie nicht wieder. Ich kann nun einmal keine Freistelle im Hause meiner —"

„Deiner Frau!" fiel sie hastig ein.

„— meiner Frau annehmen."

„Gut," sagte sie ergeben, „du wirst thun, was du mußt. Um solche Kleinigkeiten will ich mir wirklich keinen Kummer machen. Aber erkläre mir, mein deutscher Philosoph, wie kann sich in einem so edeln Körper, in einer so vornehmen Seele ein — verzeihe — ein so krämerhafter Gedanken-Winkel erhalten? Wie kann man so philisterhaft rechnen, wenn man liebt? Seid ihr Deutsche alle so oder ist das eine Familien-Erbsünde bei dir?"

„In meiner Familie," erwiderte er einfach und ohne jede Empfindung, „hat man, so weit ich zurücksehen kann, und das ist allerdings nicht entfernt so weit wie bis zu deinem Ahnherrn, dem ersten San Yago-Ritter, immer um das tägliche Brod gearbeitet und Alles dem eigenen Fleiße verdankt. Ich bin der erste, der bei der Geburt den Tisch gedeckt gefunden. Und wer weiß, ob mir das zum Segen gereicht hat."

„Nun machst du dich über meine Ahnen lustig, du garstiger Mensch, bin ich dir denn je mit solchem Unsinn gekommen?"

„Das sage ich nicht, aber du verlangtest vom deutschen Philosophen eine Erklärung und der deutsche Philosoph hat versucht, dir eine zu geben."

Sie sperrte ihr reiches Juchten-Portefeuille wieder in den

Spiegelschrank und von der Sache war zwischen ihnen nicht weiter die Rede.

Die Hausgenossen, welche die Ansiedelung des neuen Gastes anscheinend ohne die geringste Verwunderung bemerkten, waren außer Anne der Diener Auguste, ein junger, verschmitzt aussehender Südfranzose mit glattrasiertem Lakaien-Gesichte, die alte spanische Köchin Isabel, eine kolossale, nilpferdartig schwerfällige Person mit roter Nase, alkoholisch schwimmenden blutunterlaufenen Augen und einer kreischenden Stimme, und Don Pablo, der ein Mittelding zwischen einem Diener, Hausmeier und Vertrauten aus dem ältern Drama zu sein schien. Pilar hielt große Stücke auf ihn und sprach von ihm in Ausdrücken der Hochachtung. Nach ihrer Erzählung war er ein Catalane aus angesehener Familie, hatte bei den Carlisten als Stabsoffizier gedient und von Don Carlos hohe Adelstitel und große Orden bekommen. Nach der Besiegung der Sache, für die er gekämpft, war er wie so viele seiner Genossen nach Paris gekommen und von Pilar aus tiefem Elende gezogen worden. Er wohnte nicht in ihrem Hause, sondern hatte irgendwo in der Stadt ein Dachstübchen; jeden Morgen erschien er am Boulevard Pereire, um Pilars Befehle entgegenzunehmen, beschäftigte sich den Tag über mit Botengängen, Besorgungen und Einkäufen aller Art und kehrte erst spät Abends nach gethanem Dienst in seine Wohnung heim. Er war ein langer magerer Mann in mittleren Jahren, mit langem gelbem Ledergesicht, einer langen spitzen Nase, langen ölglänzenden Haaren und einem langen ergrauten Knebelbarte. Die ganze knöcherne, schlottrige Gestalt sah wie ein Bild in einem Hohlspiegel aus, der die Erscheinungen der Länge nach verzerrt. Don Pablo hatte eine tiefsinnige Miene, lächelte nie und sprach wenig. In den seltenen freien Stunden, welche ihm der hauptsächlich seine Beine anstrengende Dienst bei der Gräfin ließ, sah man ihn in einem Hinterzimmer des Erdgeschosses sitzen und aus Haaren Bilder kleben. Er war darin von großer Geschicklichkeit und hatte sogar Pilars Porträt aus blonden, braunen und roten Haaren hergestellt. Es sah der Königin im Whist ähnlich, Don Pablo war aber auf das Kunstwerk sehr stolz und verzieh es Pilar nie, daß sie es nicht in den gelben oder roten Salon, sondern an einen ganz andern Ort gehängt hatte. Diese Beschäftigung veranlaßte Auguste, steif und fest zu behaupten, Don

Pablo sei von Haus aus eigentlich ein ganz gewöhnlicher Haarkräusler. Zwischen ihm und dem Don herrschten überhaupt sehr gespannte Beziehungen. Auguste verdrossen die großartigen Mienen des Spaniers und seine französischen Gleichheits-Instinkte empörten sich gegen die Ansprüche Don Pablos, der etwas Besseres sein wollte als die übrige Dienerschaft. Sie aßen an einem gemeinsamen Tische, Don Pablo nahm aber den Ehrensitz ein und forderte, daß man ihm aufwarte, während Auguste, Anne und Isabel sich selbst bedienten. Zu Don Pablos Unglücke hatte Auguste einmal seine Uniform und großen Orden zu sehen bekommen. Gleich schnitt er sich aus dem Blech einer Sardinenbüchse einen gewaltigen Ordensstern aus, den er bei den Mahlzeiten anlegte. Don Pablo wurde darüber so wütend, daß er ernstlich davon sprach, Auguste zu einem Zweikampf auf Leben und Tod herauszufordern, und es bedurfte eines strengen Machtwortes der Gräfin, um ihn von seinem blutdürstigen Vorhaben und Auguste von seinem Schabernack abzubringen.

Zwischen der bissigen Anne und der lärmenden alten Isabel bestand ein ähnlicher Kriegszustand wie zwischen Auguste und Don Pablo. Die Kammerfrau war auf die Köchin eifersüchtig, weil diese häufig lange geheime Unterhaltungen mit der Gräfin hatte, die sich von ihr Alles gefallen ließ und ihr sogar die übermäßige Neigung zu ihrem ausgezeichneten Valdepeñas verzieh, von dem sie allein jährlich ein Stückfaß verbrauchte. Wilhelm trat einmal unvermutet ins Boudoir, als Pilar eben mit der rotnasigen Köchin beisammen war, und überraschte sie dabei, wie sie sich von ihr Karten aufschlagen ließ. Das war das Geheimnis des Einflusses von Isabel auf ihre Herrin. Isabel zog sich schleunigst mit ihren Karten zurück, Wilhelm aber schüttelte den Kopf und sagte: „Das hätte ich von meiner klugen Pilar nicht gedacht."

„Was willst du," erwiderte sie halb lachend, halb beschämt, „ein Stückchen Aberglauben hat jeder von uns in einer dunkeln Ecke der Seele und es ist doch immerhin merkwürdig, daß sie mir seit unserer Rückkehr jedesmal den Coeurbuben aufschlägt." Und da Wilhelm sichtlich nicht verstand, fügte sie hinzu: „Du Barbar weißt nicht einmal, daß das den Liebsten bedeutet."

Pilar richtete in der ersten Zeit das Leben so ein, als wären sie auf der Hochzeitsreise in Paris. Jeden Mittag und

Abend Festmahlzeit mit Blumen, köstlichen Gerichten und Champagner, bis Wilhelm sich diesen verbat; jeden Tag Spazierfahrt in einem eleganten Coupé; jeden Abend Besuch irgend eines Theaters in halbversteckter Proszeniumsloge, wo Pilar sich im dunkeln Hintergrunde hielt. Wilhelm machte sich nichts aus dem Theater, aber Pilar bestand darauf, daß er die französische Bühne kennen lerne. Sie zeigte ihm Paris wie einem Gymnasiasten, den man zur Belohnung für gute Prüfungen in den Ferien nach der Hauptstadt führt. Sie war ein so geistreicher, so unterhaltlicher Führer! Sie wußte alles Geschichtliche und alles Anekdotische, was sich auf die verschiedenen Straßen und Häuser bezog, und während sie von der Julisäule zur Oper, von der Madeleine zum Triumphbogen, vom Odeon zum Pantheon flogen, entrollte sie ein buntes Bild von Paris in der Vergangenheit und Gegenwart, jetzt die breiten, wimmelnden Volksmassen mit ihren Gewohnheiten und ihrem Treiben in guten und bösen Stunden, jetzt die bekannten Zeitgenossen mit ihren Lächerlichkeiten und rühmlichen Eigenschaften zeigend. Geschichtchen, Skandalchronik, Charakterzüge, eigene Begegnungen und Erlebnisse flossen mit munterem Geplätscher in unversiegbarem Strome von ihren Lippen und weihten ihren Zuhörer in alle Intimitäten des Pariser Lebens ein. Sie kannte die Sammlungen ebenso genau wie die Baudenkmäler und brannte vor Kunstwerken und Façaden ein wahres Feuerwerk von eigenartigen Einfällen, Paradoxen und feinen Bemerkungen ab. Sie hatte Spott und Begeisterung an der richtigen Stelle, verhöhnte mit der ruchlosen Blague des Pariser Gassenjungen die pomphaft mittelmäßigen Sehenswürdigkeiten, welche der Philister auf Baedekers Geheiß bewundert, und verriet vor dem wirklich Schönen tiefes Erfassen.

Gleich in den ersten Tagen schleppte sie Wilhelm zu einem Photographen und eröffnete ihm, als es zum Rückzuge zu spät war, er müsse sich jetzt photographieren lassen. Wozu? Es sei eine Laune. Sie wolle sein Bildnis haben. Brustbild, ganze Figur, Voll- und Seiten-Ansicht. Erst als die Bilder abgeliefert wurden, erfuhr er, daß sie sie nicht für sich brauchte, sondern ihrer Mutter schicken wollte. Es sei Zeit, daß sie den Mann von Angesicht kennen lerne, der ihrem einzigen Kind allein noch das Leben wert mache. Dieses Hereinziehen der Mutter in ein Verhältnis, dessen sich Frauen vor ihrer Familie sonst nicht rühmen,

schien ihm besonders anstößig. „Wie," rief er, „du hast deiner Mutter die ganze Wahrheit gestanden?"

„Meine Mutter ist eine Spanierin. Sie errät, was man ihr nicht sagt."

„Und du schämst dich nicht vor ihr?"

„Darum schicke ich ja dein Porträt. Sie wird begreifen, daß ich im Gegenteil Ursache habe, stolz zu sein."

Was sie nicht zu sagen für nötig hielt, war, daß sie der Marquise von Henares einen wunderbaren Roman aufgebunden hatte. Wilhelm habe ihr in Ault beim Baden das Leben gerettet, er sei ein großer deutscher Revolutionär, der künftige Präsident der deutschen Republik, sie gebe ihm einstweilen Asyl in ihrem Hause, weil er sich vor den deutschen Geheimagenten verbergen müsse u. s. w.

Die Marquise glaubte Alles. In ihrer Antwort machte sie ihrer Tochter zwar gelinde Vorwürfe, daß sie sich mit fremden Verschwörern einlasse, lobte aber im Übrigen ihre dankbare Gesinnung gegen ihren Lebensretter und sprach offene Bewunderung für die schöne Erscheinung des interessanten Deutschen aus. Sie legte sogar ein Briefchen für ihn bei, worin sie ihm aus überströmendem Mutterherzen für Alles dankte, was er an ihrem einzigen Kinde gethan, und ihm große Vorsicht auf die Seele band. Er verstand nichts von Alledem und Pilar versicherte, es gehe ihr nicht besser. „Ich sehe nur so viel," meinte sie unbefangen, „daß Mama dich schon liebt und dich noch mehr lieben wird, wenn sie dich erst persönlich kennt. Alles Andere ist Nebensache."

Am zweiten Sonntag nach der Ankunft in Paris erschienen die Kinder zum Besuch ihrer Mutter. Pilar sah dieser ersten Begegnung derselben mit Wilhelm etwas aufgeregt entgegen und auch er fühlte sich nicht behaglich, als ihm Pilar ein halberwachsenes Mädchen und einen etwa zehnjährigen Knaben vorstellte und sich dann zu ihnen mit den Worten wendete: „Umarmt den Herrn Doktor und seht ihn euch gut an. Er ist der beste Freund, den eure Mutter auf Erden hat. Ihr müßt ihn sehr lieben, denn er verdient es."

Das Mädchen war blond wie seine Mutter. Sie war bereits mit übertriebener Eleganz gekleidet und in ihrer Haltung verriet sich ein großes Selbstbewußtsein. Sie blickte Wilhelm

mit tückischen, lasterhaften Augen an, in denen sich eine deutliche Ahnung des wahren Sachverhalts spiegelte, reichte ihm die Stirne zum Kusse, brachte bei der Mama einige flüchtige und kühle Liebkosungen an und huschte zu Anne hinaus, mit der sie den ganzen Nachmittag in eifrigem Gezischel verbrachte, bis die sie begleitende Aufseherin sie wieder nach der vornehmen Pension zurückführte, in der sie zur vollendeten Weltdame und künftigen Beglückerin eines beneidenswerten Mannes herangebildet wurde.

Der Knabe, den ein Geistlicher begleitete und der seine Erziehung in einer eleganten Jesuiten-Anstalt erhielt, war von besserer Art. Er reichte Wilhelm etwas schüchtern, aber herzlich die Hand, seine unschuldigen Augen sahen frei und voll in die seinigen und dann hängte er sich an seine Mutter mit einer Zärtlichkeit, die einen Anstrich von halb drolliger, halb rührender Ritterlichkeit hatte. Der schlanke, kräftige Knabe war Wilhelm entschieden sympathisch.

Aber im Laufe des Nachmittags kam noch ein drittes Kind angerückt, ein etwa vierjähriger, wunderschöner brauner Junge mit trotzigen schwarzen Augen und langen Rabenlocken, den eine Dienerin zu Pilar führte, damit er die Mama umarme.

Wilhelm war sehr überrascht. „Drei? Das hast du mir nie gesagt," flüsterte er.

„Das ist der kleine Manuel, mein süßer kleiner Manuelito," antwortete sie leise und drückte ihr Antlitz auf die schwarzen Locken des Kindes, um Wilhelm nicht ansehen zu müssen. Sie bedeckte den kleinen Manuelito mit stürmischen Küssen und schob ihn dann sanft zu Wilhelm hin, in welchem die widersprechendsten Gefühle einander bekämpften. Es war unmöglich, diesem reizenden Knirps mit dem dunkeln, wie von Bronzino gemalten Gesichtchen nicht gut zu sein, und doch mutete er ihn wie ein lebendiger Verrat an. Wie hatte sie so hinterhältig sein, wie hatte sie verschweigen können, daß ihr Verhältnis zu dem Diplomaten mit dem Modenbild-Gesichte nicht ohne Folgen geblieben war! Er machte eine Bewegung, als wollte er sich von dem befangen vor ihm stehenden und ihn anstarrenden Knaben zurückziehen, aber schon im nächsten Augenblicke trug seine natürliche Kinderliebe den Sieg davon und er drückte das süße Kerlchen an seine Brust.

„Ein so schönes Kind!" sagte er, „und so klein! Und das

noch so sehr der Mutter bedarf! Warum behältst du es nicht bei dir?"

„Es ist bei einer Schwester seines Vaters," antwortete sie tonlos.

„Und du hast es weggegeben?"

„Sein Vater hat es mir nicht lassen wollen. Und ich konnte mich nicht widersetzen, denn — es ist nicht als mein Kind eingetragen und führt nicht meinen Namen."

Die Vergangenheit, vor der Wilhelm und Pilar bisher die Augen verschlossen, trat ihnen an diesem Nachmittage zum erstenmal in unabweisbarer Leibhaftigkeit entgegen. Dahin, der künstliche Traum von einer Liebe, die so alt war wie das Leben selbst, dahin, die poetische Selbsttäuschung, daß man in den Honigmonden eines jungen, reinen Herzensbundes lebe. Da erzählten drei Kinder einen Lebensroman Pilars, in welchem Wilhelm ein Fremder war, und die Abschnitte dieses Romans trugen verschiedene Namen wie die Kinder auch.

Pilar fühlte Wilhelm sehr wohl nach, was er beim Anblicke der Kinder empfand. Sie ließ dieselben nie mehr ins Haus kommen, sondern sah sie von da an in ihren Pensionen. Wilhelm merkte das natürlich bald und brachte die Sache zart zur Sprache. Die Kinder kamen gewiß gern nach dem Boulevard Pereire und es that ihm leid, daß ihnen um seinetwillen dieses Vergnügen versagt sein sollte. Pilar bat ihn aber, darauf nicht wieder zurückzukommen. Er sei ihr teurer als ihre Kinder und es gebe nichts, was sie nicht thun würde, um ihm auch nur einen Augenblick peinlicher Empfindung zu ersparen.

Der erste Besucher, den Wilhelm bei Pilar sah, war ein kleiner, kugelrunder Herr mit glattrasiertem Gesicht und einer Rosette im Knopfloche, die aus wenigstens zehn verschiedenfarbigen Bändchen zusammengesetzt war. Er hatte das Vorrecht, zu jeder Tageszeit kommen zu dürfen und ins Boudoir eingeführt zu werden. Er wurde Wilhelm als Don Antonio Zorra vorgestellt und Pilar erklärte ihm später, Don Antonio sei Rechtsanwalt, ein alter Freund ihrer Familie und besorge ihre Vermögensangelegenheiten. Sie hatte eine Zeit lang täglich lange Beratungen mit ihm, zu denen Wilhelm nicht gebeten wurde. War er gegangen, so kam sie mit vielsagender und geheimnisvoller Miene zu Wilhelm und erwartete offenbar, daß er zu wissen verlange,

was das Köpfezusammenstecken bedeute. Da er aber durchaus keine Neugierde an den Tag legte, wurde sie endlich ungeduldig und fragte mit gezwungenem Lachen:

„Bist du denn gar nicht eifersüchtig, du fischblütiger Deutscher?"

„Eifersüchtig? Nein. Das bin ich wirklich nicht. Du giebst mir übrigens keine Ursache dazu."

„So? Und meine Konferenzen mit Don Antonio?"

„O! Don Antonio!" lächelte Wilhelm.

„Du hast Recht, du süßer Mensch, aber es ärgert mich, daß du nicht wissen willst, was ich mit ihm koche. Du nimmst an meinen Angelegenheiten nicht genug Anteil."

„Du hast mir ja gesagt, daß Don Antonio deine Geldgeschäfte besorgt."

„Nun denn, nein, es sind diesmal nicht Geldgeschäfte. Ich wollte dir eine Überraschung bereiten." Sie setzte sich ihm auf den Schoß und ihre Wange an die seine lehnend flüsterte sie: „Ich habe versucht, mich in Belgien naturalisieren zu lassen und dann als Belgierin meine Scheidung vom Grafen Pozaldez zu erlangen. So hätte ich auch vor dem Gesetze deine Frau werden können."

Er sah sie mit einer Miene an, die vielleicht eher unruhiges Erstaunen als Freude ausdrückte, und sie schloß mit einem Seufzer: „Don Antonio erklärte mir jedoch eben, daß ich diesen schönen Traum aufgeben müsse. Er sei nicht zu verwirklichen."

Er küßte sie auf Stirn und Mund und streichelte ihr das seidene Haar. Sie ließ den Kopf auf seiner Schulter ruhen und dachte schweigend nach. Dann stand sie auf, ging einigemal im Zimmer auf und ab, setzte sich schließlich auf einen Schemel zu Wilhelms Füßen und sagte: „Aber etwas muß ich thun, um dich an mich zu fesseln. Ich bin nicht ruhig, so lange es nicht etwas Geschriebenes, etwas Gesetzliches giebt, was dich mit mir verknüpft. Ich will mein Testament ändern und dir darin den Platz anweisen, den du in meinem Leben einnimmst."

„Pilar," rief Wilhelm, „wenn du mich lieb hast und wenn du willst, daß wir einander bleiben, was wir sind, dann nie wieder ein ähnliches Wort. Sollte ich jemals erfahren, daß du mich in deinem Testamente bedacht hast, so ist Alles zwischen uns zu Ende." Als sie betrübt den Kopf sinken ließ, fuhr er milder fort: „Dörflings letzter Wille hat mir wahrlich nicht soviel Glück gebracht, daß ich wünschen sollte, nochmals eine Erbschaft zu machen."

Der Gedanke, den sie ausgedrückt hatte, verließ jedoch Pilar nicht. Es sollte ein Schriftstück, eine Rechtsurkunde mit Stempeln und Siegeln vorhanden sein, welche bezeugte, daß Wilhelm ihr gehörte. Dieser Wunsch gewann die Macht eines Aberglaubens über ihre Einbildungskraft und sie ruhte nicht, ehe sie ihn befriedigt hatte.

Eines Vormittags sahen die Bewohner des Hauses auf dem Boulevard Pereire drei Wagen vorfahren, aus denen acht Personen stiegen. Ein wohlgekleideter Herr klingelte, stellte seine sieben Begleiter im Flur auf und verlangte, zur Gräfin geführt zu werden. Sie hatte ihn erwartet und empfing ihn im roten Salon. Nach einer kurzen Unterhaltung ging sie mit ihm in den gelben Salon hinunter, wohin ihr auf ihre Bitte auch Wilhelm folgte. Der Besucher war der spanische Konsul in Paris. Er brachte ein metallenes Kästchen mit Perlmutter-Verzierung zum Vorschein, brach ein angelegtes Siegel, sperrte mit einem kleinen silbernen Schlüssel das Schloß auf und nahm ein Schriftstück in einem Umschlage heraus, das er Pilar geschlossen überreichte. Jetzt öffnete er die Thür und ließ seine Begleiter eintreten. Sie kamen im Gänsemarsch herein und reihten sich schweigend die Wand entlang. Es waren magere Männer in großen spanischen Radmänteln von brauner und flaschengrüner Farbe, mit schadhaftem Schuhwerk und fettglänzenden, unförmlichen Hüten in den unbehandschuhten Händen. Ihre Haltung war so würdevoll wie die eines Ordenskapitels und ihre ernsthaften Gesichter waren mit einem Ausdrucke feierlicher Sammlung auf die Gräfin gerichtet, welche mit nervöser Hast an den Fuß des ihr übergebenen Schriftstücks einige Zeilen schrieb, sie drei- oder viermal überlas, einzelne Worte änderte, dann das Papier wieder faltete und in den Umschlag schob, den sie dem Konsul zurückgab. Er versiegelte ihn mit ihrem Petschaft und schrieb etwas darauf, dann traten die sieben Männer einzeln an den Tisch heran und setzten höchst ernsthaft und bedächtig ihre Unterschrift auf den Umschlag. Das Kästchen wurde wieder versperrt und versiegelt und die ganze Versammlung entfernte sich mit zeremoniösem Gruße, nicht ohne im Salon einen durchdringenden Knoblauchduft zurückzulassen, den man noch am andern Tage spürte.

Als Pilar mit Wilhelm allein war, fragte sie: „Du willst wohl wissen, was das Alles bedeutet?“

„Allerdings.“

„Wir haben in Spanien sogenannte mystische Testamente, deren Inhalt geheim gehalten werden kann. Ein solches Testament ist giltig, wenn eine Amtsperson und sieben Zeugen auf dem Umschlage bestätigen, daß es in ihrem Beisein eigenhändig geschrieben und geändert wurde. Ich habe heute meinem mystischen Testament etwas angefügt.“

Er machte eine Bewegung, sie ließ ihn aber nicht zu Worte kommen. „Fürchte nichts, ich habe deinem Willen nicht zuwidergehandelt und deinen Stolz nicht verletzt. Wir haben auf unserer Vega de Henares in Altcastilien ein Familien-Begräbnis, wo meine Vorfahren seit dem sechzehnten Jahrhundert ruhen. Es ist das Renaissance-Mausoleum, dessen Bild du in deinem Zimmer hast. Der Marmorbau steht inmitten eines Eichenwaldes unweit von einem kleinen Bach und es ist da kühl und still. Ich werde einst da begraben werden, wo immer ich auch sterbe. Und dir habe ich einen Platz neben mir gegeben. Versprich mir, Wilhelm, daß du ihn annimmst. Versprich mir, auch deinerseits anzuordnen, daß deine Reste einst nach unserer Vega gebracht werden. Ich weiß nicht, ob ich dir im Leben als Gattin werde angehören dürfen, aber im Tode will ich dich ewig bei mir haben. Gewähre mir diesen Trost, gieb mir die Hand darauf.“

Aus den braunen Augen quollen ihr langsam große Tropfen und es war ihr sichtlich so heilig ernst zu Mute, daß Wilhelm es nicht über sich gewann, ihren wunderlich empfindsamen Einfall zu belächeln. Er schloß sie mit schweigender Rührung in seine Arme.

5.

Tannhäusers Flucht.

„Allein mit dir in dem großen Paris wie auf einer Insel im Weltmeere! Mitten in der Menge, doch ohne Verbindung mit ihr, Zuschauer ihres unterhaltlichen Treibens, doch von ihr unbemerkt! Du allein meine Welt und ich die deine, welch ein wundersüßer Traum!" So schwärmte Pilar, wenn sie bei trockenem Wetter dicht verschleiert am Arme Wilhelms durch die wimmelnden Straßen dahinging, und sie suchte diesen schönen Traum nach Möglichkeit zu verlängern. Sie machte keine Besuche, lud Niemand ein, scheute jedes bekannte Gesicht. Durch den Konsul und Don Antonio erfuhr man indeß in ihrem engern Freundeskreis allmählich dennoch, daß sie wieder in Paris sei, und das kleine Haus auf dem Boulevard Pereire begann Gäste zu sehen, die sich nicht abweisen ließen. Mit der ihr eigentümlichen Beweglichkeit des Geistes fand sich Pilar sofort mit der neuen Sachlage ab und trachtete, sie günstig zu wenden. Es wäre freilich angenehmer gewesen, meinte sie zu Wilhelm, sie hätten in ihrer köstlichen Vereinsamung länger verharren können, aber früher oder später mußte der Verkehr doch wieder aufgenommen werden und so war es das beste, er machte bald die notwendigen Bekanntschaften. „Sei unbesorgt," fügte sie hinzu, „ich mute dir nicht zu, zu all den Papageien und Pavianen in Beziehung zu treten, die hier seit Jahren um mich schwatzen und gestikulieren. Du sollst nur auserlesene Leute kennen lernen, die mich lieben und bei denen du Freundschaft und Würdigung finden wirst."

Und so begann denn der Vorübermarsch der auserlesenen

Leute, von denen die Meisten zur Mittag- oder Abendmahlzeit geladen wurden. Wilhelm sah Menschen-Erscheinungen, die ihn sehr fremd anmuteten und ihn im Ganzen wenig erbauten. Pilar hatte eine kleine Schwäche: nach ihrer Darstellung war jeder ihrer näheren Bekannten ein außergewöhnlicher, merkwürdiger Charakter, an dem sie die seltensten Eigenschaften zu rühmen wußte. Das war ihr Snobismus, der einzige, den man an ihr entdecken konnte. Sie kündigte einen alten spanischen General als eine antike Heldenseele, als eine der großen Gestalten der Kriegsgeschichte unserer Zeit an, und es trat ein kleiner alter Mann auf, der mit den übereilten kurzen Schleichschritten eines Gelähmten, welcher den Fuß nicht vom Boden abheben kann, heranschlitterte, mit Gestammel nichtssagende Reden führte, einen goldenen Kneifer nicht auf der Nasenspitze erhalten konnte und, als ihm gesagt wurde, daß Wilhelm im 1870er Kriege mitgekämpft, offen gestand, daß er selbst zwar schöne Paraden kommandiert, aber nie einem Feinde gegenüber gestanden habe. Ein andermal sollte ein großer Denker erscheinen, ein tiefer Geist, an dem Wilhelm seine Freude haben werde, ein genauer Kenner der deutschen Philosophie und ein Charakter von wunderbarer Unabhängigkeit. Was Wilhelm wirklich sah, das war ein sehr nachlässig gekleideter blatternarbiger Mann mit hochmütiger Miene, der ununterbrochen Zigaretten rauchte, ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, hinter welchem man allerdings die tiefsinnigsten Gedanken vermuten konnte, wenn man wollte, und auf einen Versuch Pilars, ihn zu einem Gespräch über deutsche Philosophie anzuregen, mit dem Ausspruch antwortete: „Ich liebe Kant nicht, er hatte keine republikanische Seele." Ein Mann, dessen Witz berühmt sein sollte, machte so erbärmliche Wortspiele, daß Pilar nach seinem Weggehen selbst zugeben mußte, er habe einen überraschend schwachen Tag gehabt. Ein gräfliches Mitglied des Jockey-Klubs, „ein wahrhaft vornehmes Wesen," — wenn Pilar Jemand besonders rühmen wollte, so nannte sie ihn „ein Wesen" — „und nicht so oberflächlich wie die meisten seiner Standesgenossen," sprach zwei Stunden lang von den bevorstehenden Wahlen im Jockey und von dem Versuche, das Tragen von Armbändern zu einer Herrenmode zu machen. Eine einzige Figur aus dieser Galerie wirkte auf Wilhelm günstig. Es war ein in Frankreich naturalisierter

Catalane, der an einem Pariser Lyceum als Professor angestellt war. Er hatte einfache, gewinnende Manieren, sprach und blickte klug und kam Wilhelm mit Wärme entgegen. Er sollte erst später erfahren, daß dieser liebenswürdige, offene, allzeit gut gelaunte Gesellschafter Pilar und ihrem Kreise gegenüber die hämischsten und zum Teil ehrenrührigsten Äußerungen über ihn machte.

Eines Nachmittags kündigte Anne „den brustkranken Dichter an, der um die Erlaubnis bitte, der Frau Gräfin seine Aufwartung zu machen." Ohne Zweifel wieder ein großer Mann, dachte Wilhelm mit leidvoller Ergebung. Zu seiner Verwunderung sah er Pilar sehr rot werden und hörte sie mit Heftigkeit rufen: „Ich bin nicht zu sprechen."

Anne ging und kam gleich wieder zurück. „Er fragt," berichtete sie in einem Tone, hinter dessen unvollkommen geheuchelter Gleichgiltigkeit innige Befriedigung sich verriet, „womit er die Ungnade der Frau Gräfin verdient habe und was es bedeute, daß man ihn wie einen Fremden behandle."

„Anne," rief Pilar mit zornbebender Stimme, „wie unterstehen Sie sich, mir derartige Worte zu wiederholen! Wenn der Mensch nicht augenblicklich geht, so befehlen Sie Don Pablo und Auguste das Nötige."

Die Kammerfrau entfernte sich und Pilar, ohne eine Frage Wilhelms abzuwarten, grollte: „Ein Mensch, mit dem ich Mitleid hatte, weil er ein armer Teufel, ein unbekannter Dichter, ein Todeskandidat ist, und nun diese unverschämte Zudringlichkeit! Aber dem setzt man sich aus, wenn man gutherzig ist."

Wilhelm machte sich über diesen Zwischenfall keine Gedanken und hatte ihn fast vergessen, als an einem der nächsten Tage eine Freundin von Pilar, die Gräfin Cuerbo, zu Besuche kam. Sie war die Frau eines ungeheuer reichen spanischen Bankiers, dessen Hotel, Rennstall, Bildergalerie, Equipagen und Feste zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörten. Der hervorstechendste Charakterzug dieser Frau war eine niedrige Protzenhaftigkeit, wie man sie selbst bei Emporkömmlingen der Börse nicht oft antrifft. Man munkelte, sie sei einst in Sevilla Wäschermädchen oder Zigarren-Arbeiterin gewesen, doch war dies vielleicht Übertreibung. So viel stand indeß fest, daß ihr Mann sehr klein angefangen und erst bei der Thronbesteigung des Königs Alfons den Grafentitel erhalten hatte, zum Lohne für finanzielle Dienste, die er bei

der Wiederaufrichtung des Königsthrons geleistet. Die Gräfin Cuervo nun gab im Adelsstolz allen Granden erster Klasse zahlreiche Punkte vor. Sie verkehrte nur mit Personen, die Titel hatten, und suchte auf jede Weise die große Dame zu spielen. Sie erschien immer mit kostbaren Diamanten behängt und so schwerenöterisch geschminkt, daß sie einen Straßenauflauf erregt hätte, wenn sie zu Fuß über die Boulevards gegangen wäre. Sie war nicht häßlich, wußte aber vor Ziererei nicht, was sie mit sich anfangen solle, und machte solche Grimassen, daß man sie nicht ansehen konnte. Auch dumm konnte man sie nicht nennen, sie hatte den Mutterwitz der Andalusierinnen und wenn sie spanisch redete, so gelangen ihr oft genug drollige Wendungen. Französisch sprach sie jedoch so, daß der Hörer Zahnschmerz bekam, und in der fremden Sprache verflüchtigte sich der Witz und es blieb nur die Gemeinheit. Sie war der Schrecken ihrer Freundinnen, denn sie hielt äußerste Freiheit der Rede für ein Merkmal und Vorrecht der Vornehmheit und glaubte wahrhaft aristokratisch zu sein, wenn sie, wie über ihre eigenen recht zahlreichen galanten Abenteuer, so über die ihrer Bekannten in deren Gegenwart ohne jede Rücksicht sprach. Ihre Taktlosigkeiten hatten schon manches Unheil angerichtet, sie blieb jedoch trotz wiederholter empfindlicher Zurechtweisungen, ja schwerer Beleidigungen unverbesserlich.

Gleich bei ihrem Eintritte bekam Wilhelm eine Probe ihrer Eigenart. Anne meldete die Gräfin Cuervo, Wilhelm stand auf und wollte Pilar allein lassen, die Besucherin war aber der Kammerfrau auf dem Fuße gefolgt, segelte geräuschvoll in den roten Salon ein und rief, während sie Pilar umarmte, mit überlauter Stimme und ihrer gräßlichen spanischen Aussprache: „Das ist wohl Ihr deutscher Freund, von dem man so viel spricht? Ach, bitte, gehen Sie nicht fort, ich bin so neugierig, Sie kennen zu lernen."

Wilhelm blieb sprachlos. Solche Unverfrorenheit war ihm denn doch noch nicht vorgekommen. Pilar warf der Gräfin Cuervo wütende Blicke zu, sie kümmerte sich jedoch nicht darum, sondern musterte Wilhelm frech durch ihr goldenes Lorgnon und fuhr pöbelhaft lachend fort: „General Baron hat mir schon von Ihnen erzählt und Sie mir geschildert. Sie gefallen ihm sehr gut und ich finde, er hat wirklich Recht."

Pilar verlor die Geduld. „Madame,“ sagte sie mit außerordentlicher Trockenheit, „wenn Herr Doktor Eynhardt sich durch Ihre überraschende Familiarität geehrt fühlen will, so ist das seine Sache. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich sie seltsam finde.“

„O, liebe Gräfin,“ antwortete die Zurechtgewiesene, ohne im Geringsten aus dem Gleichgewichte zu kommen, „seien Sie nicht so streng gegen mich. Ich habe ja keinerlei Absichten auf Ihren Freund und Zimperlichkeit ist mir gegenüber nicht angebracht. Damen unseres Standes haben wohl nicht nötig, sich in ihren Worten und Handlungen zur Verstellung zu zwingen wie kleine Gewürzkrämerinnen.“

Das war ja die Theorie, zu der Pilar sich selbst bekannte, und vor jeder andern Galerie hätte sie der Gräfin Cuerbo lächelnd Recht gegeben. Aber sie stellte sich vor, wie ein solcher Ton auf die ihr nun schon wohlbekannte deutsche Spießbürgerlichkeit Wilhelms wirken mußte, und war über den Cynismus ihrer Besucherin empört.

„Madame,“ sagte sie noch eisiger als vorher, „Sie bringen mich zur Ansicht, daß man sich unter Umständen die kleinen Gewürzkrämerinnen, die Sie so verachten, zum Muster nehmen könnte.“

Diese Bemerkung, deren aristokratischen Hochmut die Börsengräfin wohl spürte, traf sie an ihrer empfindlichsten Stelle. Sie machte zwar eine Anstrengung, um zu lächeln, war aber unter ihrer Schminke fahl geworden und beschloß, den Stich sofort zurückzugeben.

„Seien Sie gut, liebste Gräfin,“ sagte sie, „ich habe ja gescherzt und Sie wissen am Besten, daß wir Andalusierinnen die Worte nicht auf die Goldwage legen. Aber was ich sagen wollte: Ihr französischer Dichter, Sie wissen, der von vor der Badereise, ist außer sich. Es scheint, daß Sie ihm den Laufpaß gegeben haben. Er kommt nun jeden Tag zu mir gerannt und fleht mich an, seine Fürsprecherin bei Ihnen zu sein, er will seinen glücklichen Nachfolger fordern und was weiß ich was noch für Dummheiten.“

Jetzt war Pilar sehr bleich geworden. Sie sprang von ihrem Armstuhl auf und rief mit bebender Stimme: „Soll ich dem Handwerk, das Sie da treiben, einen Namen geben?“

„Ist nicht nötig,“ erwiderte die Besucherin seelenvergnügt, indem sie sich gleichfalls erhob. „Ich sehe, daß Sie heute Ihre

Nerven haben, liebste Gräfin, und so komme ich lieber ein andermal wieder.

Und damit rauschte sie zur Thür hinaus, im Abgehen Wilhelm mit einem anstößig kameradschaftlichen Kopfnicken grüßend. Der grinsenden Anne, die sie zu ihrem Wagen geleitete, sagte sie unten ihm Flur: „Na, das sieht sich ja ernst an. Diesmal hat es die Gräfin bis über den Kopf. Aber er ist auch viel hübscher als die übrigen, das ist richtig."

„Die Larve ist nicht Alles," erwiderte Anne mit Spruchweisheit und ihr geringschätziges Achselzucken drückte genügend deutlich aus, daß sie den Geschmack ihrer Herrin nicht teilte.

Oben war Pilar, als die Gräfin Cuerbo verschwunden war, zu Wilhelm geeilt und hatte ihr Antlitz an seiner Brust verborgen.

Wilhelm drängte sie sanft zurück und sagte trüb: „Ich habe kein Recht, dir einen Vorwurf zu machen, höchstens den, daß du nicht aufrichtig gewesen bist, obwohl du dich deiner Wahrhaftigkeit rühmtest."

„Wilhelm," flehte sie und erfaßte seine Hand mit ihren beiden Händen, „verurteile mich nicht vorschnell. Ich könnte mich entschuldigen, ich könnte leugnen, aber dazu bin ich nicht fähig. Als ich dir mein Leben erzählte, glaubte ich ehrlich, daß meine Beichte vollständig sei. Du schüttelst das Haupt? Es ist doch so, ich schwöre es dir. Dieser Mensch war mir vollständig aus dem Gedächtnis geschwunden. Ich habe ihn ja nie geliebt! Es war eine Kinderei, hauptsächlich Mitleid, ein klein wenig die Laune einer einsamen Frau, die sich langweilt. Das Herz hatte nicht den geringsten Anteil daran. Er war von den Ärzten aufgegeben, man glaubte jeden Tag, er werde sterben, man giebt sich einem solchen Menschen, wie man ihm eine Tasse Tisane reichen würde: es ist ein Samariterwerk."

„Deine Verteidigung," sagte er düster, indem er sich von ihr losmachte, „ist schrecklicher als jede Anklage, die ich gegen dich erheben könnte. Du hast ihn nie geliebt? Dein Herz hatte keinen Anteil an dieser Spielerei? Das macht die Sache um so häßlicher, das macht sie unverzeihlich. Liebe allein könnte einen solchen Fehltritt einigermaßen mildern."

Er wollte den Salon verlassen, sie klammerte sich jedoch an ihn fest und sprach mit einer Stimme, welche Angst und Aufregung fast erstickten: „Du hast Recht, mein einziger Wilhelm, du

hast Recht, aber verzeihe. Verzeihe mir um meiner Liebe willen. Das ist ja die Vergangenheit. Und die ist begraben — für immer begraben. Ich kann es jetzt selbst nicht glauben, daß all das kein abscheulicher Traum ist, daß es die Wirklichkeit sein soll. Das bin nicht ich gewesen, es war eine Andere, eine Fremde, die ich nicht kenne, mit der ich nichts gemein habe. Ich habe damals nicht gelebt, ich lebe erst, seit du mein bist. O warum bist du so spät gekommen!“ Und ihre leidenschaftlich wirre Rede ging in ein herzbrechendes Schluchzen über.

Er konnte nicht anders als Mitleid mit ihr empfinden. War es vernünftig, war es zulässig, in ihrer Vergangenheit zu wühlen? Durfte er sie für Handlungen zur Rechenschaft ziehen, die keine Schuld gegen ihn bildeten? Jetzt war sie gut und rein. Ihm hatte sie die Treue nicht gebrochen, nicht einmal in Gedanken, da sie in der ganzen Welt nur noch ihn sah. Er reichte ihr also die Hand und sagte: „Ich will vergessen, was ich heute gehört habe. Und sprechen wir nie wieder von dem, was gewesen ist.“

Sein Versprechen war aufrichtig gemeint. Er wollte in der That vergessen. Aber das Gedächtnis ist dem Willen nicht unterthan. So oft er ihn auch verscheuchte, der brustkranke Dichter trat immer wieder vor sein geistiges Auge und der Diplomat mit dem nichtssagend hübschen Gesichte, dessen Bildnis verschwunden war, ebenfalls, und noch andere Gestalten, schattenhafter, unbestimmter als diese beiden, aber nicht minder beunruhigend. Er lernte die Qualen jener marterndsten Form der Eifersucht kennen, der Eifersucht auf die Vergangenheit, gegen die man nicht kämpfen kann, die nicht zu ändern ist und deren ewige Unbeweglichkeit die Verzweiflung eines rastlos suchenden und bei jeder neuen Entdeckung aufschreienden Herzens verhöhnt. Seine Einbildungskraft reiste beständig zwischen dem Pastellbild eines holden Kindes im gelben Salon und dem neuen Ebenholzbette mit Elfenbein-Darstellungen im Schlafzimmer hin und her und sah oder erriet zwischen diesen beiden Endpunkten Dinge, vor denen er schauderte.

So traf ihn die Neujahrsnacht in düsterer Stimmung und der Brief, den er Schrötter schrieb, drückte noch viel tiefere Entmutigung aus als ein Jahr vorher. Er hatte dem Freunde seit dem Aulter Tischgespräch über den Esel nie mehr von Pilar er-

zählt und mit keiner Silbe der Verhältnisse gedacht, unter denen er seit Mitte August lebte. Bekenntnisse hätten ihn eine Überwindung gekostet, zu der er selbst in seiner Freundschaft für Schrötter nicht die erforderliche Kraft fand. Er wußte, daß Schrötters Sittlichkeit weder engherzig noch pharisäisch war, daß er die Tugend nicht in der äußerlichen Beachtung gesellschaftlicher Vorschriften, sondern in selbstloser Nächstenliebe und Pflichttreue sah. Es wäre ihm auch eine unendliche Erleichterung gewesen, wenn er sein Herz vor ihm hätte ausschütten, ihn zum Zeugen seines schwülen Liebesglücks und seiner Seelenkämpfe hätte machen können. Allein eine Schamhaftigkeit, die wohl nur eine Folge seiner Unzufriedenheit mit den unlauteren Nebenumständen seines Herzens-Abenteuers war, hielt ihn immer von Mitteilungen ab. Er machte auch jetzt keine, sondern klagte nur im Allgemeinen über die Leere seines Lebens, an das ihn kein Wunsch und keine Hoffnung mehr knüpfe, besonders aber darüber, daß er keinerlei Zukunft habe und nur mit innerem Grauen an die Inhaltlosigkeit des nächsten Tages denke.

Schrötters Antwort war wie immer voll zärtlicher Freundschaft und weisen Zuspruchs. Er wies ihn wegen seiner Mutlosigkeit milde zurecht und fuhr dann fort: „Sie haben keine Zukunft! Im Munde eines Denkers überrascht mich ein solches Wort. Wer kann denn überhaupt sagen, daß er eine Zukunft hat? Eine Zukunft haben heißt einfach etwas wünschen, nach etwas streben, sich etwas vorsetzen. Das, was man die Zukunft eines Menschen nennt, liegt nicht außer ihm, sondern in ihm. Bemerken Sie, daß die Ereignisse fast niemals unseren Erwartungen entsprechen und daß die Pläne, an deren Verwirklichung wir am eifrigsten arbeiten, kaum jemals ausgeführt werden. Und dennoch glauben wir alle die Zeit hindurch, während wir Pläne schmieden, eine Zukunft zu haben. Die Natur gestattet uns keinen Ausblick in die Zeit. Vor unseren Augen erhebt sich eine Mauer, die uns das Kommende verbirgt. Da uns die trostlose Kahlheit dieser Mauer unerträglich ist, so bemalen wir sie mit künstlichen Fernsichten. Das ist das, was oberflächliche Geister die Zukunft nennen. Solche Bilder an die Wand zu malen liegt in Jedermanns Hand und wer über die Kahlheit dieser Wand jammert, der klagt nur die Trägheit seiner eigenen Einbildungskraft an. Wünschen Sie etwas! Gleichgiltig was.

Je höher, je unerreichbarer es ist, um so besser. Wenn Sie innig wünschen, so fühlen Sie sich leben und Ihr Wunsch ist Ihre Zukunft. Ihr Unglück, mein Freund, ist, daß Sie nicht um das tägliche Brot zu kämpfen brauchen. Renten zu haben ist nur für den ein Segen, dem die kleinlichen und äußerlichen Befriedigungen des Lebens wichtig genug scheinen, um zu ihrer Erlangung Anstrengungen zu machen. Sie sind weise genug, sich aus dem, was die Menschen Ihnen geben können, nichts zu machen. Sie sind weder eitel noch ehrgeizig. Sie üben also Ihre Kräfte nicht im Ringen um Stellung, Anerkennung, Ehren und Ruhm. Andererseits brauchen Sie sich auch um die Befriedigung der nackten Lebensbedürfnisse nicht zu bemühen und damit ist Ihnen wieder eine Gelegenheit zur Bethätigung Ihrer Kräfte genommen. Sie haben aber nun einmal organische Kräfte und deren Brachliegen empfinden Sie natürlich als Leiden. Heilung oder doch Besserung verspricht Ihnen nur die Arbeit. Darum, wenn Sie nicht selbst Willenskraft genug haben, sich eine Arbeitspflicht aufzuerlegen, will ich Ihnen mit meinem Willen beispringen. Ich fordere also von Ihnen, ich befehle Ihnen, daß Sie Ihre „Geschichte der menschlichen Unwissenheit", von der ich schon seit Monaten nichts höre, entschlossen weiterführen und mir bis zum Ende dieses Jahres mindestens ihren ersten Band druckfertig zeigen."

Wilhelm klammerte sich an diesen Rat, den ihm sein Freund in der paradoxalen Form eines Befehls erteilte. Er nahm seine Bücher und Hefte wieder vor und begann die Vormittage der Arbeit zu widmen. Pilar sah das mit Freude. Sie war viel zu klug, um nicht zu wissen, daß Honigmonde nicht ewig dauern können, und wenn sie auch überzeugt war, daß sie für ihre Person nie etwas anderes wünschen würde, als immer nur mit Wilhelm beisammen zu sein, endlos über sich und ihn zu plaudern, zu küssen und zu kosen, so begriff sie doch, daß das dem an allgemeinere Thätigkeit gewöhnten Manne nicht genüge. Sie hatte mit Unruhe dem Augenblick entgegengesehen, da die bloße Liebeständelei ihn nicht mehr befriedigen und er anfangen würde, sich zu langweilen und eine Abwechselung zu wünschen. Sie hatte scharf aufgepaßt, um den Eintritt dieses gefährlichen Augenblicks rechtzeitig wahrzunehmen, um in ihrem fruchtbaren Geiste gleich irgend etwas zu finden, was ihn von Neuem beschäftigt

hätte. Jetzt war ihr diese Mühe erspart. Er sorgte selbst für eine passende Ausfüllung seiner Tage. Um so besser! Er hatte sich also in die ihm bereiteten Verhältnisse gefunden. Er sah sie nicht mehr als einen vorübergehenden Zustand an, sondern suchte sich in ihnen für die Dauer einzurichten, ein endgiltiges Normal-Leben in ihnen zu führen.

Diese Wahrnehmung nahm ihr eine schwere Last vom Herzen und gab ihr einen innern Frieden, den sie seit ihrer Rückkehr nach Paris noch nicht gekannt hatte. Auch sie trat aus ihrer bisherigen Zurückgezogenheit heraus und nahm wieder ihre gewohnte Lebensweise auf. Sie erfüllte ihre gesellschaftlichen Pflichten, gab auch den loseren Beziehungen das vom Herkommen vorgeschriebene Maß der Pflege und machte und empfing gleichgiltige Besuche, von denen Wilhelm fernbleiben durfte. Ende Januar fand der erste Ball auf der spanischen Botschaft statt, zu dem Pilars ganzer Bekanntenkreis geladen war. Da konnte sie, so schien es ihr, nicht fernbleiben, ohne unnützes Gerede zu veranlassen. Sie traf also die nötigen Vorbereitungen zum Besuche dieses Festes. Einem Rubinen- und Brillanten-Diadem wurde eine andere Fassung gegeben, in wiederholten Konferenzen mit dem großen Schneider eine sensationelle Robe gedichtet, für lange Arm-Handschuhe ein Zahlperlen-Stickmuster gewählt. Don Pablo galoppierte von früh bis Abend wie ein Postgaul, vor dem Hausthore hielten fortwährend die stolz bespannten Reklame-Wagen der Mode-Bazare, deren livrierte Leute unzählige Packete abgaben, es war ein beständiges Kommen und Gehen von Boten, Geschäftsleuten und Arbeiterinnen; aber Wilhelm merkte nichts von Alledem und Pilar sprach ihm nicht von solchen eiteln Dingen. Erst am Balltag übergab sie ihm die Einladungskarte auf seinen Namen, die sie auf der Botschaft für ihn verlangt hatte, und fragte zur Vorsicht: „Du hast doch Alles, was du brauchst?"

Wilhelm warf einen Blick auf die glacierte Rosakarte und sagte: „Aber Pilar, kennst du mich so wenig?"

„Ich weiß, daß du derartige banale Feste nicht liebst," erwiderte sie schmeichelnd, „aber ich dachte, mir zu Liebe würdest du mitkommen."

„Du gehst also?" fragte er.

„Ich muß wohl," antwortete sie, „man weiß, daß ich in

Paris bin, und ich möchte vermeiden, daß man über mein Nicht-erscheinen allerlei Bemerkungen mache."

„Du hast Recht," sagte Wilhelm, „aber du wirst ohne mich gehen müssen."

Sie drang in ihn. „Sei doch kein Bär. Sieh, es wird dich interessieren, diese Seite des Pariser Lebens kennen zu lernen. Ich sage ja nicht, daß du es öfter thun sollst, aber ein-mal mußt du es dir ansehen. Und dann, du bist nun schon über ein Vierteljahr in Paris und kennst noch keinen einzigen wirklichen Pariser. Da ist nun eine Gelegenheit, mit Künstlern, Schrift-stellern, Akademikern, Senatoren zusammenzukommen. Es sind unter ihnen bedeutende Menschen, mit denen eine Unterhaltung lohnt."

„Ich danke dir," erwiderte er, indem er ihr die Hand küßte, „aber ich bitte dich, gieb dir keine Mühe. Gewiß, es sind in Paris viele Leute, die ich gern kennen würde, aber gerade diese Leute gehen schwerlich auf Botschaftsbälle. Und wenn auch, mit einer oberflächlichen Vorstellung und einem Austausch etlicher nichtssagender Phrasen wäre mir nicht gedient. Gehe du ruhig auf deinen Ball und lasse mich zu Hause."

Pilar gab es seufzend auf, ihn zu überreden, und empfing den eben angemeldeten Juwelier, der den umgearbeiteten Kopf-schmuck, ein Wunderwerk von Zartheit, Geschmack und Reichtum, ablieferte.

Nachmittags erschien Monsieur Martin, der Fürst der Pariser Coiffeure, um ihr den Kopf für den Ball zu komponieren. Es war ein kleiner Mann mit glattrasierter Oberlippe und Cote-lettes wie ein Advokat. Er trug einen schwarzen Leibrock von strengem Schnitte, bis oben zugeknöpft und mit einer Ordensrosette im Knopfloch. In der Plastron-Kravatte von zarter Farbe steckte eine Nadel, deren Kopf ein prachtvolles Katzenauge bildete. Lack-stiefel und Glacéhandschuhe vervollständigten die tadellose Er-scheinung dieses Gentleman, in dem man eher einen Minister als einen Haarkräusler vermutet hätte. Ein Diener in Livree trug ihm ein silberbeschlagenes Maroquin-Kästchen nach, das er ihm erst an der Thür des Boudoirs aus der Hand nahm, um es eigenhändig auf das Rosenholz-Tischchen zu stellen.

Nach den sehr zeremoniösen Begrüßungen zog er die Hand-schuhe aus, setzte sich in einen Fauteuil am Kamin und ließ sich

von der Gräfin auseinandersetzen, wie sie am Abend aussehen werde. Er hörte zu, indem er die Stirne mit leidvoller Aufmerksamkeit in die Hand stützte und die Augen schloß. Nach einigem Nachdenken rief er: „Wo ist das Diadem?"

Pilar setzte den Schmuck vor ihn auf das Tischchen.

Er betrachtete ihn aufmerksam, dann murmelte er: „Gut, sehr gut. Aber nun müßte ich die Robe sehen."

„Monsieur Martin," entgegnete Pilar vorwurfsvoll, „muß ich Ihnen erst sagen, daß mein Schneider sich viel zu sehr achtet, als daß er seine Schöpfung vor dem letzten Augenblick abliefern sollte?"

„Es ist immer dieselbe Geschichte," seufzte er tief schmerzlich. „Ich soll der Frau Gräfin einen Kopf machen und der Kopf soll zum Ganzen stimmen und man zeigt mir die Robe nicht."

„Ich habe Ihnen ja die allgemeine Idee der Robe gegeben."

„Die allgemeine Idee! Die allgemeine Idee! Glauben die Frau Gräfin, daß das genügt?"

„Einem Künstler wie Sie, Monsieur Martin —"

„Jawohl! Einem Künstler wie ich! Für mich stehe ich gut. Aber weiß ich denn, ob der Schneider die Frau Gräfin richtig aufgefaßt hat? Ich kann der Frau Gräfin natürlich einen stilvollen Kopf machen, der vollkommen ihrem Charakter entspricht. Wie aber, wenn der Schneider sich geirrt hat? Wie, wenn die Robe keine Kleidung, sondern eine Verkleidung ist? Dann ist es natürlich mit der Harmonie vorbei."

Pilar beruhigte den schwerbetrübten Meister und tauschte mit Wilhelm lustige Blicke aus. Sie hatte nämlich Monsieur Martin schon vorher Wilhelm als eine Pariser Merkwürdigkeit angekündigt und gefordert, daß er bei dessen Besuch anwesend sei.

Während Anne sie mit dem weißen Frisiermantel bekleidete, legte Monsieur Martin das ihm von der Kammerfrau gereichte Rüstzeug von Kämmen, Bürsten und Haarnadeln aus Schildpatt zurecht, fügte ihm aus seinem eigenen Kästchen zwei Handspiegel und eine Goldpuder-Schachtel hinzu und begann das wundervolle Haar der Gräfin zu lösen. Als es in weichen goldenen Fluten über die Stuhllehne bis zum Boden hinabströmte, murmelte er, mit den Fingern wiederholt durch diesen seidenen Wasserfall fahrend: „Welch ein Vließ, Frau Gräfin! Dazu muß man eine Spanierin sein."

Er begann nun flink zu strählen, bürsten, wickeln und stecken, glättete hier nieder, lockerte dort auf, streute Puder, streichelte die Stirnringeln, legte das Diadem an und trat dann einen Schritt zurück, um sein Werk zu übersehen. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. „Es ist nicht das! Es ist noch nicht das!" jammerte er und wackelte schmerzlich mit dem Kopf. „Ich bekomme die Frau Gräfin unfertig zu sehen, Brenneisen und Einlagen soll ich auch nicht anwenden und dabei der große Stil, blos ein Diadem, keine Blumen, keine Federn, nein, es geht nicht." Er starrte sie lange an, dann rief er plötzlich: „Nein, es geht wirklich nicht." Und ehe es Pilar verhindern konnte, zog er rasch alle Haarnadeln wieder heraus, entfernte das Diadem und warf das Haarkunstwerk mit nervösen Fingern auseinander.

„Einen Kopf, den ich unterzeichne, kann ich so nicht aus den Händen lassen," sagte er. „Und doch brennt mir der Boden unter den Füßen. Es ist drei Uhr und ich habe noch nicht gefrühstückt."

„Armer Monsieur Martin," rief Pilar. „Wollen Sie schnell etwas essen? Man wird Ihnen unten decken."

„Die Frau Gräfin sind zu gütig. Ich habe keine Zeit, mich gemächlich an einen Tisch zu setzen. Ich habe unten in meinem Wagen alles Nötige und werde mich ein wenig stärken, während ich zur nächsten Klientin fahre."

„Haben Sie heute noch viel zu thun?"

Monsieur Martin zog ein kleines Notizbuch mit Elfenbeintafeln und Silber-Monogramm aus der Brusttasche und hielt es Pilar vor die Augen: „Nach der Frau Gräfin noch elf Köpfe."

„Alles für den Botschaftsball?"

„Nein, Frau Gräfin, ich habe heute noch eine Sauterie im Faubourg und einen Verlobungsabend in der amerikanischen Kolonie."

Während er sprach, war er nicht müßig geblieben. Die Frisur baute sich nach einem andern Plane von Neuem auf und jetzt schien Monsieur Martin mit seiner Schöpfung zufrieden. Er umschritt die lächelnd dasitzende Gräfin, bat sie dann, im Zimmer auf und ab zu gehen, rückte noch ein wenig an den Schläfen und am Hinterhaupt und sprach endlich: „Reizend! Bezaubernd! Jetzt ist der Charakter der Frau Gräfin richtig herausgearbeitet. Unser Kopf wird Erfolg haben."

Er entfernte sich nach erneuten umständlichen Begrüßungen, an der Boudoirthür nahm ihm der Livree-Bediente sein Kästchen ab und trug es ihm über die Treppe nach und wenige Augenblicke später hörte man seinen Wagen auf dem Macadampflaster des Boulevard Pereire davonrollen.

„Das habt ihr in Berlin doch nicht," bemerkte Pilar lachend, als der feierliche Künstler gegangen war.

„Ich glaube nicht," erwiderte Wilhelm, „wenigstens nicht in den Kreisen, die ich kenne. Ich lache aber nicht über ihn, ich beneide ihn eher. Er nimmt sich ernst und kämmt mit ganzer Seele. Wohl ihm!"

Es war etwa halb elf Abends, als Pilar in vollem Ballstaate vor Wilhelm, der im roten Salon am Kamin saß und las, hintrat und ihn fragte: „Wie gefalle ich dir?"

Sie trug eine lachsfarbene Robe aus ziseliertem Sammt mit Straußfedern-Aufputz und sehr langer Schleppe. Schultern und Büste traten wie aus rosigem Schaum aus einem schärpenförmig gefalteten dünnen Stoffe hervor, auf welchem in der Mitte der Brust und an beiden Oberarmen Brillanten blitzten. Dazu das Diadem im Haare, zwei Solitaires in den feinen Ohrläppchen, eine Doppelreihe großer Perlen um den Hals, ein Straußfedern-Fächer mit emailliertem Goldgestell in der Hand — eine prachtvolle Erscheinung.

„Wunderschön," sagte er, nachdem er sie betrachtet hatte, und streichelte ihr zärtlich das Kinn. Die Wangen getraute er sich nicht zu berühren, da er das Reispulver abzustreifen fürchtete. „Du siehst aber ohne Brillanten nicht weniger königlich aus."

„Schmeichler! Hast du noch immer keine Lust mitzukommen? Geh, kleide dich rasch an."

Er schüttelte blos lächelnd das Haupt.

„Aber bist du denn gar nicht eifersüchtig, wenn du mich allein auf einen Ball gehen siehst? Ich werde doch mit Männern plaudern, ich werde ihren Arm nehmen, mit ihnen tanzen, man wird mich ansehen, man wird mir den Hof machen, thut dir das nichts?"

„Nein, mein Herz, denn ich hoffe, daß es auch dir nichts thut."

„Ja, darüber kannst du ruhig sein. Aber dennoch — ich in deinem Falle — ihr liebt eben anders als wir. Und nicht so gut wie wir," fügte sie nach einer kleinen Pause mit einem

Seufzer hinzu, als Anne mit dem Schwanenpelz erschien und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

Einige Stunden später weckten brennende Küsse Wilhelm aus tiefem Schlaf. Er schlug verwirrt die Augen auf und sah, von hellem Lampenscheine geblendet, Pilar wie in einer Wolke vor dem Bette stehen. Sie hielt ihren großen Blumenstrauß vom Ball in der einen Hand und zerpflückte mit der andern die Rosen und Gardenien, deren Blätter sie ihm über Kopf und Gesicht streute wie damals an den sonnigen Nachmittagen in St. Valery. Sie mußte dieses Spiel schon seit einer Weile getrieben haben, denn Kopfkissen und Decke lagen voll Blumen und sein Haar war mit ihnen beschneit. Erst als er von deren Geriesel ebensowenig wie von Pilars Eintritt und dem Lichte munter geworden war, hatte sie sich über ihn geneigt und ihn wachgeküßt.

„Siebenschläfer,“ rief sie ihm zu und ließ noch immer Blumenblätter auf seine verschwommen blickenden Augen regnen, „hast du wenigstens von mir geträumt.“

„Der Wahrheit die Ehre,“ erwiderte er und setzte sich im Bett auf, „ich habe überhaupt nicht geträumt“.

„Ich aber habe alle die Zeit an dich gedacht und mich so nach dir gesehnt! Sieh her.“

Sie nahm eine der Lampen vom Kamin, stellte sie auf den Nachttisch und hielt ihm ihre Tanzordnung vor die Augen. Die weißen Stellen waren mit Bleistift beschrieben und die gekritzelten Zeilen sahen aus, als wären es Verse. Es waren in der That spanische Stegreif-Strophen im Stile der Jotas, welche heiße Liebe und leidenschaftliches Verlangen atmeten. Er hätte sie verstanden oder doch ihren Sinn erraten, auch wenn Pilar sie nicht unter Liebkosungen und Küssen übersetzt hätte.

„Siehst du, du böser Mensch,“ fuhr sie fort, „das waren meine Gedanken, als ich von dir fern war. Ich habe es mir leichter vorgestellt, mich ohne dich zu unterhalten. Es ging nicht. Es ist erst drei Uhr, aber es litt mich nicht länger. Ich habe mich vor dem Kotillon geflüchtet. Wenn du wüßtest, wie schal und albern mir alles erschienen ist! Wie abgeschmackt ich die Ballgespräche der Herren und wie lächerlich ich die Äffereien der Damen gefunden habe! Was sind alle Männer neben

dir! Nein. Ich gehe nie wieder ohne dich aus. Komm, Wilhelm, stehe auf, hilf mir, mich auskleiden. Ich will jetzt nicht Anne um mich haben. Ich will Niemand. Nur dich."

Hatte sie auf dem Balle Champagner getrunken? Waren ihr die Lichter, die Musik, die Tänze, die Düfte, ihre eigenen Verse zu Kopfe gestiegen? Jedenfalls waren ihre Nerven heftig erregt und fanden erst am hellen Morgen Ruhe, nachdem sie sich in tausend verliebten Tollheiten erschöpft hatten.

In den nächsten Tagen hatte Pilar etwas Besonderes an sich, was sich Wilhelm nicht gleich erklären konnte. Sie war seltsam zerstreut und in sich gekehrt, abwechselnd unnatürlich schweigsam und fieberisch redselig, saß oft stundenlang bei Wilhelm, blickte ihn geheimnisvoll an, als wüßte sie etwas Außerordentliches und kämpfte mit sich, ob sie es verraten oder für sich behalten sollte, errötete, wenn er sie fragend ansah, und eilte davon, um sich in ihrem Boudoir einzuschließen. Er beobachtete dieses wunderliche Thun etwa eine Woche lang mit Geduld, dann fragte er eines Tages nicht ohne bange Ahnung: „Pilar, was hast du nur seit einiger Zeit?"

Darauf hatte sie vielleicht gewartet. Sie warf sich ihm an die Brust, zog seinen Kopf zu sich herab und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er richtete sich lebhaft auf und fragte mit bebender Stimme: „Bist du sicher?"

„Beinahe — ich glaube — ja, Wilhelm, es wird wohl so sein," erwiderte sie stockend, indem sie ihr Gesicht auf seine Schulter drückte. Es war gut, daß sie ihn in diesem Augenblicke nicht ansah. Denn seine Miene, die niemals die Kunst der Verstellung geübt hatte, verriet durchaus keine Glückseligkeit, sondern weit eher schmerzliche Überraschung. Schon seit Wochen, besonders aber seit seinem trüben Brüten in der Neujahrsnacht, lastete der angstvolle Gedanke mit dumpfem Druck auf ihm: „Wie, wenn unser Verhältnis Folgen hat?" Dadurch wurde die Lage so verwickelt, daß er gar nicht mehr absah, wie sie zu entwirren war. Die Vorstellung war bisher eine unbestimmte Besorgnis gewesen. Jetzt wurde sie zu einer Thatsache, die ihn erschreckte. Er sah aber zugleich, wie glücklich sich Pilar fühlte, und es dünkte ihn lieblos und roh, sie ahnen zu lassen, was er bei ihrer Mitteilung empfand. Er küßte sie schweigend auf die Stirn und hielt ihre Hand mit langem Druck in der seinen.

„Du sagst mir gar nicht, daß du dich freust,“ flüsterte sie und erhob die Augen zärtlich vorwurfsvoll zu ihm.

„Muß man denn immer Alles in Worte kleiden?“ meinte er mit mühseligem Lächeln.

„Es ist wahr,“ erwiderte sie, „ich sollte schon an deine deutsche Art gewöhnt sein. Eure Undurchdringlichkeit ist uns Südländern nur so sehr fremd und unheimlich. Ihr schweigt, wo uns Worte von selbst aus dem Herzen quellen. Ihr begnügt euch mit Denken, wo wir jauchzen müssen.“

Mit diesen Worten malte Pilar ihre eigene Stimmung. Ihr war in der That, als müßte sie immer nur jauchzen, und ihr quollen die frohen Reden wirklich von selbst über die Lippen. Erst jetzt stand ihr die Zukunft klar und sicher vor Augen. Nun war Wilhelm an sie gebunden, wie sie es so heiß erstrebt hatte, und noch viel fester als durch Urkunden mit würdigen Unterschriften und Amtssiegeln. Das Herz war ihr so leicht, daß ihr schien, ihre Sohle berühre gar nicht mehr den Boden und sie müsse emporschweben bis zum Blau des Himmels wie die ekstatischen Heiligen auf den Kirchengemälden ihrer Heimat. Sie sprach fortwährend von dem kommenden Wesen und beschäftigte sich wachend und träumend damit. Daß es ein Knabe sein werde, war ihr nicht zweifelhaft. Isabel mußte ihr wohl ein Dutzendmal die Karten legen und fast jedesmal war Pique-Bube obenauf, ein zuverlässiges Orakel, das einen Jungen ankündigte. Und wie schön wird er sein, der Sohn eines so schönen Vaters, die Frucht einer so unaussprechlichen Liebe! Sie beriet sich mit Wilhelm über die Namen, die er bekommen sollte, und wollte sogar schon eine Erklärung, oder doch einen Vorsatz, oder wenigstens eine Vermutung über den Beruf haben, den sein Vater für ihn wählen werde. Und soll er seine Erziehung in Paris erhalten? Wird es seinen kleinen Kopf nicht zu sehr anstrengen, zu gleicher Zeit französisch und spanisch und deutsch zu lernen? Welche Sorgen! Welche Verantwortlichkeiten! Aber zugleich welches Glück! Sie zeigte Wilhelm nicht einmal die ganze Tiefe ihrer Empfindung, weil sie merkte, daß er ihr in ihrem unvernünftigen Überschwange nicht folgen wollte. Sie verbarg sich vor ihm, wenn sie einigemal im Tage vor dem Altar oder im Betschemel niederkniete und die silberne Jungfrau del Pilar mit inbrünstigen Küssen bedeckte. Er erfuhr nichts davon, daß

sie den Pfarrer des Kirchsprengels zu sich bitten ließ und bei ihm eine große Anzahl Fürbitten bestellte. Sie nahm ihn nicht mit, als sie in ihrer den Ereignissen weit vorauseilenden Ungeduld die großen Geschäfte ablief, um eine Wiege zu kaufen, was nur darum einstweilen unterblieb, weil sie keine kostbar und schön genug fand. So ging das etwa vierzehn Tage lang, bis Pilar eines Mittags ganz in Thränen aufgelöst zu Wilhelm ins Zimmer schwankte, laut schluchzend vor ihm niedersank und ihren Kopf in seinem Schoße verbarg.

„Pilar, was ist dir geschehen?“ rief er erschrocken.

„O Wilhelm, Wilhelm,“ war die einzige Antwort, die er ihr entreißen konnte, und erst als er lang und liebevoll in sie drang, sagte sie so dumpf und tonlos, daß sie es wiederholen mußte, um von ihm verstanden zu werden: „Ich habe mich zu früh gefreut. Es war nichts.“

Sie konnte sich über die Zerstörung ihres Luftschlosses nicht trösten und war tagelang krank, das erstemal, seit Wilhelm sie kannte. Er hatte inniges Mitleid mit ihrem Schmerz, aber sich selbst suchte er nicht zu verheimlichen, daß er diese Wendung vorzog. Bei einer zugleich grübelnden und tief sittlichen Natur wie der seinigen konnte ein Sinnenrausch nicht sechs Monate und darüber dauern. Der Taumel, in welchem die Vernunft nicht zu Worte kommen konnte, war schon lange vorüber und er hatte in den letzten Wochen immer kaltblütiger über seine Lage nachgedacht. Er sah anfangs in seinen Gefühlen nicht ganz klar, aber ernste Selbstprüfung machte sie ihm allmählich deutlich. Was er ganz genau empfand, das war ein tiefes Unbehagen über seine neuen Verhältnisse. So, wie sie waren, konnten sie nicht dauern. Früher oder später mußten seine Freunde von der Sachlage Kenntnis erhalten. Was werden sie von ihm denken, daß er ein solches Leben an der Seite Pilars, in ihrem Haus, angenommen? Sie hatte Kinder, die eines Tages über ihre und seine Lebensführung urteilen werden. Und was war er in den Augen der Dienerschaft, der Besucher, deren Bekanntschaft zu machen Pilar ihn genötigt hatte? Wenn sie wenigstens auf gleichgiltigen Umgang verzichtet hätte! Aber das konnte oder wollte sie nicht und so brachte sie hämische Zeugen ihrer Beziehungen in das Haus und Wilhelm mußte sich zu einem peinlichen Verkehr mit Menschen zweiter Klasse bequemen, wie sie notwendig den engern Kreis

einer Frau in unklaren oder nur zu klaren häuslichen Verhältnissen bilden, und selbst vor den Blicken dieser Menschen, die ihm doch sittlich und geistig durchaus untergeordnet schienen, mußte er die Augen niederschlagen! So viel er auch über die Lage nachdachte, das Endergebnis war immer: sie muß aufhören. Aber wie?

Es bestand doch die Möglichkeit, daß ihr rechtmäßiger Gatte starb und sie frei wurde, so daß er sie heiraten konnte. Seltsam — bei dieser Lösung verweilte er nie. Im letzten Hintergrunde seiner Seele lebte also offenbar nicht der Wunsch, das Verhältnis zu einem solchen fürs Leben zu machen, selbst wenn dies unter sittlich zulässigen Formen geschehen konnte. Sie verlassen? Vor diesem Gedanken schauderte er zurück. Es dünkte ihn ein Verbrechen, ihr einen großen Schmerz zu bereiten, denn daß sie ihn mit rührender Leidenschaft liebte, wußte er und er war ihr für dieses Gefühl tief und zärtlich dankbar. Vielleicht wurde sie eines Tages seiner überdrüssig! Er hoffte es, aber ganz leise, ganz geheim, so versteckt, daß er es fast sich selbst nicht gestehen mochte, denn er fühlte wohl, daß seine Hoffnung eine gänzlich unverdiente tötliche Beleidigung ihrer Liebe war. Und selbst diese Hoffnung schwand, als sie ihm das Geheimnis ihrer vermeintlichen Mutterschaft ins Ohr flüsterte. Denn nun war an eine Lösung des Verhältnisses nicht mehr zu denken. Hatte er einem Wesen daß Leben gegeben, so schuldete er sich ihm und dieser heiligsten Pflicht mußte er ohne Schwanken Freiheit, Zufriedenheit, ja sogar die Selbstachtung opfern. Aber es war ein Schmerzgefühl, das sein Herz bei dieser Betrachtung zusammenkrampfte, und ihm war, als würde ein schwarzer Vorhang vor ihm zugezogen oder ein letztes Fenster vermauert, das aus einer finstern Stube noch einen Blick in die freie Landschaft gestattete.

Diese äußerste Erschwerung der Umstände war ihm erspart geblieben und er atmete etwas leichter. Aber der Zwischenfall hatte den letzten Schleier vor seinem innern Auge zerrissen. Daß ihm die Lage unleidlich schien, daß ihm die Meinung der Leute so empfindlich war, daß es ihn bei Pilars Mitteilung durchfröstelt, daß er die Vereitelung ihrer Hoffnung wie eine Wohlthat empfunden hatte, daß ihn die Vorstellung, die diesmal vorübergegangene Gefahr könne sich erneuern, mit Furcht erfüllte, das wies auf einen einzigen letzten Grund hin, dessen Erkenntnis

sich ihm unabweisbar aufdrängte: er liebte Pilar nicht, oder doch nicht genügend, nicht so, wie er mußte, um sie für immer in sein Leben einzuschließen und in ihrem Besitze sich selbst und die Welt zu vergessen.

Inmitten seines qualvollen Ringens nach einem Entschlusse bemerkte er eines Vormittags, daß Auguste, der zu ihm ins Zimmer getreten war, um ihm einen Brief zu übergeben, zögernd stehen blieb und sichtlich etwas auf der Zunge hatte, jedoch nicht recht wußte, wie er es herausbringen sollte.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte ihn Wilhelm freundlich. Er konnte Auguste gut leiden, denn er war gegen ihn immer zuvorkommend und anhänglich, während aus dem Benehmen der übrigen Dienerschaft bei aller gezwungenen Unterthänigkeit die Feindseligkeit leicht herauszufühlen war.

„Herr Doktor werden schon verzeihen,“ sagte der Diener, „aber ich kann es wirklich nicht länger mit anhören und für mich behalten. Die Kammerfrau hört nicht auf, infame Sachen vom Herrn Doktor zu erzählen. Es sei gar nicht wahr, daß der Herr Doktor ein berühmter Arzt und Abgeordneter sind und daß man den Herrn Doktor zum Präsidenten der deutschen Republik machen wird.“

„Wer hat Ihnen das auch weisgemacht?“

„Die Frau Gräfin erzählt es ja aller Welt und man weiß es schon überall. Ich wollte den Herrn Doktor auch schon bitten, mir etwas für meinen Rheumatismus in der linken Schulter zu geben, aber ich habe mich nicht getraut, weil die Frau Gräfin sagt, der Herr Doktor dürfen hier nicht praktizieren.“

Welchen Zweck verfolgte Pilar mit diesen Erfindungen? Er schwieg und Auguste fuhr ermutigt fort:

„Zu mir dürfen Herr Doktor Vertrauen haben. Ich bin verschwiegen. Und ich verteidige den Herrn Doktor immer gegen diese Anne, die so böse ist wie eine Krätze. Sie sagt, der Herr Doktor seien ein preußischer Spion und ein Erbschleicher und beuten die Frau Gräfin aus, und sie giebt dem Herrn Doktor noch einen garstigern Namen, den ich gar nicht wiederholen kann. Es ist eine Schande, denn Herr Doktor haben ihr doch nie etwas zu leide gethan. Und wenn sie ihr schlechtes Maul blos vor uns gehen ließe! Aber sie verleumdet den Herrn auch vor den fremden Leuten und macht Ihnen einen schrecklichen Ruf.“

„Es ist mir leid, daß Sie mir solche Geschichten hinterbringen,“ sagte Wilhelm, indem er sich bemühte, gleichgiltig zu scheinen.

„Ich hielt es für meine Pflicht eines ehrlichen Menschen. Übrigens thue ich der Kammerfrau kein Unrecht. Ich bin bereit, ihr alles ins Gesicht zu wiederholen. Die Frau Gräfin hat wirklich Unrecht, diese Spinne zu behalten. Es giebt anständige und geschickte Personen genug, die sich glücklich schätzen würden, in den Dienst der Frau Gräfin zu treten. Ich habe zum Beispiel eine Kousine, die in den größten Häusern gedient hat und der Anne nicht das Wasser reicht. Wenn Herr Doktor sie der Frau Gräfin empfehlen wollten —“

„Ich kann in der Sache nichts thun,“ sagte Wilhelm schroff, wandte dem Diener den Rücken und vertiefte sich mit Absichtlichkeit in seine Bücher. Auguste blieb noch einen Augenblick, als er aber sah, daß Wilhelm ihn nicht mehr bemerken wollte, ging er mit einem Achselzucken.

Wilhelm staunte selbst über den Eindruck, den die Mitteilung des Dieners auf ihn gemacht. Bestürzung, Zorn, Scham stritten um die Herrschaft in seiner Seele. Welche Stickluft atmete er in diesem Hause! Wie erbärmlich, wie tückisch und verlogen waren die Leute, die ihn hier umgaben! Aber — war denn auch Alles wahr, was ihm Auguste erzählte? Log und verleumdete nicht auch er wie die übrigen? That er ihm nicht viel zu viel Ehre an, daß er sich mit gemeinem Gesindestuben-Klatsch so ernst beschäftigte? Er hatte eine Art dumpfer Auflehnung gegen seine eigene Erregung, die ihm nicht würdig schien, und unter anderen Verhältnissen wäre er wirklich zu stolz gewesen, um solchen Zwischenträgereien den geringsten Einfluß auf sein Denken und Handeln zu gestatten. Aber in seiner gegenwärtigen Stimmung tönten ihm Auguste's Reden wie ein roher Ausdruck seiner eigenen Gedanken entgegen, welche die Schwäche anklagten, mit der er schimpfliche Verhältnisse ertrug, und er erkannte, daß er sich aus seiner Erniedrigung frei kämpfen müsse.

Freilich, die Ausführung seines Entschlusses wurde ihm nicht leicht. Als Pilar in sein Zimmer trat, um seinen Arm zu nehmen und zum Frühstück hinunterzugehen, da war sie so verführerisch und liebevoll wie immer; bei Tische plauderte sie angeregt von einer Gemälde-Ausstellung im Cercle des Mirlitons,

die sie Nachmittags mit ihm besuchen wollte, verlangte, daß er ihr erzähle, was er heute gearbeitet und ob er auch zwischen seinen unfreundlich alten und dicken Büchern ein wenig an sie gedacht habe, und legte überhaupt ein so wehrloses Vertrauen zu seiner Liebe und Treue, ein solches Nichtahnen möglicher Gefahren an den Tag, daß ihn das, was er vorhatte, beinahe ein meuchlerischer Überfall dünkte. Er litt unter dieser Vorstellung so scharf, daß seine Miene davon ganz verstört wurde. Pilar unterbrach plötzlich ihren heitern Redefluß und fragte besorgt: „Was hast du heute, mein einziger Wilhelm, bist du nicht wohl?"

Er nahm seinen Mut mit beiden Händen zusammen und antwortete mit der Gegenfrage: „Sage mir, Pilar, hast du den Leuten wirklich aufgebunden, ich sei ein berühmter Arzt und Abgeordneter und der künftige Präsident der deutschen Republik?"

Sie wurde rot, suchte jedoch ihre Verlegenheit wegzuscherzen. „Ach, ein harmloser kleiner Roman, der mich unterhalten hat. Wenn du wolltest, könntest du ja das Alles sein. Du hast gewiß mehr Talent als alle die Hampelmänner, die —"

Sie stockte mitten in der Rede, als sie den drohenden Ernst seines Gesichtes sah, rückte mit einer lebhaften Bewegung ihren Stuhl ganz nahe an den seinen, schlang ihren Arm um seinen Hals und sprach in ihrem einschmeichelndsten, demüthigsten Tone: „Bist du böse, mein Geliebter?"

„Ja, denn es war eine unwürdige und zugleich völlig unnötige Erfindung, die mich blosstellt."

„Wer hat sich das gute Werk angelegen sein lassen, dir das zu hinterbringen? Das war wohl wieder diese Cuerbo?"

„Es war nicht die Gräfin Cuerbo. Aber das ist ja auch gleichgiltig, wenn die Thatsache selbst wahr ist."

„Verzeihe, Wilhelm," bat sie unter Liebkosungen, „ich glaubte richtig zu handeln. Der ganze Roman war hauptsächlich für meine Mutter bestimmt. Ich wollte, daß sie dich liebe und dir dankbar sei. Ich wollte, daß sie dich wie einen Sohn in ihr Herz schließe. An den anderen Leuten liegt mir nichts. Ihnen erzählte ich die Geschichte nur, weil ich nicht aus der Rolle fallen durfte. Und dann, du weißt ja, wie die Welt ist. Der persönliche Wert eines Menschen gilt ihr nichts. Sie schätzt nur die

äußeren Zeichen des Erfolges. Darum sagte ich überall, daß du ein berühmter Mann und zu großen Geschicken ausersehen seist. Ich habe auch gesagt, daß du mir das Leben gerettet hast, und das ist auch wahr, denn das Leben war mir zur Last, ehe ich dich kannte, und du erst hast ihm Wert gegeben."

„Aber siehst du nicht ein, in welche beschämende Lage du mich bringst?"

„Ich hoffte, du werdest nichts davon erfahren. Meine Absichten waren ja so gut! Unser Zusammenleben mußte erklärt werden. Ich wollte dein Ansehen vor den Leuten wahren und ihnen den Mund stopfen."

„Siehst du, meine arme Pilar," sagte Wilhelm traurig, „deine Entschuldigung ist die bitterste Kritik unseres Verhältnisses. Du fühlst selbst, wie häßlich die nackte Wahrheit wäre, und suchst sie in den Augen der Welt zu beschönigen. So kann man nicht leben. Inmitten solcher Lügen gehen wir zu Grunde. Wir müssen zur Wahrheit und zur Ordnung zurückkehren."

Sie hatte ihn bei den letzten Worten losgelassen und war sehr bleich geworden. „Ah — das war also nur ein Vorwand," rief sie, „du suchst Streit, um mir die Freundschaft aufkündigen zu können. Das ist nicht ritterlich. Das ist nicht mutig. Keine Hinterhältigkeit. Sage mir offen, was du willst. Ich habe ein Recht, volle Aufrichtigkeit zu fordern."

Ihre Worte trafen ihn wie ein Messerstich. Ihre Beschuldigung hatte etwas Wahres an sich. Es war weder ehrlich noch würdig, von ihren Aufschneidereien so viel Aufhebens zu machen, da er ja in Wirklichkeit etwas ganz Anderes auf dem Herzen hatte. Sie rief seine Aufrichtigkeit an. Das sollte nicht vergebens geschehen sein.

„Ein Vorwand war es nicht," sagte er und zwang sich, ihr ins erstarrende Gesicht zu sehen, „aber ein Anlaß. Du verlangst Offenheit, du sollst sie haben, denn ich schulde sie dir. Nun denn, die Dinge können nicht bleiben, wie sie sind. Ich kann nicht als ein Anhängsel in diesem Hause leben. Ich —" Er suchte qualvoll seine Worte und fand sie nicht.

Pilar atmete mühsam. Wie aus zugeschnürter Kehle brachte sie heraus: „Also kurz —"

„Kurz, Pilar, ich muß — wir müssen —"

„Ich helfe dir nicht. Vollende. Du sollst das Wort aussprechen."

„Wir müssen uns trennen, Pilar."

„Elender!" brach es ihr mit einem Aufschrei aus der Brust.

Wilhelm stand auf und machte Miene, den Speisesaal zu verlassen. Im Nu flog sie zu ihm, umklammerte ihn und rief außer sich: „Geh nicht weg, Wilhelm, zürne mir nicht, du weißt nicht, wie mir ist. Du marterst mich zu Tode."

Sie schluchzte so heftig, daß sie sich nicht aufrecht erhalten konnte und vor ihm zu Boden sank. Er hob sie auf, setzte sie auf ihren Stuhl und sagte selbst mit feuchten Augen: „Ich leide nicht weniger als du, Pilar, aber der Kelch muß einmal geleert werden."

„Du liebst mich nicht," stöhnte sie, „du hast mich nie geliebt."

„Sage das nicht. Ich habe dich geliebt, Pilar, aber unser Unglück will —"

„Du hast mich geliebt, sagst du, du liebst mich also nicht mehr, Wilhelm, sprich, du liebst mich nicht mehr?"

Er suchte auszuweichen. „Du weißt, daß ich gleich nicht in dieses Haus kommen wollte. Meine Schwäche rächt sich an mir. Du hast selbst nur von einem Versuche gesprochen. Wenn ich mich nicht eingewöhne, sagtest du, so werdest du nicht fordern, daß ich bleibe."

„Du liebst mich nicht mehr. Das ist also deine berühmte deutsche Beständigkeit, auf die ihr euch so viel zu Gute thut. Das sind also deine Treueschwüre, an die ich wie an Gottesworte glaubte."

„Ich wüßte nicht, daß ich dir Treueschwüre geleistet," sagte er gereizt. Die Worte thaten ihm leid, sowie sie ihm entschlüpft waren.

„Es ist wahr," erwiderte sie bitter, „du hast mir nichts geschworen. Du hast dich damit begnügt, mich schwören zu lassen. Es ist unverzeihlich, daß ich dir Vorwürfe mache. Du schuldest mir nichts. Ich habe mich dir angeboten. Sage es mir doch. Schreie es mir in die Ohren. Verachte mich. Gieb mir Fußtritte. Ich verdiene ja nichts besseres. Ich habe die Todsünde begangen, dich wahnsinnig zu lieben und darüber alles Andere zu vergessen. Du hast Recht, mich dafür zu bestrafen. Und sieh, wie tief ich gesunken bin, sieh, was meine Liebe aus mir gemacht

hat: du darfst mich beschimpfen, du darfst mich mißhandeln, ich liebe dich doch, hörst du, Wilhelm, thue was du willst, ich liebe dich doch."

Sie war so aufgeregt, daß es sie nicht länger im Speisesaale litt. Sie nahm mit einer heftigen, gewaltsamen Bewegung seinen Arm und zog ihn mit sich über die Treppe in ihr Schlafzimmer, wo sie sich wie gebrochen auf das Sopha warf. Wilhelm stand mit recht verzagter Miene und Haltung vor ihr und wünschte inbrünstig, er hätte die schwere Stunde hinter sich. Die eingetretene Stille war Pilar unheimlich. Sie erhob den Kopf und sprach mit schwacher, veränderter Stimme: „Nicht wahr, es ist vorbei? Sage mir, daß es ein böser Traum gewesen ist. Sage mir, daß du mich nie wieder so erschrecken wirst."

„Pilar," erwiderte er schmerzlich, „ich wollte, du könntest mich ruhig anhören. Du bist ja sonst so wunderbar vernünftig."

„Nein nein," rief sie, „ich will nicht vernünftig sein. Ich liebe dich unvernünftig. Ich will es dir tausendmal wiederholen, bis du es aufgiebst, mir mit Vernunft zu kommen."

„Und doch ist es mir unmöglich, hier zu bleiben."

Sie setzte sich gerade, sah ihn eine Weile an, dann sprach sie mit unnatürlicher Ruhe, indem sie sich die Thränen aus den Augen wischte: „Wie du willst, wenn du gehst, so gehe ich mit dir."

„Wie! Du würdest dein Haus, deine Bekannten, dein geliebtes Paris verlassen, alle deine Gewohnheiten aufgeben und mir nach Deutschland folgen?"

„Nach Deutschland, nach der Hölle, wohin du willst."

„Das ist nicht ernst."

„Es ist mein voller Ernst. Ich kann ohne dich nicht leben."

„Aber du hast Pflichten, du hast Kinder."

„Ich habe keine Kinder. Ich habe nur dich. Wenn meine Kinder ein Hindernis zwischen dir und mir wären, würde ich sie lieber mit eigener Hand erwürgen."

Sie sagte das mit einer so wilden Entschlossenheit, daß es ihn kalt überlief. Aber der Kampf mußte durchgekämpft werden. Er durfte jetzt nicht zurückweichen.

„Es geht nicht," sagte er nach einer Pause, indem er den Blick auf den Boden heftete und an den Knöpfen seines Haus=

rocks nestelte. „Unsere unglückselige Lage wäre überall dieselbe wie in Paris. Das Verhängnis ist stärker als wir. Ich sehe nicht, wie wir uns ihm entziehen können. Überall müßten wir die Wahrheit verleugnen, überall uns mit Lügen umgeben, das ertrage ich nicht. Lieber sterben."

„Sterben!" rief sie, während es in ihren Augen seltsam aufleuchtete. „Dazu bin ich bereit. Das ist eine Lösung. Sterben, wann du willst. Aber ohne dich leben, nein. Ich hänge mich an dich. Keine Macht auf Erden reißt mich von dir los. Wenn du mich abschütteln willst, mußt du mich zuvor töten."

„Und doch hast du gesagt, daß du mich nicht festzuhalten suchen wirst, wenn ich von dir gehen will."

„Und diese thörichten Worte hast du behalten? Während mir das Herz überging, hast du kaltblütig zugehört und dir Alles gemerkt, um es später als Waffe gegen mich zu kehren? Für so edel, für so großmütig hätte ich dich nicht gehalten."

„Du siehst, daß du dich in mir getäuscht hast. Ich bin kleinlich, niedrig, ein Philister, du hast es wiederholt gesagt. Was hast du an mir? So lasse mich."

„O, wie du dich an Alles klammerst, wie du jedes meiner Worte gegen mich ausbeutest. Ich bin dir nicht gewachsen. Du bist stärker als ich, denn du liebst mich nicht und ich liebe dich. Was macht mir das, daß du ein Philister bist? Und wenn du ein Straßenräuber wärst, ich gebe dich nicht frei."

Sie streckte die Arme nach ihm aus und zog ihn zu sich heran und drückte ihn so fest an die Brust, daß ihm der Atem stockte. Und dann brach sie in Thränen aus und weinte so heiß, so vom tiefsten Herzensgrunde, so untröstlich wie ein kleines Kind, dem man ein sehr, sehr großes Weh zugefügt hat. Um den Wert von Frauenthränen richtig zu schätzen, muß man sie häufig haben fließen sehen. Wilhelm war in dieser Hinsicht ein Neuling. Er dachte, Pilars Thränen bedeuteten denselben Schmerz, den er hätte fühlen müssen, um so zu weinen, und jeder Tropfen fiel ihm wie geschmolzenes Blei aufs Herz. Seine Entschlossenheit zerging wie Eis vor dem Kamin und er hatte nicht mehr die Kraft, diesem sich an ihn schmiegenden, von Schluchzen durchschütterten liebenden Geschöpfe Böses anzuthun.

Er wiegte sie leise in seinen Armen, bis sie, von der furchtbaren Aufregung erschöpft, ruhig einschlief.

Der Sturm war diesmal abgeschlagen, aber ihr Vertrauen, ihr frohes Gefühl der Sicherheit war dahin. Der Auftritt hinterließ in ihr eine nervöse Unruhe, welche sich allmählich zu krankhafter Schreckhaftigkeit steigerte. Unablässig verfolgte sie die Furcht, Wilhelm habe vor, sie zu verlassen. Sie wurde diesen Gedanken nicht los und er bemächtigte sich ihrer mit der Gewalt einer Wahnvorstellung. Sie wechselte die Farbe, wenn sie, was sie jeden Vormittag einigemale that, unversehens die Thür seines Zimmers öffnete und ihn nicht am Schreibtische sah, weil er vielleicht auf den Balkon hinausgetreten war, um sich einen Augenblick lang die arbeitheiße Stirn zu kühlen. Dann rannte sie mit verstörter Miene so lange im Haus umher, bis sie ihn fand und erleichtert aufatmete. In der Nacht fuhr sie häufig aus dem Schlaf empor und tastete lebhaft neben sich, um sich zu überzeugen, daß Wilhelm da sei. Sie ließ ihn keinen Schritt aus dem Hause thun, ohne ihn zu begleiten; selbst nach der Nationalbibliothek ging sie mit ihm und während er las und Auszüge machte, saß sie neben ihm, scheinbar mit einem Buche beschäftigt, in Wirklichkeit die Augen fortwährend auf ihn gerichtet. Sie machte keine Besuche mehr, außer bei Personen, zu denen sie Wilhelm mitnehmen konnte. Sie kam auf wunderlich eifersüchtige Einfälle und betrachtete beispielsweise jeden Brief, der für Wilhelm eintraf, mit größter Aufmerksamkeit, um herauszubringen, ob die Aufschrift nicht von Frauenhand herrühre. Ihr Bedürfnis, sich immer wieder selbst zu beweisen, daß sie ihn habe, daß er ihr gehöre, nahm die Form eines unersättlichen Liebeshungers an, der sozusagen keine Verdauungspausen kannte. Sie war eine schöne, gierige Werwölfin, ohne Schonung und Zurückhaltung, ihr Vampyrmund wollte immer nur warmes Leben schlürfen und schien nicht ablassen zu wollen, bis Wilhelm mit Leib und Seele aufgesogen war.

„Sie ist toll,“ sagte Anne zu einer Gesellschaftsdame der Königin Isabella, die Pilar besucht hatte und gegen die Kammerfrau äußerte, sie finde die Gräfin merkwürdig verändert. Isabel, die Köchin mit der roten Nase und den alkoholischen Augen, verbrachte jetzt jeden Vormittag ganze Stunden bei ihrer Herrin

und schlug ihr Karten auf, so daß sie darüber das Frühstück vernachlässigte. Auch der Pfarrer wurde ein immer häufigerer Gast im Hotel seines eleganten Beichtkindes und nahm im Austausche gegen seinen milden und diskreten Zuspruch Geschenke für seine Kirche, Gaben für seine Armen, Bestellungen von Messen und Gebeten mit. Das Alles gab Pilar die Ruhe nicht wieder und in ihrer Herzensangst telegraphierte sie eines Tages ihrer Mutter, daß sie unverzüglich nach Paris kommen möge, um eine Zeit lang bei ihr zu bleiben. Don Pablo hatte die Depesche auf das Telegraphenamt zu tragen und plauderte deren Inhalt bei Tisch aus. Auguste beeilte sich, die Neuigkeit Wilhelm mitzuteilen, der sich den Zusammenhang leicht erklärte. Ihm schien zuerst, er sollte sich über die bevorstehende Ankunft der Marquise von Henares freuen. Denn so abstoßend ihm der Gedanke war, daß die Mutter nun die Zeugin unlauterer Beziehungen der Tochter werden würde, so hoffte er doch, daß ihre Gegenwart Pilar beruhigen und zur Vernunft bringen werde. Bei reiflicherem Nachdenken erfaßte ihn aber neue Angst. Er wußte, daß Pilar, der stärkere Geist von den beiden, auf ihre Mutter großen Einfluß hatte und ihr nach Belieben jede Meinung und jede Empfindungsweise beibringen konnte. Wie, wenn die Marquise sich auf die Seite der Tochter stellte? Dann hatte er zwei Frauen statt einer gegen sich und sein Kampf um die Freiheit, in dem er schon gegen die eine unterlegen war, wurde völlig aussichtslos.

Die Marquise von Henares kam nicht. Sie schrieb, sie sei leidend und überdies von tausend weltlichen Pflichten in Madrid zurückgehalten, aber im Frühling oder Sommer wolle sie gern einige Wochen mit ihrem einzigen Kind und den Enkeln verleben.

Wilhelm verhielt sich äußerlich ruhig. Er erneuerte seinen Auflehnungs-Versuch nicht, ließ es ohne Widerstand geschehen, daß Pilar sich seines ganzen Daseins bemächtigte und sich wie sein Schatten an ihn heftete, und war nur bleicher, stiller und trüber als vorher. Er sann aber früh und spät über die Lösung des Knotens nach und wollte schier verzweifeln, daß er keine fand. Ihn durchhauen? Er konnte es nicht. Er lebte den Auftritt im Speisesaal und Schlafzimmer nochmals durch; er stellte sich vor, wie Pilar schluchzen, sich am Boden wälzen, seine

Kniee umfassen, sich die Haare ausraufen würde, und er sah sich nach nutzloser Wiederholung der Folter von Neuem entwaffnet. Einen Augenblick lang hatte er den Einfall, einen Notschrei auszustoßen, Schrötter zu Hilfe zu rufen, aber er schämte sich gleich darauf seiner Unmännlichkeit und gab den Gedanken auf. So blieb ihm nichts übrig, als sich zu ergeben. Er that es mit einer dumpfen, verzweiflungsvollen Verzichtleistung auf alle seine Grundsätze, sittlichen Anschauungen und Lebensideale. Ein Verhängnis hatte ihn getroffen und es half nichts, sich dagegen zu wehren. Er mußte es hinnehmen wie Krankheit oder Tod. Er war sich selbst untreu, gegen sich und die Anderen unwahrhaftig geworden, es lag in der unerbittlichen Logik der Dinge, daß er dafür büßen mußte. Aber welch ein Schiffbruch! Nach einem keuschen, stolzen Leben, dessen einzigen Inhalt Pflicht und Streben nach Erkenntnis gebildet hatten, das ganz der Bekämpfung des Tiers im Menschen und der Selbsterziehung zu idealer Unabhängigkeit von niedrigen Trieben gewidmet war, dieses schmachvolle Ertrinken oder Ersticken im schlammigen Bodensatz eines Liebestrankes!

Pilar, die ihn mit der Lage ausgesöhnt glaubte, wurde ruhiger und ihr Mißtrauen verlor sich nach und nach. Etwa einen Monat später, gegen Mitte März, hatte sie das Gleichgewicht der Seele soweit wiedergefunden, daß sie sich nach langer Weigerung von einer Freundin überreden ließ, zu dem Ballfeste zu kommen, womit sie ihr neues Hotel einweihte. „Den Kesselhaken aufhängen“, „pendre la crémaillère“ nennt man in Paris eine solche Hausweihe. Die Freundin war ebenso abergläubisch wie Pilar selbst und hatte ihr hundertmal geschworen, sie würde im neuen Hause kein Glück haben, wenn Pilar beim ersten Feste fehlte. Sie faßte erst um zehn Uhr abends einen endgiltigen Entschluß. Sie ließ Wilhelm zu Bette gehen, dann schickte sie um Isabel und schloß sich mit ihr im Boudoir ein. Erst als diese ihr achtmal hintereinander den Coeur-Buben aufgeschlagen hatte und sie Wilhelm ruhig im Bette liegen und eine Zeitung lesen sah, gab sie Anne und Don Pablo einige Befehle, ließ sich rasch ankleiden und ging nach vielen Küssen und Umarmungen mit dem Versprechen, nicht lange zu bleiben.

Wilhelm las seine Zeitung zu Ende, blies dann die Kerzen aus und drehte sich zur Wand um. Aber der Schlaf floh ihn

und er starrte mit offenen Augen ins Dunkel. Da blitzte ein seltsamer Gedanke in seinem Hirn auf, wurde abgewiesen, kehrte hartnäckig wieder, erstarkte und ward endlich so gebieterisch, daß Wilhelm aufgeregt die Lichte wieder anzündete und sich im Bett aufsetzte. Don Pablo war heimgegangen, Anne hatte Pilar begleitet, Isabel befand sich hinten in eifriger Unterhaltung mit einer oder zwei Flaschen des Valdepeñas, von dem einige Tage vorher zwei frische Fässer angekommen waren, und Auguste schlief wahrscheinlich schon in seinem Zimmer. Er war so gut wie allein im Hause. Jetzt oder niemals! Er sprang aus dem Bett und begann sich hastig und mit Herzklopfen anzukleiden. Wie weit war es mit ihm gekommen! Er stand im Begriff, eine Feigheit zu verüben. Ja. Aber keine größere, vielleicht eine geringere Feigheit, als in der Erniedrigung zu schwelgen. Er beging einen häßlichen Vertrauensbruch. Eigentlich nicht; denn er hatte sich offen mit Pilar auseinandergesetzt und sie mußte wissen, woran sie mit ihm war. Überdies, wenn man in einen Sumpf geraten war, so konnte man nicht hoffen, ganz unbeschmutzt herauszukommen. Allein wie wird der armen Pilar zu Mute sein, wenn sie heimkommt und ihn nicht findet? Er zögerte, als er sich dies vergegenwärtigte, und wäre fast wieder auf sein Lager zurückgekehrt. Doch nein, er wollte nicht daran denken. Rasch beendete er seine Toilette und trat in sein Zimmer, um einige seiner notwendigsten Sachen zusammenzuraffen. Die beiden großen Koffer waren verräumt und ihre Wegführung jetzt ohnehin unmöglich. Der Handkoffer dagegen lag in einem Wandschrank. Er packte etwas Wäsche und Kleider, wenige Bücher und seine Schriften hinein, warf einen letzten Blick auf die Räume, in denen er so schwere Herzensstürme überstanden hatte, löschte dann die Lichte aus und ging festen Schrittes die Treppe hinunter.

Im Flure brannte die Gasflamme, die Hausthür stand halb offen und auf der Schwelle plauderte Auguste mit einem Dienstmädchen des Nachbarhotels. Sie huschte davon, als der Diener sich umwandte und beim Anblicke Wilhelms mit dem Kofferchen in der Hand überrascht ins Haus trat.

„Ah!“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Der Herr Doktor! Ich verstehe, ich verstehe. Ich hätte es längst gethan. Es ging wirklich nicht mehr. Mir hätten Herr Doktor

freilich ein Wort sagen können. Denn ich — ein zugenähter Mund!"

Wilhelm war niedergeschmettert. So sollte ihm keine Demütigung erspart bleiben, auch nicht die schutzbeflissene Vertraulichkeit dieses Bedienten! Daran war aber nichts mehr zu ändern. Auguste nahm ihm trotz seiner Abwehr den Handkoffer ab und fragte diensteifrig: „Wohin soll ich ihn tragen?"

„Blos zu einer Droschke," antwortete Wilhelm.

Sie traten zusammen auf den Boulevard Pereire hinaus und während sie den tiefen Einschnitt der Gürtelbahn entlang dahinschritten, fragte Auguste: „Herr Doktor verlassen wohl Paris?"

Wilhelm gab keine Antwort.

„Haben Herr Doktor eine Adresse hinterlassen?" fuhr Auguste zudringlich fort.

„Nein," erwiderte Wilhelm.

„Es wäre doch aber gut. Wegen der Briefe, die kommen könnten. Und um die Bücher und Sachen nachzuschicken. Und es wird doch den Herrn Doktor auch interessieren, dann und wann zu erfahren, wie es im Hause weiter zugeht. Der Herr Doktor brauchen ja die Adresse nur mir anzuvertrauen. Von mir kriegt sie Niemand und wenn der Herrgott mit allen seinen Heiligen kommt."

Wilhelm war so schwach, zwischen Pilar und sich einen neuen dünnen Faden zu knüpfen, nachdem er die Verbindung eben zerschnitten hatte. Er schrieb auf ein Blatt seines Taschenbuches Schrötters Adresse auf und gab sie Auguste mit den Worten: „Unter dieser Adresse gelangt alles sicher an mich."

So erreichten sie den Droschkenstand in der Avenue de Villiers, Wilhelm stieg in einen Wagen, nahm den Handkoffer mit hinein und legte ein Goldstück in die Hand Augustes, welcher dankte und fragte, wohin der Kutscher fahren solle.

„Zunächst blos die Avenue de Villiers hinunter," antwortete Wilhelm.

Auguste rief grinsend dem Kutscher diese Weisung zu und wollte den Schlag schließen, als plötzlich ein Schmerzgeheul ertönte.

„Das sakrische Vieh!" fluchte Auguste und gab Fido, der unbemerkt mitgelaufen war, einen Fußtritt. Das arme Tier

war gewohnt, immer mitgenommen zu werden, wenn Wilhelm mit Pilar ausfuhr, es hatte auch jetzt in den Wagen springen wollen und wäre fast eingeklemmt worden. Wilhelm bückte sich zu dem schnaubenden und wedelnden Hunde nieder und streichelte ihn zum Abschiede.

„Herr Doktor sollten ihn als Andenken mitnehmen," meinte Auguste mit verstecktem Spott, „es wird sich jetzt ohnehin Niemand um ihn kümmern."

„Sie haben Recht," sagte Wilhelm und ließ Fido ein. Die Droschke rollte davon und Auguste sah ihr einen Gassenhauer pfeifend noch eine ganze Weile nach.

6.

Vollbringung.

Es war nicht weit von Mittag, als Wilhelm aus einem Gasthof am Neuen Jungfernstieg in Hamburg heraustrat und der Alster zuschritt. Hinter ihm trabte Fido her, dessen an tägliches Baden und Kämmen gewöhntes weißes Fell traurig vernachlässigt aussah.

Der Himmel war dick bewölkt, die Luft in Folge des herrschenden Westwindes für die Jahreszeit ungewöhnlich lau, das Pflaster des Jungfernstiegs naß und schmutzig. Ein gelber, halbdurchsichtiger Nebel lag auf der Binnen-Alster und gab allen Gegenständen nah und fern das unbestimmte, zitterige Ansehen von Luftspiegelungen. Rechts erhoben sich über die düsteren Häusermassen vier spitze Kirchtürme, deren äußerste Enden zu qualmen und sich in Rauch aufzulösen schienen. Weit vorn konnte man die Lombardsbrücke eben noch unterscheiden, ihre drei Bogenöffnungen jedoch waren wie mit grauem Stoffe verhangen. Schwäne glitten langsam einzeln und in Gruppen über die schmutzig aussehende Wasserfläche und näherten sich manchmal den offenen Fenstern des Alsterpavillons, durch welche ihnen von frühstückenden Gästen Brosamen zugeworfen wurden.

An der zweiten Landungsbrücke lag das kleine, grün angestrichene Uhlenhorst-Dampfboot. Wilhelm begab sich an Bord desselben und blieb auf dem Verdecke, gedankenvoll in die dicke Luft und auf die schattenhaften Umrisse der Ufergebäude hinausstarrend. Er hatte sich in der Nacht seiner Flucht aus dem Hotel am Boulevard Pereire nach der Nordbahn fahren lassen und einen nach Mitternacht abgehenden Zug genommen, der ihn am nächsten Abend gegen sechs Uhr nach Köln brachte. Stumpf und

müde kam er an, übernachtete und reiste am folgenden Nachmittage nach Hamburg weiter. Hier war er nun schon seit zwei Tagen, aber erst jetzt hatte er sich zu einem Besuche bei Paul aufraffen können. Bisher war ihm Einsamkeit Bedürfnis gewesen. Es hatte ihm geschienen, man müsse ihm an der Stirn ablesen, was er erlebt und was er begangen habe. Seine Gedanken weilten fortwährend in Paris. Auf der Fahrt, in Köln, seit seiner Ankunft in Hamburg sah er immer nur Pilars Schlafzimmer, ihre Heimkehr vom Balle, die leidenschaftliche Kundgebung ihrer Gefühle in den folgenden Stunden und Tagen. Er lebte ganz in diesen Bildern. Zwischen der ihn umgebenden Wirklichkeit und seinem Geiste bestand noch keine Verbindung. Er hatte das Gefühl, daß er nur ein paar Schritte zu thun brauche, um wieder bei Pilar zu sein, und einigemale kam es über ihn, als sollte er zu ihr zurückkehren, sich ihr wieder zu Füßen legen und von nun an bis an sein Ende bei ihr ein willen- und gedankenloses wollüstiges Pflanzenleben führen. Er widerstand diesem Drang, aber der Herrschaft der einen Vorstellung, die immer wieder das Hotel am Boulevard Pereire vor ihm heraufbeschwor, konnte er sich nicht entziehen.

Nach einigen Minuten fuhr das Boot ab. Die Ufer wichen zurück und auseinander und ihre Häuserlinien entrollten sich wie Nebelbilder auf einer gekalkten Wand. Bald schoß das Schiff unter der Brückenwölbung dahin, die dunkel und feuchtkalt war wie ein Keller und deren Widerhall das Plätschern der vom Dampfer aufgeregten Wellen und das Poltern der Maschine zu einem lauten Getöse steigerte. Dann wurde das Geräusch mit einemmale wieder leise, als wäre einem lärmenden Tonwerkzeuge plötzlich ein Dämpfer aufgesetzt worden, das Boot war unter der Brücke hervorgekommen und schwamm in der breiten Außen-Alster, die sich meerbusenartig zu dehnen schien, da der Nebel die Grenzen zwischen ihrem glatten Spiegel und den sich über ihn kaum erhebenden flachen Ufern verstrich. In kühnen Bogen schwenkte das Fahrzeug von einer Seite zur andern, um die verschiedenen Haltstellen anzulaufen, dann kam zuerst verschwommen, doch bald deutlicher und endlich ganz klar der viereckige Turm und der schwere, ritterburgähnliche Bau des Fährhaus-Hotels in Sicht. Das Boot war am Endpunkte seiner Fahrt angelangt.

Da war Wilhelm nun wieder an der wohlbekannten Stelle,

die so oft das Ziel seiner kurzen Spaziergänge mit dem kleinen Willy gewesen. Es waren kaum zehn Monate verflossen, seit er sie zum letztenmale gesehen, ihm schien aber dieser Zeitabstand durch eine krankhafte Optik endlos verlängert. Er hatte die Empfindung jenes Sultans im morgenländischen Märchen, der ein ganzes Menschenalter durchlebt zu haben glaubt, während er doch nur einen Augenblick lang angesichts seines Hofstaats in seinem Bad untergetaucht ist.

Er überwand eine seltsame Zaghaftigkeit und klingelte am Hausthor in der Carlstraße. Der Diener in Jägertracht öffnete, stieß einen Ruf der Überraschung aus und eilte ihm voraus nach dem Rauchzimmer im Erdgeschosse. Wilhelm folgte ihm auf dem Fuß und ließ ihm nur Zeit, die Thür vor ihm aufzureißen und überlaut in die Stube hineinzuschreien: „Herr Doktor Eynhardt!"

„Was! Du selbst oder dein Geist? Na, das muß ich sagen!" rief Paul hocherfreut und schloß ihn in seine Arme. Nach den ersten stürmischen Begrüßungen drückte er ihn auf das Sopha, setzte sich neben ihn und ließ einen Hagel von Fragen auf ihn niederprasseln. „Wo kommst du jetzt her? Wie ist es dir immer gegangen? Was hast du vor? Und vor allen Dingen: wo sind deine Sachen?"

„Im Gasthof," erwiderte Wilhelm etwas zaghaft.

„Im Gasthofe? Bist du bei Troste? Für dich giebt es in Hamburg blos einen Gasthof, das Hotel Haber. Hat es dir da so schlecht gefallen, daß du ihm deine Kundschaft entziehst?"

„Dringe nicht in mich, guter Paul, glaube mir, es ist besser so. Deine Gastfreundschaft drückt mich."

„So spricht ein Freund?" grollte Paul.

„Es ist eine Schwäche, ich weiß es, aber ich bitte dich, sieh sie mir nach."

„Warte, ich schicke Malvine über dich, vor der wirst du die Waffen strecken müssen."

„Nein, Paul, wirklich, ich kann nicht mehr zu dir ziehen. Ich will so oft zu euch kommen, daß ich euch lästig werde —"

„Niemals!"

„ — aber lasse mich hier leben, wie ich es in Berlin gewohnt war. Umsomehr, als es sich ja vielleicht um eine lange Zeit handelt."

„Du willst also in Hamburg bleiben? Das ist prächtig."

„Für den Augenblick wenigstens sehe ich nichts Anderes."

„Aber im Sommer wirst du doch auf einige Wochen zu uns aufs Gut kommen?"

„Das geht eher."

Die Thür öffnete sich wieder, Malvine trat raschen Schrittes ein und eilte auf den sich erhebenden Wilhelm zu.

„So vom Himmel herabgeschneit!" rief sie und schüttelte ihm kräftig beide Hände. „Kein Brief, keine Depesche, nichts. Freilich, Sie wußten ja, daß Sie immer willkommen sind."

Und nun mußte er sich von Neuem gegen eine hartnäckige Aufnötigung von Gastfreundschaft zur Wehre setzen und der Angriff der guten, zähen Malvine war wirklich nicht so leicht abzuschlagen wie der Pauls. Da Wilhelm aber bei seiner Ablehnung blieb und nicht einmal den Namen seines Gasthofes verraten wollte, ehe man ihm seine Unabhängigkeit verbürgte, so ließ man schließlich von ihm ab.

„Erzähle uns jetzt aber auch, was du alles erlebt hast," sagte Paul, ihm auf die Achsel klopfend, „es muß dir jedenfalls sehr gut gegangen sein, denn du hast entweder gar nicht geschrieben oder nur im Hut, so etwa: Lieber Freund, alles wohl; wie gehts dort? viele Grüße, immer der Deinige. Na, ich trage dir das nicht weiter nach. Im schönen Paris hat man natürlich andere Dinge zu thun, als an die langweiligen Freunde auf der Uhlenhorst zu denken."

„Das glaubst du nicht ernstlich," erwiderte Wilhelm und drückte ihm die Hand.

„Ich würde eher vermuten, daß der Doktor krank gewesen ist," meinte Malvine, die mit ihrem weiblichen Auge sofort die Blässe und Müdigkeit von Wilhelms abgemagertem Gesichte bemerkt hatte.

„Wirklich? Warst du leidend?" rief Paul unruhig.

„Nein nein, es fehlt mir nichts," sagte Wilhelm rasch und zwang sich zu einem Lächeln. Er mußte aber die Versicherung wiederholen und mit Bei- und Nebenwörtern verstärken, um die erwachte Besorgnis des Freundespaares zu verscheuchen.

Paul kam auf seine Frage nach Wilhelms Erlebnissen zurück und dieser suchte ihr zu entschlüpfen, indem er in unbestimmten Wendungen von der Ereignislosigkeit seines Daseins in den letzten

Monaten sprach und rasch auf Paris überging, von dem er mit der Ausführlichkeit eines Fremdenführers erzählte. Auf seine Gegenerkundigung nach dem, was sich etwa bei ihnen zugetragen, antworteten Paul und Malvine um die Wette mit ausgiebigen Berichten. Es ging ja so weit alles gut, Paul hatte zum letzten Ordensfeste den roten Adlerorden und überdies im Laufe des Winters zwei neue ausländische Dekorationen bekommen, darunter eine, „die ihm zum Halse heraushing"; das war nämlich seine elegante Art, ein Komthurkreuz zu bezeichnen; auf dem Gute war wieder allerlei geändert, was er mit vielen Einzelheiten mitteilte: jetzt arbeitete er an der Verwirklichung eines ganz neuen Gedankens, nämlich an der Einrichtung einer Moor-Kolonie für entlassene Sträflinge, Landstreicher und ähnliches unnützes Gesindel, das durch landwirtschaftliche Arbeit ins ordentliche Erwerbsleben zurückgeführt werden sollte.

Malvine wußte von Herbst- und Winterfesten bei sich und Anderen zu erzählen und daß von den drei Erbinnen, an die sie für Wilhelm gedacht hatte, eine schon verheiratet, die zweite verlobt und nur die dritte noch frei war, die mit dem Krauskopfe, die sich sogar von Zeit zu Zeit nach ihm erkundigte.

Mittlerweile war die Neuigkeit von der Ankunft Wilhelms auch schon bis zu Willy gedrungen und er kam herbeigelaufen, um ihn zu begrüßen. „Onkelchen! Onkelchen! Da bist du ja wieder!" jauchzte er schon von weitem und streckte ihm die kleinen Arme entgegen. Er war nicht viel gewachsen, aber voll und glänzend wie ein reifer Apfel. Wilhelm umarmte und küßte ihn und streichelte ihm die weichen blonden Locken, die sich fast so anfühlten wie Pilars Seidenhaar.

„Bist du auch immer artig gewesen?" fragte er ihn.

„O ja, sehr artig," rief der Knabe lebhaft, „nicht wahr, Vater? Ich kann auch schon lesen, alles, auch die Zeitung. Dafür habe ich zu Weihnachten einen schönen großen Baukasten bekommen."

Wilhelm hatte ihn auf sein Knie genommen, aber der bewegliche Kleine konnte sich nicht lange ruhig verhalten. Er sprang zu Boden, hüpfte vor dem Paten hin und her und plauderte weiter: „Nicht wahr, Onkelchen, du bist zu meinem Geburtstag gekommen?"

Daran hatte Wilhelm gar nicht gedacht. „Wann ist denn dein Geburtstag, mein Junge?“ fragte er ihn etwas beschämt.

„Das weißt du nicht? Er ist ja übermorgen. Und was hast du mir von der Reise mitgebracht?“

Er wartete die Antwort nicht ab, denn er hatte eben Fido entdeckt, der, befangen, wie Hunde es in fremden Räumen und unter unbekannten Menschen zu sein pflegen, sich unter einen Tisch verzogen hatte und still dasitzend Wilhelm im Auge behielt.

„Ein Hund! Ein Spitz!“ jubelte Willy, „ist der für mich, Onkelchen?“ Und er eilte auf Fido zu, faßte ihn an der Pfote und schleifte ihn hervor. Malvine rief ängstlich: „Willy, willst du ihn loslassen!“ Wilhelm beruhigte sie aber: „Er thut nichts. Er ist ganz sanft.“

Fido ließ sich in der That ohne großen Widerstand in die Mitte des Zimmers ziehen, wandte nur den Kopf ein wenig ängstlich weg und sah das Kind von der Seite unruhig an, da er über dessen Absichten noch im Zweifel war. Als ihn aber Willy zu streicheln und freundlich zu klopfen begann und ihn auf die Hinterbeine setzte, um ihm die Anfangsgründe des Aufwartens beizubringen, da erkannte Fido, daß ihm nichts Böses zugefügt werden sollte, und schloß sich dem neuen Freunde mit der leichten Vertraulichkeit an, die der große Charakterfehler dieses geselligen Tieres war. Er setzte seinen buschigen Schweif in ein ausdrucksvolles Wedeln, suchte aufdringlich Willys blühendes Gesicht zu lecken und wurde von der angenehmen Erregung so überwältigt, daß er alsbald einen Anfall von Niesen, Husten und Schnaufen bekam, der Willy zum Ausrufe veranlaßte: „Mein Spitz hat sich auf der Reise erkältet. Mutter, wir müssen ihm Brustthee geben.“ Der Knabe hatte an dem Tiere große Freude, spielte mit ihm während der ganzen Dauer von Wilhelms Besuche, fütterte ihn beim Mittagessen, wollte ihm sogar Bier zu trinken geben, wogegen sich aber Fido hartnäckig sträubte, und war sehr enttäuscht, als Wilhelm beim Weggehen Miene machte, den Hund mitzunehmen.

„Hast du ihn denn nicht mir mitgebracht?“ fragte er mit einem Mäulchen.

Wilhelm beruhigte ihn, indem er ihm versprach, daß er Fido jeden Tag sehen solle, und ihm in aller Form das Eigentumsrecht an dem Tier übertrug. Unter diesen Bedingungen war

Willy damit einverstanden, daß Fido fortfuhr, bei Wilhelm zu wohnen, und in der Carlstraße nur in häufigen Gastrollen erschien.

Der erste Besuch bei seinen Freunden auf der Uhlenhorst hellte Wilhelms Gemüt nicht auf. Er atmete in ihrem Haus eine reine, frische Luft und er hatte die Empfindung, daß er sie mit einem schweren, ungesunden Dufte verderbe, der an ihm haftete und den er nicht loswerden konnte. Ihr Leben war durchsichtig wie Kristall und jede Minute desselben vertrug den strengsten Blick. Er dagegen hatte Manches zu verbergen. Sein Gedächtnis zeigte ihm allerlei Auftritte, er sah sich wieder in verschiedenen Lagen, in denen er sich befunden hatte, und er dachte: „Was würden sie sagen, wenn sie wüßten!" Paul und Malvine erzählten unbefangen von ihren letzten acht Monaten, er war dazu verurteilt, in seinem Herzen verschlossen zu halten, was er erlebt hatte. Seine offene Natur war zur Hegung eines Geheimnisses schlecht eingerichtet. Es drängte sich ihm auf die Lippen, so oft er mit seinem Freunde beisammen war, und sein Bedürfnis, es auszusprechen, war um so mächtiger, als er über seine Handlungsweise noch durchaus kein sicheres Urteil hatte und danach lechzte, aus dem Mund eines unbefangenen Menschen von gesunder Sittlichkeit und Welterfahrung zu hören, daß er recht gethan. Er hatte in seiner Brust einen Ankläger, der ihn treulos und niedrig nannte und ihm Pilar als das Opfer eines Verrats zeigte, und er bedurfte eines Vertheidigers, da er selbst nicht im Stande war, die harten Beschuldigungen mit Überzeugung abzuwehren.

Die Hilfe, nach der ihn verlangte, sollte ihm werden. Er hatte bald nach seiner Ankunft in Hamburg an Schrötter geschrieben, um ihm seinen neuen Aufenthaltsort anzuzeigen, und in dem Briefe seine Sehnsucht geäußert, ihn nach so langer Trennung wiederzusehen. Er fragte zugleich, ob es unbescheiden wäre, ihm eine kleine Reise zuzumuten, etwa nach Wittenberge, wo sie sich treffen und einen oder mehrere Tage miteinander verbringen könnten, wenn es Schrötter möglich wäre, sich auf kurze Zeit von Berlin loszumachen. Schrötter hatte mit der folgenden Post geantwortet. Er drückte seine Freude darüber aus, Wilhelm sich wieder nahe zu wissen, und versprach, die ersten freundlichen Apriltage zu einem Ausfluge nach Hamburg zu benützen. Er werde es so einzurichten suchen, daß er mindestens eine Woche

mit Wilhelm beisammenbleiben könne. Vielleicht bringe er dann auch Bhani mit.

Es waren erst vier Tage verflossen, seit Wilhelm Schrötters Brief erhalten hatte, als der Portier des Gasthofs ihm Nachmittags bei seiner Heimkehr von der Uhlenhorst, wo er zu Mittag gegessen hatte, mitteilte, ein Herr sei aus Berlin angekommen, habe nach ihm gefragt und erwarte ihn auf seinem Zimmer, dessen Nummer er ihm angab. Eine frohe Ahnung erfaßte Wilhelm, er eilte die Treppe so rasch hinauf, daß Fido ihm nicht nachkommen konnte, und klopfte an die ihm bezeichnete Thür. Die Stimme, die „Herein" rief, war eine wohlbekannte, einen Augenblick darauf umarmte er Schrötter.

Dieser sah nach den ersten Begrüßungen seinen jüngern Freund zwischen den schmal geöffneten Lidern lange prüfend an, dann sagte er: „Sie wundern sich wohl, daß ich nicht bis April gewartet habe und so Knall und Fall gekommen bin?"

„Ich wundere mich weniger, als ich mich freue," erwiderte Wilhelm und drückte die große, starke Hand Schrötters, der sich in den letzten fünf Vierteljahren fast gar nicht verändert hatte und mit seinen mächtigen Schultern und dem gewaltigen Kopfe, dessen blonder, über der Stirn zusammengewirbelter Schopf kaum zu ergrauen begann, noch immer das alte Urbild reifer männlicher Kraft war.

„Es hat aber einen Grund, daß ich meinen ursprünglichen Vorsatz geändert habe," fuhr Schrötter fort; „ohne meine Schuld habe ich gegen Sie eine Unzartheit begangen, für die ich Sie persönlich um Verzeihung bitten muß."

Er zog aus seiner Brusttasche einen Brief hervor und sagte, indem er ihn Wilhelm reichte: „Dieser Brief ist gestern angekommen. Nach der Aufschrift mußte ich annehmen, daß er an mich gerichtet sei, und so habe ich ihn gelesen und merkte dann freilich, daß er offenbar für Sie bestimmt war."

Wilhelm war bleich geworden, als Schrötter ihm den Brief gegeben hatte. Dieser zeigte eine französische Marke mit dem Pariser Poststempel und in den großen unbeholfenen Buchstaben einer wenig schreibgeübten Hand Schrötters Namen und Adresse. Nichts Äußerliches ließ vermuten, daß er für Wilhelm bestimmt war. Auguste — Wilhelm erriet sofort, daß er der Briefschreiber war — hatte nicht daran gedacht, in den ersten Umschlag einen

zweiten mit Wilhelms Namen zu legen oder den letztern der ihm aufgeschriebenen Adresse Schrötters anzufügen.

Wilhelms Hand zitterte, als er das Blatt entfaltete, und vor seine Augen zog sich ein Schleier. Einen Augenblick lang hatte er Lust, den Brief einzustecken und zu sagen: „ich lese ihn später,“ denn es war ihm qualvoll, seine Bewegung zu verraten, während Schrötters Blick auf ihm ruhte. Doch was sollte die Verstellung jetzt? Schrötter mußte ja doch Alles erfahren. So begann er denn Auguste's steife Schriftzüge zu überfliegen.

Der Diener schrieb ihm in seinem Hintertreppen-Stil und mit einer Rechtschreibung, welche diesem angepaßt war:

„Paris, den 26. März 1880.

„Herr Doktor,

„Sie sind nun seit acht Tagen fort und es ist Zeit, daß ich Ihnen erzähle, was seitdem vorgegangen ist. War das eine Komödie! Sie werden gleich sehen.

„Als die Frau Gräfin nach Hause kam und ich ihr die Thür öffnete, sagte ich nichts, dachte mir aber: jetzt wird es los-gehen. Und richtig, kaum war sie ins Schlafzimmer getreten, da hörten wir ein fürchterliches Geschrei. Ich erschrak nicht weiter, denn ich wußte ja, was es war, aber Isabel kam herbei-getorkelt und heulte französisch und spanisch durcheinander: Brennt es? Sind Diebe im Haus? Es war zum Totlachen.

„Ich wurde hinaufgerufen und von Anne ausgefragt. Die Frau Gräfin hatte nicht die Kraft dazu. Sie kniete in ihrer Balltoilette neben dem leeren Bette, begrub das Gesicht in das Kissen, das noch den Eindruck Ihres Kopfes hatte, und weinte und weinte, als ob ihr die Petersilie verhagelt worden wäre. Ich weiß ja, daß die Frau Gräfin sehr leicht weint. Das hat sie immer an sich gehabt, seit ich sie kenne. Aber daß sie so viel Thränen im Leibe hat, hätte ich ihr doch nicht angesehen. Anne drang in mich wie ein Untersuchungsrichter, ich machte aber natürlich ein unschuldiges Gesicht und wußte von nichts. Im Grunde war es dieser Schlange egal, das sah ich sehr wohl, und während sie mich verhörte, warf sie mir sogar Blicke zu, die mir darüber ein Langes sagten. Aber die Frau Gräfin ist sehr schlau. Sie dachte sich gleich, daß ich mehr wisse, als ich zu sagen für gut fand; sie wandte mir ein Gesicht zu, so weiß wie

ein Käse, und sah mich mit Augen an, vor denen ich fast Angst bekommen hätte, wenn ich nicht, ohne Ruhm zu vermelden, aus Carpentras gebürtig wäre, und versuchte es zuerst mit Güte und drohte dann, mich gleich wegzujagen, und wollte mich zuletzt bestechen, indem sie mir allerlei versprach — meiner Treu, der Augenblick war nicht leicht zu überstehen, aber ich bin standhaft geblieben und die Frau Gräfin warf sich wieder auf ihr Bett und der Hahn wurde wieder zu vollem Gang aufgedreht. Ist es da nicht der saubern Anne eingefallen, der Frau Gräfin zu sagen, sie solle in den Schränken nachsehen, ob ihr Geld und Schmuck da sei? Schweigen Sie, Unglückliche! schrie die Frau Gräfin, daß die Fenster zitterten, und warf der Person einen Blick zu, daß sie zusammenklappte wie ein Taschenmesser. Sie ist nicht aus Carpentras. Um es kurz zu machen: die Nacht ist keiner von uns zu Bette gegangen. Die Frau Gräfin bildete sich ein, Sie seien vielleicht um Mitternacht ein bischen spazieren gegangen und würden wiederkommen — eine gute Idee, nicht? Erst am Morgen begriff sie, daß der Vogel im Ernst ausgeflogen war, und das war dann ein anderes Bild. Sie legte sich krank, blieb fünf Tage in ihrem Zimmer, das dunkel verhängt war, aß nichts, trank nichts, redete irre, vier Ärzte kamen zu ihr, jeder zu fünfzig Franken die Visite, und Geistliche, und Nonnen, und die Mama, die Frau Marquise, bekam drei Depeschen, eine länger als die andere, und vorgestern ist sie angekommen und weint jetzt mit ihrer Tochter um die Wette. Aber die Tochter ist darin viel stärker. Seit sie die Mama hat, scheint die Frau Gräfin ruhiger. Gestern ist sie zum erstenmal aufgestanden und um Ihnen Alles zu sagen, was ich denke: ich hoffe, in vierzehn Tagen oder drei Wochen geht sie wieder auf einen Ball. Das wird ihr gut thun.

„Ihre Sachen hat sie auf den Boden räumen lassen, um sie nicht vor sich zu sehen, und Ihr Zimmer hat jetzt die Frau Marquise, aber die Frau Gräfin betritt es nicht. Der Haarkräusler erzählt, daß davon die Rede sein soll, ein anderes Hotel zu mieten oder gar nach Spanien zu gehen. Ich würde die Frau Gräfin ungern verlassen, aber nach Spanien würde ich nicht mitgehen.

„Ich möchte den Herrn Doktor fragen, ob ich nach einiger Zeit, wenn die Frau Gräfin sich getröstet hat, Ihre Adresse be=

kannt machen darf, damit man Ihnen Ihre Koffer und Sachen schicken kann.

„Ich hoffe, daß es Ihnen gut geht und daß Sie mir ein Wörtchen schreiben werden. Seien Sie ruhig wegen der Frau Gräfin, es wird Alles gut werden. Sie sind nicht der erste gewesen und hoffen wir, daß Sie nicht der letzte sein werden.

„Ich grüße Sie, Herr Doktor, Ihr sehr ergebener Auguste."

„Nachschrift. Bei all ihrer Verzweiflung hat die Frau Gräfin Kopf genug, sogar Anne einreden zu wollen, Sie hätten wahrscheinlich vor Ihren politischen Feinden fliehen müssen oder wären vielleicht sogar von preußischen Agenten entführt oder ermordet worden. Anne sagt, so etwas habe man schon oft erlebt, die Elende! Sie haben gut gethan, sich aus diesem Kasten fortzumachen."

Wilhelm merkte gar nicht, daß er den Brief ohne Unterbrechung zweimal, dreimal hintereinander las. Erst als er zum viertenmal beginnen wollte, kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er nicht allein sei, daß Schrötter dasitze und ihn beobachte, und er faltete verwirrt das Blatt zusammen. Er hatte nicht den Mut, etwas zu sagen oder den Freund anzusehen, sondern ließ Kopf und Hände sinken und schlug mit unglücklicher Miene die Augen nieder.

Schrötter brach zuerst das Schweigen. „Ich bitte Sie nochmals um Verzeihung, daß ich den Brief gelesen habe. Aber wie konnte ich ahnen —"

„Nein," sagte Wilhelm leise, „an mir ist es, Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich gegen Sie nicht offener war. Ich hatte aber die Absicht, diesen Fehler gutzumachen. Darum bat ich Sie um eine Zusammenkunft in Wittenberge."

„Ersparen Sie sich Mitteilungen, die Ihnen vielleicht schwer ankommen," bemerkte Schrötter liebevoll, „ich errate den Zusammenhang und verstehe jetzt auch Ihre letzten Briefe. Ich dachte mir, daß Sie in einer Stimmung sind, in der Sie einen Freund neben sich brauchen können. Deshalb bin ich ohne Verzug gekommen."

„Sie sollen nichts erraten," erwiderte Wilhelm, Schrötter die Hand drückend; „ich will Ihnen Alles erzählen, es ist mir ein Bedürfnis und zugleich eine Art Sühne."

Und er begann seine Beichte mit dumpfer Stimme und

gesenktem Blicke, wie ein Sünder, der beschämende Schuld bekennt, und Schrötter hörte ihm ernst und schweigend zu wie ein Priester, vor dem eine gedrückte Seele ihre Bürde abwälzt. Wilhelm verschwieg nichts, nicht den Rausch der ersten Wochen noch die Bitterkeiten der letzten. Er zeigte Pilars Leidenschaft und seine eigene Schwäche, das sinnliche Heidentum und die Liebeskünste des unersättlichen Weibes und die unwürdige Rolle, die er vor Dienern und Fremden in ihrem Hause gespielt; er sprach von seinen qualvollen Zweifeln an der Richtigkeit seiner Handlungsweise und schloß mit der Frage: „Und nun sagen Sie mir, soll ich auf diesen Brief antworten?"

„Was fällt Ihnen ein!" rief Schrötter, als Wilhelm geendet hatte und ihn mit banger Erwartung ansah. „Sie haben jetzt nichts Anderes zu thun, als verschollen zu bleiben. Sollte man Ihnen trotz Ihres Schweigens wieder schreiben, so würde ich Ihnen raten, die Briefe ungelesen zu verbrennen. Das wird freilich eine gewisse Seelenstärke erfordern, aber da die Briefe ja an meine Adresse gelangen, so will ich es für Sie thun, wenn Sie mich dazu ermächtigen."

Wilhelm rang nach einem Entschlusse. „Nicht ungelesen verbrennen," sagte er nach einer Pause; „öffnen Sie die Briefe und urteilen Sie in jedem Falle selbst, ob Sie mir den Inhalt ganz oder teilweise bekanntgeben wollen."

„Immer noch nicht die gehörige Bestimmtheit des Willens!" erwiderte Schrötter; „zuerst machen Sie sich los und dann haben Sie doch nicht den Mut, alle Brücken hinter sich abzubrechen. Glauben Sie mir, das Beste ist, Sie erfahren nichts mehr aus Paris und fordern einmal, nach Monaten, durch eine Mittelsperson Ihre Sachen zurück. Haben Sie Jemand in Paris, der das besorgen kann?"

„Nein."

„Dann will ich es thun. Und wenn man die Sachen verfallen läßt, so ist auch nicht viel verloren. Vor allen Dingen keine Wiederanknüpfung. Dieser Lakai, der Ihnen schreibt, sieht in seinem Cynismus das Verhältnis ganz gesund an. Sie müssen es nicht tragisch nehmen. Sie haben Ihre Herzenskrise gehabt, der kaum Jemand entgeht. Sie ist bei Ihnen spät gekommen und unter unglücklichen Nebenumständen. Das hat sie schwerer gemacht, als sie sonst wohl zu sein pflegt. Aber jetzt

soll sie für Sie vorüber sein. Allerdings wird es einiger Zeit bedürfen, bis Sie Ihren Gleichmut wiederfinden. Was ich bei dem Abenteuer am meisten beklage, das ist, daß Sie fürs Erste an keine Ehe denken können, die ich doch für Sie so sehr gewünscht hätte. So lange die Erinnerung an dieses berauschende Weib in Ihnen frisch ist, wird Ihnen jedes anständige deutsche Mädchen reizlos und die Liebe, die es Ihnen bieten kann, ohne Würze scheinen."

„Sie sprechen immer von mir," wagte Wilhelm einzuwenden; „aber das ist ja nicht die Hauptsache; was mich drückt, das ist, daß ich an ihr treulos gehandelt habe."

„Seien Sie darüber ruhig," gab Schrötter zurück. „Sie waren im Fall einer Art Notwehr und konnten, ja durften nicht anders handeln. Nicht zu entschuldigen wären Sie gewesen, wenn Sie noch länger geblieben wären. Denn ein solches Verhältnis ist nur verständlich, wenn der Mann das Weib sehr liebt; Sie aber, mein Freund, haben die Dame nicht geliebt. Wenn Sie sich darüber noch nicht klar sein sollten, so kann ich es Ihnen versichern. Hätten Sie sie geliebt, so würden Sie sich von ihr nicht getrennt haben. Sie hätten sie aus Paris nötigenfalls gewaltsam entführt und mit ihr in irgend einem unbekannten Erdenwinkel weitergelebt wie anfangs in St. Valery. Oder Sie wären nach den Philippinen gereist und hätten den Mann auf Leben und Tod herausgefordert, um sie freizukämpfen oder unterzugehen. So handelt Liebe, wenn sie die Urgewalt hat, die sie haben muß, um ein solches Verhältnis vor der höhern, natürlichen Sittlichkeit zu rechtfertigen. Ist sie aber nicht stark genug, um diese Entschlüsse einzugeben, so ist sie unsittlich und muß abgeschüttelt werden."

Wilhelm war nicht überzeugt. „Ich schulde ihr doch Dank dafür, daß sie mich liebt. Das erlegt mir Pflichten auf. Ich habe nicht das Recht, ein Herz zu brechen, das sich mir ganz gegeben hat."

„Dieser Gedanke scheint edel," erwiderte Schrötter bestimmt, „er ist aber in Wirklichkeit eine krankhafte Schwäche. Die Liebe kennt kein Almosen. Man giebt sich ganz oder gar nicht. Glauben Sie, daß ein hochgesinntes Weib es annimmt, wenn Sie ihm sagen: ich liebe dich nicht, ich möchte dich verlassen, aber ich bleibe bei dir, um dir keinen Schmerz zu bereiten, aus Mitleid,

aus Weichseligkeit? Es würde Sie von sich stoßen und tausendmal lieber sterben, als von Ihrer Gnade weiterleben wollen. Ein Weib aber, das nach einer derartigen Erklärung den Mann noch festhalten möchte, ist aus so gemeinem Stoffe, daß ich es einer heftigern Schmerzempfindung gar nicht für fähig halte. Das Weib denkt über diese Frage im Allgemeinen viel richtiger und natürlicher als der Mann. Wenn es nicht liebt, so fühlt es sich zu keiner Rücksicht verpflichtet und die Erwägung, daß es einem Manne Schmerz bereitet, hat es schwerlich jemals davon abgehalten, eine unwillkommene Liebeswerbung zurückzuweisen. Es giebt notwendige Grausamkeiten, mein Freund. Der Arzt weiß das besser als Irgendwer."

Wilhelm schüttelte nachdenklich das Haupt. „Ihre Grausamkeiten sind nicht zu Ihrem eigenen Vorteile verübt, sondern zu dem der Kranken. Für meine habe ich nicht diese Entschuldigung."

„Doch!" rief Schrötter. „Sie heilen die Gräfin von einem krankhaft überspannten Gefühle. Dieser Auguste hat Recht. Sie wird sich trösten."

„Und wenn nicht?"

„Wenn nicht? Ja, was soll ich Ihnen darauf sagen! Das müssen wir eben abwarten. Aber es sollte mich doch sehr wundern. Die gefährlichste Zeit ist vorüber. Wenn Frauen in solchen Fällen eine Tollheit begehen wollen, so thun sie es im ersten Augenblicke. Die Gräfin hat ihre Mutter bei sich, sie hat drei Kinder, sie ist nach Allem, was ich sehe, ungemein beweglichen Geistes und Gemüts, die Verzweiflung wird sich bald geben. Wenn aber nicht, so haben Sie ja auch in einem Jahre Zeit, die Heimkehr des verlorenen Sohnes aufzuführen und das fette Kalb schlachten zu lassen."

Als ihn Wilhelm mit einem Blick ansah, der etwas wie einen verhaltenen Vorwurf ausdrückte, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie finden mich wahrscheinlich lieblos und philiströs, Sie vermissen in meinen Worten den romantischen Hochflug. Das ist ganz natürlich. Die Sprache der Vernunft scheint der Leidenschaft immer flach, und nicht nur der Leidenschaft, sondern auch der Empfindelei und Schwäche. Werden wir fertig. Meinen Rat haben Sie nun. Sie geben kein Lebenszeichen von sich und ermöglichen so der Zeit, ihr Werk zu thun. Suchen Sie selbst zu vergessen und helfen Sie der Dame ehrlich,

es auch ihrerseits zu thun, indem Sie es sich versagen, sie durch Briefe oder sonstige Annäherungen wieder an Sie zu erinnern. Und nun sprechen wir von etwas Anderem. Was haben Sie weiter vor?"

„Nichts," erwiderte Wilhelm mit einer mutlosen Handbewegung. „Ich habe mir sehr wohl gemerkt, was Sie mir zu Neujahr schrieben. Wenn unsere Wünsche unsere Zukunft sind, so giebt es für mich keine Zukunft, da ich keine Wünsche habe."

„Nicht einmal den, wieder mit mir beisammen zu sein?" fragte Schrötter.

„Doch," antwortete Wilhelm rasch und blickte ihm treu in die tiefen blauen Augen.

„Nun sehen Sie. Das Wanderleben taugt Ihnen nichts. Sie müssen trachten, nach Berlin zurückzukommen."

„Aber Sie wissen ja —"

„Natürlich weiß ich. Es muß eben etwas geschehen. Sie müssen bei den Behörden um Zurücknahme der Ausweisung einkommen."

„Dazu raten Sie mir?"

„Ungern, das können Sie sich denken. Aber ich sehe für Sie nichts Anderes zu thun."

„Was sollte ich in einem Gesuche sagen? Ich könnte weder eine Schuld in der Vergangenheit bekennen, noch Besserung für die Zukunft versprechen."

„Nein. Mit Gründen könnten Sie nicht kommen. Es müßte ein nacktes Gnadengesuch sein." Und als Wilhelm unwillkürlich zurückfuhr, setzte Schrötter hinzu: „Man darf in einem solchen Falle nicht stolz sein. Es ist keine Schande, in dem monströs ungleichen Kampfe des Einzelnen gegen die organisierte Gewalt des ganzen Staates sich für besiegt zu erklären und Unterwerfung anzubieten."

„Ein Gesuch, in welchem ich ohne loyale Phrasen und Beteuerungen einfach sagen würde: bitte, erlauben Sie mir, wieder nach Berlin zu kommen, denn es gefällt mir dort besser als überall sonst, wäre doch aber völlig aussichtslos und ich hätte mich umsonst gedemütigt."

„Wir müssen eben Fürsprache haben. Ich werde mich bemühen, ein gutes Wort des Oberbürgermeisters für Sie zu erlangen."

„Würden Sie thun, was Sie mir raten?"

Schrötter schwieg eine kleine Weile, dann sagte er: „Mein Fall ist nicht derselbe. Wenn mir Berlin so nötig wäre wie Ihnen, dann thäte ich es. Gewiß!"

Wilhelm machte eine Miene, als hätte er etwas Bitteres im Mund und müßte es verschlucken. Da strich ihm Schrötter mit der starken Hand über den schwarzen Kopf und sagte zärtlich:

„Ja, Freund Eynhardt, Sie schreiben das Gesuch und es führt hoffentlich zum Ziele. Sie thun es für mich. Ja, sehen Sie mich nur an. Ich bedarf Ihrer. Sie fehlen mir. Ich fange an, ein alter Mann zu werden. Mit sechzig Jahren knüpft man keine neuen Freundschaften mehr an. Um so ängstlicher pflegt man die, welche man hat. Berlin scheint mir ohne Sie öde und nahezu unleidlich. Sie wissen nicht, wie unerträglich die Zustände geworden sind. Man mißbraucht ohne Gewissensbedenken die rührendste und liebenswürdigste Eigenschaft unseres Volkes, seine Dankbarkeit, die es bis zu unzulässiger Schwäche übertreibt. Man sucht Deutschland an Händen und Füßen zu binden, zu knebeln und in den Absolutismus zurückzuschleppen, so lange es in seiner Sentimentalität es nicht übers Herz bringen kann, sich zur Wehre zu setzen. Man schmeichelt den niedrigsten Volkstrieben und zieht sie mit raffinierter Entmannungskunst groß. So ist es richtig gelungen, Deutschland die abscheulichste Form der Selbstvergötterung, den Chauvinismus zu geben. Man vergiftet seine Sittlichkeit durch eine weise Organisation der Käuflichkeit aller Gewissen und aller Überzeugungen. Man verfälscht ihm seine Ideale, indem man den Offizier zum Nationalheiligen dekretiert, vor dem das ganze Volk mit Inbrunst seine Andacht verrichten soll. Die Zeitung, das Buch, das Bild, die Bühne, der Lehrstuhl, Alles predigt: der höchste Ausdruck des Menschentums ist der Offizier und Strammheit, Schneidigkeit, das heißt Unselbstständigkeit, Dünkel, Überhebung, rohes Kraftprotzentum, sind die erhabensten Eigenschaften des Mannes und Staatsbürgers. Das Heer lehrt man vergessen, daß es das Volk in Waffen ist, und erzieht es zu einer Schar persönlicher Diener. Selbst wenn sie ins bürgerliche Leben zurückgetreten sind, sollen die ehemaligen Soldaten die Vorstellung ihres Bedientenverhältnisses sorgfältig weiter pflegen und die geliebte Kaserne mit ihrer

Unterthänigkeit und ihrem Verzicht auf eigenen Willen im Kriegervereine wiederfinden. Wohin ich immer sehe, es kommt mich ein Grauen an. Alles ist zermalmt, alles ist verwüstet, nichts hat der herrschende Wille aufrecht gelassen. Selbst die Jugend, unsere Hoffnung, ist teilweise durchseucht. Ich finde in manchen Studentenkreisen eine Charakterlosigkeit, eine Streberei, eine niedrige Schweifwedelei vor dem Erfolg, eine feige Vergötterung der tierischen Kraft, die ohne Beispiel in unserer Geschichte ist. Instinktiv nimmt diese verfaulte Jugend in jeder Frage Partei für den Starken gegen den Schwachen und für den Verfolger gegen den Verfolgten, in einem Alter, in welchem mein Geschlecht ganz von selbst, ohne nach Recht oder Unrecht zu fragen, sich für jeden Unterdrückten und gegen jeden Unterdrücker leidenschaftlich aufregte. Freilich, wir waren Schwachköpfe, wir Achtundvierziger, und die goldene Jugend von heute, die ich meine, verhöhnt überlegen unsern einfältigen Idealismus. In der Hand des gegenwärtigen Systems ist alles zum Fluche geworden, sogar der Parlamentarismus. Denn er giebt dem Volke kein Mittel, seinen Willen geltend zu machen, und ist ein bloßer Vorwand zu einer allgemeinen Wahlverderbnis geworden. Unsere Beamten, auf deren Unabhängigkeit wir einst so stolz waren, sind in Wahlagenten verwandelt und müssen die Gegner der Regierung verfolgen, bedrücken, peinigen, wenn sie vorwärts kommen wollen. Der Polizeistaat, wie wir ihn nicht mal vor Achtundvierzig gekannt haben. Denn sein Recht ist damals Jedermann geworden, wenn es auch ein kümmerliches Recht war, und der Beamte war nicht der Feind des Bürgers, sondern sein etwas rechthaberischer Vormund und Beschützer. Soll ich Ihnen alles sagen? Die tröstlichsten Menschenerscheinungen, die ich im heutigen Deutschland sehe, sind die Sozialisten. Sie haben Unabhängigkeit, Opfermut, Charakter, Idealismus. Ihr Ideal ist nicht das meinige, ganz und gar nicht. Aber was macht das? Es ist eine Erquickung, Leute zu sehen, die überhaupt ein Ideal haben und bereit sind, dafür zu leiden und zu sterben. Ich sehe sehr schwarz. Ich fürchte, das heutige Geschlecht muß aussterben, ehe das deutsche Volk wieder das gerade, treue, unbestechliche Idealistenvolk wird, das sich an allen Wendepunkten seiner Geschichte für Geistesfreiheit und andere sittliche Ziele fast zu Tode geblutet hat. Wenn nur der Schade kein unheilbarer ist. Wenn

das Volk nur noch genug Lebenskraft übrig behält, um den ihm eingeimpften Giftstoff auszuscheiden und wieder zu gesunden."

Er war in seiner Erregung aufgesprungen und im Zimmer auf und ab gegangen wie ein zorniger Löwe in seinem Käfig. Wilhelm hatte den wie von einem gewaltigen innern Drucke herausgepreßten Redestrom nicht unterbrechen wollen. Jetzt sagte er: „Ich begreife Ihre Auffassung der Verhältnisse sehr wohl. Sie sind als Achtundvierziger ausgewandert und haben Ihre demokratischen Ideale in Ihrem Herzen bewahrt. Zwanzigjährige Entfernung und heiße Sehnsucht nach dem Vaterlande haben Ihnen dieses verklärt. Dann kommen Sie zurück und finden ein Land, dessen geschichtliche Entwickelung mittlerweile ganz andere Bahnen eingeschlagen hat, und die nüchterne Wirklichkeit entspricht in keinem Punkte dem poetischen Bilde, das Sie sich ausgemalt haben. Natürlich sind Sie schmerzlich enttäuscht. Ich kenne diesen Gemütszustand von meinem Vater her. Aber darf ich mir Ihnen gegenüber die Bemerkung erlauben, daß Ihr Urteil hart und vielleicht nicht einmal in allen Stücken begründet ist? Ein Regierungssystem geht vorüber, das Volk bleibt. In seiner Tiefe ist es von der amtlichen Verderbnis unberührt und Sie erkennen ja selbst an, daß die Streber nur einen kleinen Teil der Jugend ausmachen. Mir ist um die Zukunft unseres Volkes nicht bange."

„Sie mögen Recht haben," erwiderte Schrötter ruhiger und blieb vor Wilhelm stehen. „Aber die Gegenwart ist finster. Das steht fest. Doch genug davon. Ich sollte Ihnen das Herz erleichtern und habe in Wirklichkeit das meine erleichtert. Es war gerüttelt voll und ich habe in Berlin niemand, vor dem ich es ausschütten möchte. Sie sehen, ich muß Sie bei mir haben. Also schreiben Sie Ihr Gesuch. Und wenn es nicht bewilligt wird, dann — dann gehen wir zusammen nach der Schweiz oder nach Amerika und lieben aus der Ferne unser Volk ohne Beimischung von Bitterkeit, wie ich es in Indien geliebt habe."

Angesichts dieses tiefen, selbstlosen Kummers über Zustände der Allgemeinheit, der in Schrötters Stimme bebte und aus seinen düsteren blauen Augen sprach, schämte sich Wilhelm beinahe, daß er von seinen eigenen kleinen Schmerzen so viel Aufhebens gemacht hatte. Er erklärte sich bereit, das Gesuch einzureichen, und zum erstenmale seit Wochen wurde er fähig, an etwas anderes zu denken als an Pilar und sein Verhältnis zu ihr.

Schrötter blieb einige Tage, während welcher er fast beständig mit Wilhelm und Paul beisammen war. Die drei fühlten sich durch diesen innigen Verkehr wie um ein Jahrzehnt verjüngt und Paul wiederholte immer: „Wäre es nicht herrlich, Herr Doktor, wenn Sie Beide sich neben mir ankauften und wir wenigstens in den Sommermonaten eine Art gemeinsamen Lebens führen könnten? Ich bin überzeugt, das würde ein Mittel sein um ewig jung zu bleiben.“ Schrötter lächelte über diesen Vorschlag. Er war schon zufrieden, wenn er nur Wilhelm wieder in seiner Nähe haben konnte. Einstweilen riefen ihn Bhani, seine Armen, seine Kranken nach Berlin zurück und er schied mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß Wilhelm ihm bald werde nachkommen dürfen.

Schrötter verlor keine Zeit. Er suchte einflußreiche Leute für Wilhelms Angelegenheit zu interessieren, aber die Schwierigkeiten waren größer, als er sich vorgestellt hatte. Wilhelm war schlecht angeschrieben und die Polizeibehörde nicht von der Überzeugung abzubringen, daß er Sozialist sei und die Partei mit ansehnlichen Geldmitteln unterstütze.

Etwa drei Wochen nach seiner Hamburger Reise traf ein neuer Brief von Auguste an Schrötter ein. Der Diener wunderte sich, daß der Herr Doktor ihm nicht geantwortet habe, und erzählte, es gebe jetzt eine ganz andere Geschichte. Man habe entdeckt, daß die Frau Gräfin sich im Geheimen Morphin-Einspritzungen — Auguste nannte es Morphin-„Stiche“ — mache, und nun müssen zwei barmherzige Schwestern sie Tag und Nacht bewachen, um sie daran zu verhindern. Schrötter urteilte, daß es unnötig sei, Wilhelm von diesem Briefe Mitteilung zu machen.

Auf Wilhelm hatte das Beisammensein mit Schrötter ungemein günstig gewirkt. Seine Selbstquälerei wurde weniger scharf, die Erinnerung an Paris trat in die Vergangenheit zurück und in dem Maß, in welchem sie verblaßte, röteten sich seine Wangen wieder und wurden seine matten Augen heller. Wohl war er noch immer dem Welttreiben fremd und von dem tiefen, dumpfen Gefühle beherrscht, daß sein Leben völlig unnütz sei, aber dennoch hatte er jetzt seit langen Jahren, vielleicht seit seinem Doktor-Examen, zum erstenmale wieder einen Wunsch und eine Hoffnung: den Wunsch und die Hoffnung, daß ihm die Rückkehr nach Berlin gestattet werde.

Am letzten Sonntage des Aprils war Wilhelm Nachmittags auf der Uhlenhorst zu Besuche. Die Übersiedelung der Familie Haber nach Friesenmoor-Haus stand bevor und Paul hatte sich auf das Gut begeben, um einige Anordnungen zu treffen. Man erwartete ihn vor Abend zurück und es war verabredet, daß sie noch eine Spazierfahrt auf der Alster im Ruderboote machen sollten.

Der Frühling war in diesem Jahre früh angebrochen, die Bäume zeigten ein fröhliches Sprossen, die Luft war wunderbar lau und würzig und am herzerquickend blauen Himmel schwammen flockige weiße Wolken, die man nicht ziehen sehen konnte, ohne ihnen mit süßen Träumen und Ahnungen zu folgen. Es war eine Sünde, an diesem schönen Sonntag-Nachmittag im geschlossenen Raume zu bleiben. Malvine schlug also vor, auf die Uferterrasse hinauszugehen und da zu sitzen, bis Paul heimkam.

Die Terrasse gehörte zur Villa in der Karlstraße. Sie lag am Uferwege, der den Namen „An der schönen Aussicht" mit Recht führt, und war viereckig in die Alster hinausgebaut. Eine niedrige Steinbalüstrade faßte sie an drei Seiten ein, die vierte gegen den Uferweg hin bildete ein Eisendrahtzaun mit einer versperrbaren Gitterthür. In einer Ecke der sonst asphaltierten Terrasse war ein rundes Blumenbeet angelegt, in welchem Primeln und Veilchen aufzublühen begannen. Außerdem standen am Steingeländer nach der Wasserseite unter einem zeltartigen Sonnenschirm ein Gartentisch und einige Stühle. Hier nahmen Malvine und Wilhelm Platz, während der kleine Willy sich mit Fido herumtummeln durfte. Rechts an der Terrasse war ein schmaler Hafen mit einem flachen Ruderboote, das später zur Lustfahrt dienen sollte. Das Fahrzeug war an einer hölzernen Lände vertaut, die den kleinen Hafen auf der der Terrasse entgegengesetzten Seite einsäumte und von welcher einige grünbemooste Bretterstufen zum Wasser führten. Die Alster war von der Schneeschmelze und den Frühlingsregen so hoch angeschwollen, daß sie fast bis an die Terrasse emporspülte, und von der Stiege ragte nur eine Stufe über ihren Spiegel hervor. Willy fand es auf der Terrasse etwas langweilig. Er zog es vor, auf der Lände zu spielen und sogar ins Boot zu springen, in das ihm Fido nicht folgen wollte, weil er vor dem Wasser Angst hatte.

Der Blick über die Gegend war zaubervoll. Das entgegen-

gesetzte Ufer glänzte in dem feinen weißlichen Lichte nordischer Frühlingstage wie von Silberlasuren. In der Ferne hingen die Häusermassen und Türme von Hamburg am Horizonte wie ein zartgefärbtes, etwas verwaschenes Transparent-Bild. Den seeartig weiten Spiegel der Alster kräuselte ein leichter Windhauch und in seinen Glanz pflügten rote und grüne Dampfer dunkle Furchen, die lange standen und sich in zahlreichen Krümmungen und Schlängelungen weit hinzogen. Auf dem langsam fließenden Wasser schwammen zahlreiche kleine Ruder- und Segelboote, bevölkert von sonntägig gekleideten Paaren und Gruppen, deren Gespräch und fröhliches Lachen über die Wellen bis ans Ufer herübertönte. Ganz nahe an der Terrasse zog ein Segelboot vorüber, das dem Fährhaus zustrebte. Ein Bursche handhabte die Segelraae, ein kleiner Junge steuerte und auf der Bank saß ein junger Mann und ein frisches, hübsches Mädchen, die einander zärtlich umschlungen hielten und halblaut das Lied „Freut euch des Lebens" sangen. Malvine lächelte, als sie diese Idylle sah, und sagte zu Wilhelm, der in die stille sonnige Schönheit des Rundbildes hineinträumte: „Giebt es etwas Reizenderes an einem solchen Frühlingstag, als sich so zu lieben wie diese beiden Leutchen da vorn?"

Ein Schatten flog über Wilhelms Gesicht. Er sah sich im hohen Gras unter dem Baume mit dem dichten Laube bei St. Valery liegen und über sich eine weiße Hand, die ihn mit zerpflückten Blumen bestreute.

In diesem Augenblicke hörten sie einen kleinen Schrei, dem gleich ein zweiter, ängstlicherer und ein Röcheln folgte. Beide sprangen auf und Malvine stieß einen furchtbaren, markerschütternden Entsetzensruf aus. Gerade vor ihnen, einen halben Schritt von der Terrasse, sahen sie den kleinen Willy inmitten eines Schaumwirbels, den er mit den verweifelt arbeitenden Gliedmaßen erregte. Die beiden Arme waren wild in die Höhe geworfen und ragten über das Wasser hervor, der Kopf mit den fließenden blonden Locken aber tauchte abwechselnd unter und wieder auf und der kleine verzerrte Mund öffnete sich zu krampfhaftem Atmen und Schreien, welches das einströmende Wasser verhinderte. Der heftig schwankende Kahn nebenan erklärte zur Genüge, wie das Unglück geschehen war. Der Knabe hatte sich auf den Rand des Fahrzeugs gestellt, um sich zu schaukeln, war ins Wasser ge-

glitten und von seinen ordnungslosen Bewegungen schon zwei Schritte weit fortgetrieben worden. Fido stand bellend und keuchend auf der Holztreppe und tauchte immer von neuem die Pfote ins Wasser, zog sie jedoch gleich wieder zurück.

Malvine machte mit den Armen eine Bewegung nach ihrem Kinde, die Füße aber blieben gelähmt und sie konnte nur furchtbare, unartikulierte Schreie ausstoßen. Das dauerte kaum einige Sekunden, eben nur die Zeit, die nötig war, um sich vom Vorgefallenen Rechenschaft zu geben, dann stieg Wilhelm blitzschnell auf seinen Stuhl und sprang mit einem Satz über die Balüstrade hinweg ins Wasser. Er verschwand unter dem Spiegel, der Auftrieb brachte ihn rasch wieder empor und er tauchte gerade neben dem Kind auf, das ihn mit der letzten Kraft umklammerte. Wie er es anfing, wußte Wilhelm selbst nicht, aber obwohl er nicht schwimmen konnte, schob er irgendwie den Knaben mit untergehaltenen Armen vor sich her der Terrasse zu und rief mit angstvoller Stimme: „Nehmen Sie ihn! Nehmen Sie ihn!“ In Malvine kam Leben, sie beugte sich über die Balüstrade hinab, und streckte die Arme aus, Wilhelm machte eine Anstrengung und hob den Knaben ein wenig in die Höhe, sie konnte ihn erfassen und umschlingen und zog ihn und, so schien es, auch Wilhelm empor, denn dieser tauchte einen Augenblick bis über die Schulter aus dem Wasser auf. Ein Ruck und sie hatte den ohnmächtigen Knaben über die Balüstrade herübergebracht und hielt ihn in den Armen, während sie unaufhörlich um Hilfe rief. Vom Uferwege, von der Carlstraße, vom Fährhaus eilten Leute herbei, im Nu füllte sich die Terrasse, man nahm der Mutter, die noch immer wie geistesabwesend war, den triefenden Knaben ab, um ihn in das Haus hinüberzutragen, sie brach sich durch den Menschenknäuel Bahn und schwankte nach, da traf der Ruf ihr Ohr: „Da ist ja noch einer im Wasser!“ Erst jetzt fiel ihr auch Wilhelm ein; zu Tode erschrocken wandte sie sich um und stürzte zum Rande der Terrasse zurück. Dort stand eine Reihe Menschen, die heftig gestikulierten und durcheinander schrieen und ihr die Aussicht verstellten. Eine Lücke öffnete sich erst, als zwei oder drei Leute, die mehr Geistesgegenwart hatten als die übrigen, zur Lände hinabstürmten, ins Boot sprangen, es losbanden und abstießen, und nun konnte sie mit namenlosem Entsetzen sehen, daß Wilhelm von der Oberfläche des

Wassers verschwunden war, ohne daß die schlammig getrübten undurchsichtigen Fluten verrieten, wo er untergegangen sein mochte. Bei diesem Anblicke schwanden ihr die Sinne. Als sie wieder zu sich kam, lag sie mit geöffneten Kleidern auf dem Sopha im Rauchzimmer ihres Mannes und ihre Dienstmädchen waren um sie beschäftigt. Sie blickte zuerst erstaunt um sich, dann kam ihr mit einemmale die Erinnerung wieder und sie rief mit bebenden Lippen: „Wie ist es mit Willy? Und Doktor Eynhardt?"

„Herr Willy ist schon ganz munter, man bringt ihn zu Bette," beeilten sich die Mädchen zu erwidern.

„Aber Doktor Eynhardt?"

Darauf hatten sie keine Antwort.

Malvine sprang auf und wollte hinauseilen.

„Gnädige Frau! Gnädige Frau!" riefen die Mädchen entsetzt, „so können Sie doch nicht hinaus."

Sie hielten sie zurück, Malvine suchte sich loszumachen, da wurde ein Geräusch von Schritten und ein Gemurmel vieler Stimmen im Vorhause hörbar: man riß die Zimmerthür hastig auf, der Diener in Jägertracht steckte den Kopf herein, fuhr aber zurück, als er seine Herrin sah, schloß die Thür wieder hinter sich und ging draußen weiter, während die Tritte und das Gemurmel der Stimmen ihm nachzogen.

„Sie haben ihn gebracht," kreischte Malvine und war nicht länger zu halten. Einen Augenblick später wußte sie, daß ihre Ahnung richtig war. Auf dem Billard im Zimmer rechts vom Vorhause lag Wilhelms unbewegliche Gestalt, von den Leuten umstanden, die ihn hereingetragen hatten. Von seinen Kleidern floß das Wasser, bildete kleine Bäche auf dem grünen Tuch und verrann in die Ledertaschen des Billardtisches. Kein Atem hob die Brust und aus den halboffenen glasigen Augen starrte der Tod.

Ein Arzt war bald zur Stelle, man schaffte die Neugierigen aus dem Hause und begann Wiederbelebungsversuche anzustellen, die fast seit einer Stunde ohne Unterbrechung dauerten, als Paul hereinstürzte und mit erstickter Stimme rief: „Doktor, Doktor, lebt er?" Die Dienstboten hatten ihn draußen mit fliegenden Worten von Allem unterrichtet.

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Es ist nichts mehr zu machen."

Paul wollte es nicht glauben. Er duldete nicht, daß man von

den Bemühungen ablasse. Die Abreibungen, die Bewegungen, das künstliche Atmen mußten eine neue volle Stunde lang fortgesetzt werden. Aber der Tod hielt seine Beute fest und ließ sie sich nicht abjagen.

Zwei Tage später, bei grauem Regenwetter, wurde der Tote begraben. Schrötter war zum Leichenbegängnisse von Berlin gekommen. Er sah ganz gebrochen aus und der Gram alterte seine Löwenzüge erschreckend. Malvine und der kleine Willy lagen krank und nur Paul konnte mit Schrötter dem Freund auf dem letzten Gange folgen. Als der Sarg hinausgetragen und auf den Leichenwagen gehoben wurde und Paul zur Thür seines Hauses heraustrat, sah er durch den Thränenschleier, der ihm die Augen verdunkelte, auf der andern Seite der Carlstraße einige hundert Männer in Reih und Glied aufgestellt. Es waren meist junge Leute, doch unter ihnen auch manche ältere, alle ärmlich, aber rein und ganz gekleidet. Sie trugen jeder eine rote Strohblume im Knopfloche, hielten sich unbeweglich wie eine Truppe unter den Waffen und schienen den Befehlen eines Mannes mit ergrauendem Barte zu gehorchen, der ordnend vor der langen, stillen Front auf und ab ging.

Paul war überrascht und fragte den Leichenbesorger, der ihn neben dem Leichenwagen erwartete, wer die Leute seien. Er hatte Niemand eingeladen und erwartete keinen Zulauf, obgleich die Hamburger Blätter über den Unglücksfall lang berichtet hatten.

Der Leichenbesorger ging hinüber, sprach mit dem Manne, der anscheinend der Führer der Truppe war, und berichtete, als er zurückkam: „Es sind Arbeitervereine aus Hamburg und Altona. Ihr Führer sagt, der Tote wäre zwar keiner der Ihrigen gewesen, aber sie wollten ihn ehren, weil er ihnen im Leben Gutes erwiesen.“

7.

Uden horizo.

Am 1. Mai des folgenden Jahres, der auf einen Sonntag fiel, rollte Vormittags ein ziemlich langer Wagenzug auf der Straße von Harburg nach dem Friesenmoor hin. An der Grenze des Gutes machten die Wagen Halt. Vor ihnen erhob sich eine Ehrenpforte aus Tannenreisig und Feldblumen-Gewinden, mit Flaggen und Bändern geschmückt und mit einer goldenen Inschrift auf blauem Schilde, welche lautete:

„Fruchtbarer Arbeit, treuem Fleiß
Gab Königs Gnade ihren Preis."

Ein Verein mit seiner Fahne war neben der Ehrenpforte aufgestellt. Böllerschüsse krachten, der Fahnenträger schwenkte seine Fahne, der Verein brachte drei Hochs aus und sein Vorsteher oder Sprecher trat an den ersten Wagen heran, in welchem neben einem jungen bebrillten Herrn ein Offizier in schöner Landwehr-Dragoner-Uniform, die Brust ganz mit Ordenskreuzen bedeckt, saß. Der bebrillte Herr war der Landrat des Kreises, der Reiter-offizier aber niemand anders als Paul Haber, der jetzt Herr Paul von Haber hieß. Denn er war in den Adelsstand erhoben worden und feierte heute dieses große Ereignis inmitten seiner Gutsbevölkerung und einer Schar eingeladener Gäste, die er, von seinen „jungen Leuten", den vornehmen Praktikanten, begleitet, mit einem Dutzend Wagen vom Bahnhofe zu Harburg abgeholt hatte.

Der Sprecher des Vereins, ein Mann von reichlich fünfzig Jahren mit ergrauendem Barte, feierte den Gutsherrn in einer überschwenglichen Anrede, in der er ihm, dem Siebenunddreißig-jährigen, unter Anderem sagte: „Wir Alle betrachten Sie als unsern Vater und verehren und lieben Sie wie Ihre Kinder." Paul dankte lächelnd mit einigen freundlichen Worten, dann neue

Hochs, neues Fahnenschwenken und Böllerschießen und der Zug konnte sich wieder in Bewegung setzen.

Am Eingange von Kaiser Wilhelms-Dorf erfolgte eine zweite, viel umständlichere Begrüßung. Auch hier gab es einen Triumphbogen und Böller und nicht ein, sondern drei Vereine mit Fahnen und Bannern, dann die Schuljugend mit Pastor und Lehrer an der Spitze und der ganze weibliche Teil der Bevölkerung faßten die Fahrstraße zu beiden Seiten ein und drängten sich haufenweise neben dem Triumphbogen zusammen. Der Pastor hielt eine Rede, ein blondes Schulmädchen sprach ein längliches Gedicht, das der Lehrer im Schweiße seines Angesichtes verfaßt hatte, der Gesangverein trug ein Lied vor, der Jünglingsverein, der die Instrumentalmusik pflegte, flötete und trompetete einen Choral und erst als die allgemeine Freude und Begeisterung sich in Schüssen, Worten, Reimen und Klängen gehörig Luft gemacht hatte, fuhren die Wagen weiter und gelangten endlich vor die Rampe des Friesenmoor-Hauses, wo Frau von Haber, die Frau Brohl und Frau Märker neben sich hatte, die Ankömmlinge empfing. Im Augenblick, als sie vom Wagen stiegen, flogen an der Flaggenstange am Zinnenturme drei Fahnen in die Höhe: zu oberst die schwarzweißrote Fahne des Reichs, dann die weißschwarze preußische Fahne und unter dieser ein grünweißrotes Banner mit einem großen Wappenschild in der Mitte. Diese dritte den Gästen etwas rätselhafte Fahne war das neue Hausbanner derer von Haber und das Wappen der edle Wappenschild dieses Geschlechts, der bei dieser Gelegenheit zum erstenmale von der fröhlichen Maiensonne beschienen und von den Augen der Menschen bewundert wurde.

Es war Paul nicht leicht geworden, sich ein Wappen zu wählen. Seit fünf Monaten, nämlich seit er wußte, daß seine Standeserhöhung beschlossene Sache war, widmete er dieser Frage den besten Teil seines Denkens. Er schwankte lange zwischen edler, altertümlicher Einfachheit und modernerer Sinnbildlichkeit. Ein redendes Wappen, das auf seinen Namen Haber anspielte, war ausgeschlossen, denn es war natürlich nur ein schlechter Witz von Mayboom, dem Possendichter, den er bei einer Anwesenheit in Berlin ins Vertrauen gezogen hatte, daß er einen goldenen Hafersack in grünem Feld annehmen solle. Nachdem er der Reihe nach etwa ein Dutzend Wappen ersonnen, reizend gefunden und

nach einigen Tagen als unzureichend verworfen hatte, blieb er schließlich bei dem, welches jetzt sein stolzes Banner zierte. Es zeigte in grünem Felde drei gewellte Querbalken, Silber, und in einem roten Freiviertel, rechts, eine 1870er Kriegsdenkmünze, Naturfarbe. Die gewellten Querbalken waren eine Anspielung auf die Entwässerungskanäle seines Moorguts und die Denkmünze erinnerte an seine Kriegsthaten. Er vergaß nicht, daß er der Mitgift seiner Frau die Verwirklichung seines Lebensplans verdankte, und wollte ihr eine zarte Huldigung darbringen, indem er jeden Querbalken mit einer naturfarbenen Malve belegte. Er gab diesen Gedanken jedoch auf, als man ihm im Heroldsamte vorstellte, das Wappen würde dadurch überladen und es würde zugleich zu sehr den neugebackenen Adel verraten. Paul versagte sich nichts. Auch einen Wappenspruch legte er sich zu. Der unverbesserliche Mayboom empfahl: „Der Moor hat seine Schuldigkeit gethan." Paul wählte: „Meinem Könige treu." Dem Satze die von einem Beamten des Heroldsamts vorgeschlagene Fassung zu geben: „Minem künege trew", hatte er doch nicht den Mut.

Aber wenn seine Erhebung in den Adelstand ihn in den letzten Monaten auch hauptsächlich beschäftigte und wiederholte Winterreisen nach Berlin veranlaßte, so hörte er darum nicht auf, an den armen Wilhelm zu denken. Sowohl er als auch Malvine und der kleine Willy trugen ein volles Jahr lang tiefe Trauer um den Freund, der sich für sie geopfert hatte, und Paul errichtete ihm auf dem Hamburger St. Georgs-Begräbnisplatz ein prächtiges Denkmal, bei dem weder Granit und Marmor noch Vergoldungen und ausführliche Verse gespart wurden. Das Grabmal gehört zu den Sehenswürdigkeiten des Kirchhofs und der Küster zeigt es den Fremden mit Stolz. Auch die alte Frau Brohl pflegte die Erinnerung an den Dahingegangenen. Ihre Spezialität war zwar das Anfertigen von Fahnen und Bannern geworden, seit Paul unter seinen Guts-Eingesessenen eine ganze Anzahl Vereine, darunter auch einen Krieger- und einen konservativen Wahlverein, gegründet hatte. Sie arbeitete jetzt jahraus jahrein an derartigen Kunstwerken, die sie aus schwerer Seide nähte und mit applizierten Sinnbildern und gestickten Sinnsprüchen und Inschriften so bedeckte, daß sie starrten, als wären sie von Blech, und weder flattern noch rollen konnten. Aber als das Grabdenkmal für Wilhelm eingeweiht werden sollte, da legte sie

Pauls Wappenbanner, an dem sie eben stickte, bei Seite und verfertigte einen Kranz aus Draht und weißen, schwarzen und lila Schmelzperlen, der über anderthalb Meter im Durchmesser hatte und auf dem man zwischen Lorbergewinden Wilhelms Namen und Todestag sowie die Worte: „Ewige Dankbarkeit" las. Etwas Ähnliches hatte man in Hamburg nie gesehen und der Kranz wurde bei der Trauerfeier sehr bewundert.

Paul benahm sich bis ans Ende wie ein Mann von Gemüt und Charakter. Als die Adelsurkunde unterzeichnet war und Paul nach Berlin kam, um beim Kaiser Audienz zu nehmen und für die Gnade zu danken, da ging er zu Schrötter und bat ihn persönlich, die Einladung zu dem Fest anzunehmen, das er am ersten Mai auf seinem Gute zu geben gedachte. „Ich sehe Sie als den Vertreter Wilhelms auf Erden an," sagte er, „und unser Wilhelm darf an diesem Freudentage nicht an meiner Seite fehlen. Ihm verdanke ich Alles. Er hat den Grundstein zu meinem Hause gelegt und mir den Erben erhalten, für den allein ich ja arbeite und strebe. Wenn Wilhelm unter uns weilte, er würde meine Bitte nicht abschlagen und in der Erinnerung daran werden Sie, Herr Doktor, mir auch nicht diesen Kummer bereiten wollen." Die Worte kamen vom Herzen und bezeugten, daß Paul das Bedürfnis empfand, in seiner Weise dem Andenken Wilhelms eine Huldigung darzubringen. Schrötter konnte nicht anders als zusagen.

Er hatte sich von der furchtbaren Erschütterung, die ihm der Tod seines Freundes verursacht, äußerlich anscheinend wieder erholt, innerlich hatte er jedoch den Verlust um so weniger verwunden, als er sich noch häufig mit Wilhelms Angelegenheiten beschäftigen mußte und dadurch genötigt war, in der Erinnerung an ihn zu leben. Wilhelm hinterließ keinen letzten Willen. Nachforschungen ergaben, daß in Löwenhagen bei Königsberg eine sehr entfernte Anverwandte von ihm lebte, die an einen armen Dorfschmied verheiratet und reich mit Kindern gesegnet war. Ihr fiel das Haus in der Kochstraße zu und das war für sie eine Glückswende, über die sich die wackere Gattin und Mutter zu sehr freute, als daß sie im Stande gewesen wäre, Trauer über den Tod des Erblassers zu heucheln, den sie gar nicht gekannt hatte. Alle Papiere Wilhelms überließ sie großmütig Schrötter, nachdem sie durch vorsichtige Umfrage die Überzeugung erworben hatte, daß sie höchstens nach dem Gewichte zu verkaufen waren.

Er schenkte sie dem jungen Manne, den er und Wilhelm aus dem Dörfling'schen Vermächtnisse hatten Naturwissenschaften studieren lassen. Der Beschenkte war begabt und klug und machte dem Vertrauen Ehre, das seine Gönner in seine Zukunft gesetzt. Er fand den ersten Band der „Geschichte der menschlichen Unwissenheit", der die frühmenschlichen Weltanschauungen und deren seelische Gründe behandelte, vollkommen druckfertig vor und zu zwei weiteren Bänden alle Notizen und Literatur-Nachweise, die nur zusammengefügt zu werden brauchten, um das Werk bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, bis zu den Versuchen Lavoisiers, aus denen die Unzerstörbarkeit des Stoffes gefolgert wurde, zu führen. Er gab den ersten Band im Herbste heraus. Auf dem Titelblatte nannte er sich als Verfasser, doch unterließ er als anständiger Mann nicht, in der Vorrede gewissenhaft anzugeben, daß er sich bei der Abfassung des Werkes „der Vorarbeiten eines der Wissenschaft durch einen tragischen Tod zu früh entrissenen Privatgelehrten, des Doktors Wilhelm Eynhardt, bedient habe." Bei den weiteren Auflagen, die rasch nötig wurden, da das Buch großen Erfolg hatte, blieb allerdings diese Vorrede als überflüssig weg. Der zweite Band folgte im nächsten Jahre, der dritte klugerweise erst zwei Jahre später. Weiteres erschien nicht. In diesen beiden Bänden war von Eynhardt gar nicht mehr die Rede. Der junge Mann, dessen Name das Titelblatt des Werkes schmückte, erhielt schon nach dem ersten Band einen Ruf an eine Hochschule, zu deren Zierden er jetzt gehört. Auf Anfragen wegen eines das neunzehnte Jahrhundert behandelnden Schlußbandes antwortet er mit dem Hinweis auf die große Bedenklichkeit einer Geschichte und Kritik unfertiger, noch allseitig diskutierter Hypothesen und Anschauungen und mit unbestimmten Vertröstungen. Schrötter ließ all das achselzuckend geschehen. Er kannte Wilhelms Ansichten über Nachruhm und individuelle Unsterblichkeit und hielt es für zwecklos, den geschickten jungen Professor dafür zu bestrafen, daß er ein Mensch war wie die meisten anderen auch.

Etwa drei Monate nach Wilhelms Tod erhielt Schrötter auch noch einen Brief von Auguste. Er sagte kurz und trocken, der Herr Doktor wolle offenbar nichts mehr von ihm wissen, er schreibe aber ein letztesmal, um seine neue Adresse mitzuteilen, für den Fall, daß man ihm doch noch einmal zu antworten

wünsche. Er habe einen andern Platz suchen müssen, denn Boulevard Pereire sei die Komödie zu Ende. Trotz aller Aufsicht habe sich die Frau Gräfin Morphin verschaffen können und in einer Julinacht, als die das Zimmer mit ihr teilende barmherzige Schwester schlief, habe sie sich so viele „Stiche" gemacht, daß man sie nicht mehr ins Leben zurückrufen gekonnt. Anne behaupte, es sei am Jahrestage der Bekanntschaft der Frau Gräfin mit dem Herrn Doktor geschehen. Ihm, Auguste, habe man bei der Auflösung des Haushalts die Sachen des Herrn Doktors übergeben und er halte sie zu seiner Verfügung. Schrötter antwortete ihm, er solle sie behalten, und schickte ihm auch eine kleine Geldsumme als Vermächtnis Wilhelms. Pilars Selbstmord machte Eindruck auf ihn. Es gab also Frauen, die an Liebe sterben konnten, und zwar nicht im ersten Augenblick eines tollen, leidenschaftlichen Schmerzes, sondern nach Monaten, nachdem die Nerven Zeit gehabt hatten, sich zu beruhigen. „Sie war hysterisch," sagte sich Schrötter, um allerlei peinliche Vorstellungen zu verscheuchen. Ganz gelang ihm dies indes nicht. —

Als ihn nun Paul so beweglich bat, zu seinem Feste zu kommen, nahm er dessen Einladung an und befand sich am 1. Mai unter den Gästen, die Malvine an der Rampe von Friesenmoor-Haus empfing.

Im eichenholzgetäfelten großen Speisesaale, dessen Fenster nach dem Westen sahen, war ein Festmahl von vierundzwanzig Gedecken eingerichtet. Nach ländlicher Art setzte man sich um zwölf zu Tische. Malvine, welche reich gekleidet und geschmückt an der einen Langseite in der Mitte thronte, hatte den Kammerherrn von Swerte (aus dem Hause Hellebrand) und den Landrat zu ihrer Rechten und Linken. Paul, der ihr gegenüber saß, bestand gegen alle Etikette darauf, daß Schrötter an seiner Seite Platz nehme. So war dieser denn sein Nachbar zur Linken, während zur Rechten die seidenrauschende alte Frau Brohl die schöne Stunde mit stillem Entzücken genoß. Die immer bescheidene Frau Märker mußte es sich gefallen lassen, einen Platz hinuntergesetzt zu werden.

Der Pastor sprach bei Beginne des Mahls ein Tischgebet, was den Landrat sichtlich überraschte, doch den Kammerherrn erbaute. Der Jünglingsverein spielte vor den offenen Fenstern Tanzweisen und Märsche. Den ersten Trinkspruch brachte Paul auf den Kaiser aus, worauf der Landrat in wohlgesetzter Rede

auf den Hausherrn und seine Damen trank. Alles stieß mit einer Begeisterung an, welche durchaus nicht gemacht, sondern durch die köstlichen Speisen und edeln Weine völlig gerechtfertigt war. Inmitten des fröhlichen Tumults, während draußen der Tusch von Trompeten und Klarinetten schmetterte, wandte sich Paul zu seinem Nachbar, tippte leise mit dem Fuße seines Glases an den Rand des Glases, das Schrötter erfaßt hatte, und flüsterte ihm, von allen Anderen ungehört, ins Ohr: „Dem Andenken des Einen!" Er kehrte den Kopf jäh ab, neigte ihn über sein Glas und hatte mit der Serviette in seinem Gesicht und an seinen Augen zu schaffen. Schrötter nippte von seinem Wein und schloß die Augen. Man konnte an seiner mächtigen Stirne förmlich sehen, wie ein Gedanke gleich einem Wolkenschatten über sie hinzog.

Das Mahl dauerte reichlich zwei Stunden und brachte Malvine feurige Komplimente vom Kammerherrn ein, die sie mit gutem Gewissen annehmen konnte, da sie wußte, was sie dem großen Hamburger Restaurateur, der es lieferte, zu bezahlen hatte. Beim Nachtische wurde der Stammhalter herumgereicht. Willy, der endlich anfing, auch ein wenig in die Höhe zu wachsen, war unverkennbar ein vornehmes Kind. Er ging sittig von einem Gaste zum andern, wobei ihm der viel zu fett gewordene Fido nicht von der Ferse wich, reichte Jedem mit feinem Anstande die Wange zum Kusse, gab anmutige Patschhändchen und durfte sich mit seinem kurzatmigen Hunde wieder entfernen, nachdem ihn Alles genügend bewundert hatte.

Als die Tafel aufgehoben war, zerstreuten sich die Gäste nach ihrer Neigung. Die Einen rauchten im Herrenzimmer Pauls ausgezeichnete Zigarren, die Anderen gingen ins Dorf hinab und sahen dem Volksfeste zu, das der Gutsherr seinen Leuten ausrichtete und auf dem es bei Gesang und Musik mit Tanzen und Trinken hoch herging, noch Andere machten einen Spaziergang durch die Äcker des Gutes, deren gelber Sandüberzug von der eben erst ihre Halme emporhebenden jungen Saat grün angeflogen war. Es war ein schönes Bild der Freude und des Gedeihens und der Glücklichste inmitten der Herrschaften mit den vom Mahle hochgeröteten glänzenden Wangen und der jauchzenden und stampfenden Dorfleute schien der Hausherr zu sein. Er war reich, angesehen, von blühender Gesundheit, er hatte ein schattenloses Familienleben, Ehrenstellen, zahlreiche Orden, er war

zum Rittmeister in der Landwehr befördert, überdies zur Kavalerie versetzt und nun sogar geadelt worden. Was konnte er noch wünschen?

Nun denn: wenn er glücklich schien, so trog der Schein. Ein Wurm nagte an seinem Herzen. Er hatte gehofft, Freiherr zu werden, und nun war er nur einfacher „Herr von“. So selten ist volles Glück auf Erden . . .

Schrötter erklärte, daß er am nächsten Morgen in Berlin wichtige Geschäfte habe, und verließ gegen halb vier Uhr das Gut. Er litt nicht, daß Paul, wie er es durchaus wollte, seine übrigen Gäste im Stiche ließ und ihn nach Harburg zum Bahnhofe begleitete. Er fuhr allein hin und nahm den Zug, der gegen fünf abging und ihn über Uelzen nach Berlin führte.

Es war nahezu zwei Uhr Morgens, als er seine Wohnung erreichte. Er schlich auf den Fußspitzen in das Schlafzimmer, aber Bhani, die leicht und unruhig schlummerte, wenn er nicht da war, hörte ihn gleich; sie streckte ihm mit einem Freudenruf die Arme entgegen, drückte ihn an sich, während er sie auf die Stirne küßte, und wollte aufspringen, um für seine Bequemlichkeit zu sorgen. Er gestattete das nicht und erklärte, er brauche nichts. So blieb sie denn ruhig und folgte ihm nur mit den Augen, als er seine Handtasche auspackte und alles in Ordnung brachte. Darauf trat er in sein Arbeitszimmer nebenan und schloß die Thür hinter sich. Bhani hörte ihn eine Weile auf und ab gehen, dann schlug ein Knarren an ihr Ohr wie von einer Schublade, die aufgezogen wird. Sie wußte, was das bedeutete, und stieß einen Seufzer aus. Er nahm jetzt sein großes ledernes Buch mit den metallbeschlagenen Ecken hervor, sein Tagebuch, das seit Wilhelms Tode sein einziger Vertrauter war. Das arme schlichte Wesen begriff in seiner morgenländischen Feinfühligkeit sehr wohl, daß ihr Sahib Sorgen hatte, die sie nicht verstand, und Schmerzen, die sie nicht teilen durfte, und sie wäre doch so glücklich gewesen, wenn er hätte ihre Einfalt erleuchten, ihr alles erklären und seine Seele vor ihr ganz öffnen wollen! Der stolze Mann verschmähte das aber in seiner herben Selbstgenügsamkeit und sprach sich nur noch in seinem Tagebuche über das aus, was seinen Geist und sein Gemüt bewegte.

Jetzt saß er in der That an seinem Schreibtisch und schrieb in das große Buch:

„Mein armer Eynhardt! Erst seit einem Jahre verschwunden

und doch ist es schon, als wäre er nie gewesen. Was bleibt von ihm? Ein Buch, das einen fremden Namen trägt, ein Hündchen, das jetzt vielleicht glücklicher ist als damals, da er noch lebte, ein Dutzendkind, das voraussichtlich ein Dutzendmensch werden will, und ein Andenken in meinem Herzen, das an dem nicht mehr fernen Tag aufhört, an welchem dieses Herz stillesteht. Wenn dagegen Haber heute verschwände, so würden ein blühendes Land und Hunderte Menschen, deren Geschick er verbessert hat, laut bezeugen, daß sein Erdenwallen nicht unnütz gewesen ist.

„Und doch war Eynhardt ein herrlicher, auserlesener Mensch und Haber ist die verkörperte Alltäglichkeit. Jener hatte die Augen nach den Sternen gerichtet, dieser starr auf den Boden zu seinen Füßen. Jener hatte die edelste Frucht vom Baume der Erkenntnis gepflückt, die Erkenntnis unseres Nichtwissens, dieser hat den Dünkel, sich für einen Forscher zu halten und Fragen gelöst zu haben. Aber die vornehme, große Seele hinterläßt keine Spur und der platte, mittelmäßige Mensch gräbt seinen Namenszug dauerhaft in die Erde des Vaterlandes. Was fehlte Eynhardt, um nicht nur ein harmonischer, sondern auch ein nützlicher Mensch zu sein? Offenbar der Wille. War aber dieser Mangel organisch? Ich glaube es nicht. Seine hohe sittliche Schönheit bestand ganz aus Ebenmaß und Gleichgewicht und diese Adelsnatur konnte unmöglich verkrüppelt geboren sein, neben ihren Vollkommenheiten unmöglich eines so wesentlichen Organs wie des Willens entbehren. Seine Willenlosigkeit war nur die Folge seiner Einsicht in die Nichtigkeit des Menschentreibens, seine Wunschlosigkeit der Ausfluß seiner Geringschätzung alles Eiteln und Vergänglichen, seine Abkehr von der Welterscheinung tragischer Verzicht, hinter dieser jemals das Wesen, das ewige Ding an sich zu erreichen.

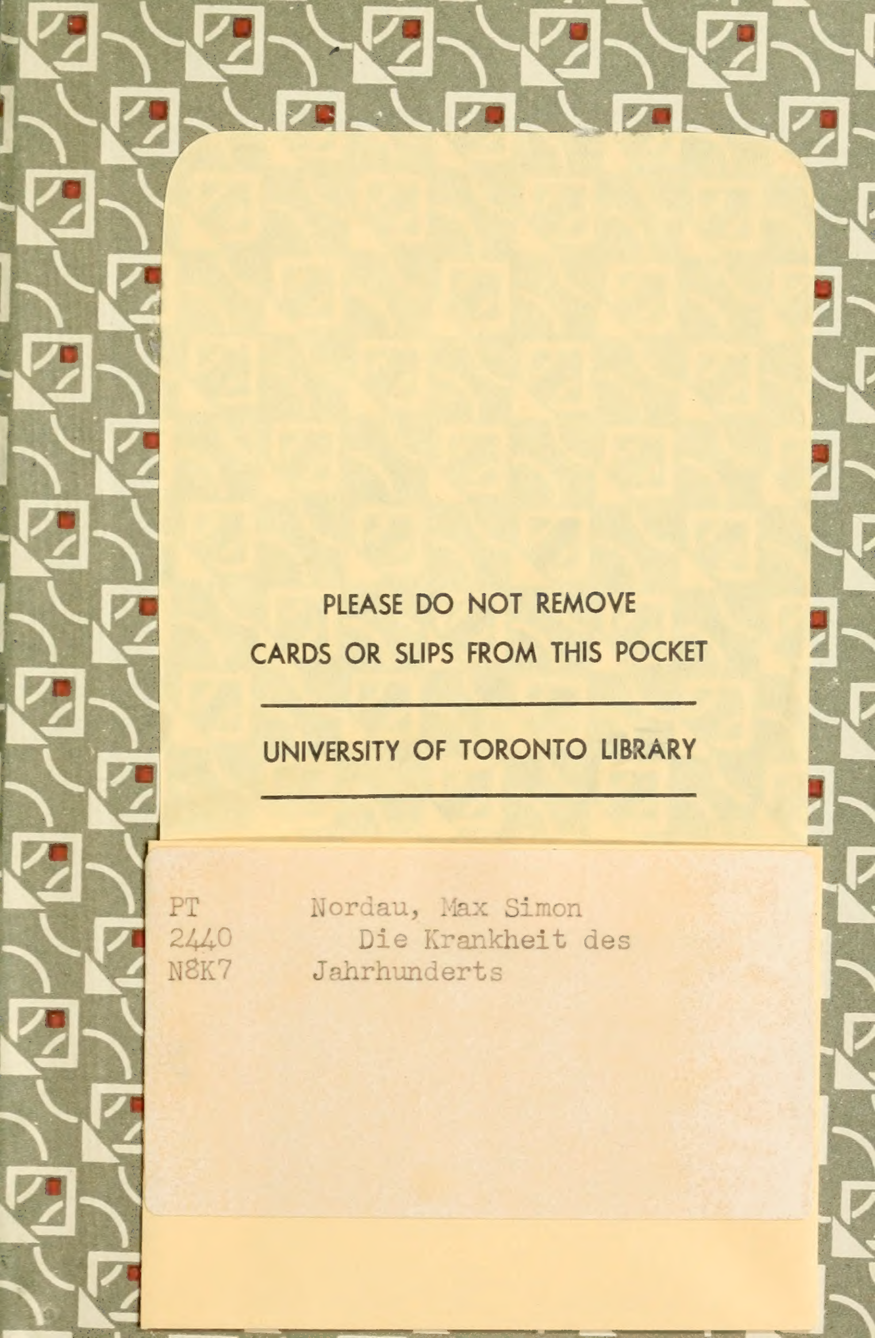
„Warum hatte dieser deutsche Buddhist nicht Habers Freude an Thätigkeit! Welche ideale Blüte der Menschheit wäre er gewesen, wenn er nicht nur gedacht, sondern auch gehandelt hätte! Aber wünsche ich nicht Unmögliches? Schließen die beiden Naturen einander nicht aus? Ich fürchte es. Um unbekümmert das Nächstliegende anzugreifen, darf man nicht darüber hinaussehen. Man muß wie der Stier sein, der auf den roten Mantel losgeht. Er thäte es nicht, wenn er hinter dem Lappen den Mann mit dem Schwert und hinter dem Manne mit dem Schwerte

zehntausend Zuschauer sähe, die doch die Arena nicht verlassen werden, ehe der Stahl sein Herz durchbohrt hat. Wer hinter dem Nächsten die ferneren und fernsten Ursachen sieht oder ahnt, der verliert, vom Schauspiele der Unendlichkeit ursächlicher Verkettung gelähmt, den Mut zum Eingreifen. Und umgekehrt, um diesen Mut zu behalten, um mit Freude und Eifer menschliche Erfolge anzustreben, muß man sich der Menschen und ihrer Einrichtungen bedienen, die Schachpartie des Lebens mit Geduld und nach den kindischen Regeln spielen, allem Kleinen und Unwesentlichen Wichtigkeit beimessen, und dazu wird sich die überlegene Auffassung des Weisen nicht herablassen wollen.

„Ich denke immer wieder darüber nach. Wenn die Menschheit aus lauter Habers bestände, so wäre die Erde blühend, es gäbe sehr viel Brod und Geld, aber unser Leben würde dem des Hornviehs gleichen, das löblich weidet und mistet und zufrieden ist, wenn es wiederkäut. Bestände die Menschheit aus lauter Eynhardts, so wäre unser Dasein ein stetes Lustwandeln voll seliger Ruhe im Garten des Akademos in Gesellschaft Platons, aber die Menschheit würde verhungern und mit diesem weisen und edeln Geschlecht aussterben, wenn nicht die Sonne aus Erbarmen ohne ihre Mitwirkung Körner und Baumfrüchte zeitigte und nicht einige der Philosophie besonders unzugängliche Weiblein die übersinnlichen, leidenschaftlosen Denker in einem Augenblicke mangelhafter Selbstüberwachung überrumpelten und zu kleinen Thorheiten verleiteten.

„In gleicher Ausbildung den engen Gesichtskreis, das naive Selbstvertrauen und den kecken Thätigkeitsdrang Habers und die hohe Idealität und Erkenntnis Eynhardts zu vereinigen ist unmöglich. Man kann nur der Eine oder der Andere sein. Wer hat nun für die Welt größern Wert? Wer hebt die Menschheit zu höheren Entwickelungsstufen? Wer erfüllt seine Menschenpflicht besser? Wessen Weltanschauung und Lebensführung ist die richtigere? Wen möchte ich dem kleinen Haber, den Eynhardt mit seinem Leib aus dem Verderben erlöst hat und in welchem sich gewissermaßen sein Leben fortsetzt, als Vorbild wünschen? Mein alter Pyrrhon, der du zweiundzwanzig Jahrhunderte vor mir der Rede tiefsinniger Brahminen gelauscht hast, ich kann nur mit dir antworten: ‚Ich entscheide nichts.‘ ‚Uden horizo.‘“




PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET
UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
PT 2440 N8K7
Nordau, Max Simon
Die Krankheit des Jahrhunderts

